

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 3²⁰²³

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
69. Jahrgang
Heft 3/2023
14,00 €



850 Jahre Aue



Heinrich Kohl	
Herzlich willkommen im Schacht	233
Uwe Ulrich Jäschke	
Große Kreisstadt Aue-Bad Schlema – Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal	234
Ralf Petermann	
Klösterlein Zelle – ein historischer Sachzeuge der mittelalterlichen Besiedlung des Erzgebirges und des Auer Tales	244
Torsten Nimoth	
Das Putzritzbild aus Klösterlein Zelle in Aue	250
Heinz Poller	
Von der Klostergründung zum Bergstädtlein	255
Stefan S. Espig	
Die Isenburg und das Dorf Wildbach	258
Jens Weißbach	
Alberoda und der Edelhof	261
Matthias Gläser	
Auerhammer	264
Mike Haustein	
Kobalt und Kaolin – die weißblaue Geschichte von Aue-Bad Schlema	267
Frank Müller	
Johann Traugott Lohse (1760–1836) und sein Wirken in Aue und Umgebung	274
Oliver Titzmann	
Bestecke aus Aue	277
Karla Hecker	
Der Auer Werkzeugbau – Präzision aus Tradition	283
Karla Hecker	
140 Jahre Unternehmen Curt Bauer in Aue	288
Gunther Kath	
Die Auer Freimaurerloge	292
Hermann Meinel	
Uran – Bad Schlemas weltgeschichtliche Bedeutung	300
Heinz Poller	
Das Auer Stadtbad in der Hakenkrümme	305
Karla Hecker	
Kunst und Kultur in Aue-Bad Schlema	309
Heinz-Günter Kraus	
Die Friedliche Revolution in Aue	317
Erhard Kühnel und Gerd Lauckner	
Der Jakobsweg Silberberg	322
Mitteilungen	324

Herzlich willkommen im Schacht

Liebe Bürgerinnen und Bürger,
liebe Gäste!

Dieses Heft hat eine lange Vorgeschichte. Bereits 2020 wollte unsere Stadt das größte Volksfest Sachsens ausrichten. Die Planungen waren weit vorangeschritten, und auch die Beiträge dieses Themenheftes waren bereits in Arbeit. Doch dann kam Corona, und das Fest musste abgesagt werden.

Umso mehr freuen wir uns, dass wir in diesem Jahr vom 1. bis 3. September den „Tag der Sachsen“ ausrichten dürfen. Das Besondere ist in diesem Jahr 2023, dass Aue auch das 850-jährige Stadtjubiläum mit einem Festjahr und vielen Veranstaltungen, deren Höhepunkt der „Tag der Sachsen“ ist, feiert.

Das Themenheft der „Sächsischen Heimatblätter“ begleitet Sie durch geschichtliche Ereignisse der letzten 850 Jahre und bietet interessante Einblicke in das Leben unserer Stadt. Den Anfang bildet das „Geburtsort“ der Stadt Aue, das Klosterlein Zelle. Aue und Bad Schlema gehen seit 2019 gemeinsame Wege. Die Industriestadt Aue fusionierte mit einem Kurort mit einmaliger Geschichte, der ein attraktives Kurbad mit in die Städteee einbrachte.

Die Vergangenheit der beiden Kommunen ist von jahrhundertlangem Bergbau bestimmt und vielfach miteinander verknüpft. Deshalb steht der Sachsentag auch unter dem Motto: „Herzlich Willkommen im Schacht“. Unsere jüngste Geschichte mit dem letzten Berggeschrei, dem Uranbergbau, ist so spannend und einmalig, dass ihre Zeugnisse mit dem Welterbetitel bedacht wurden. Gründergeist und Erfindungsreichtum der Industriepioniere bestimmten die Entwicklung beider Orte, auch davon wird in dieser Ausgabe berichtet.

Die Schätze des Erzgebirges verhalfen auch dem sächsischen Königshaus zu Reichtum und Ruhm. So wurde aus Aue das Kaolin für die Porzellanherstellung nach Dresden geliefert und die blaue Farbe, aus den Blaufarbenwerken in Aue und Bad Schlema gleich dazu. In unserer Stadt kann man sich auf Spurensuche begeben und findet in unserem Auer Stadtmuseum und im Museum Uranbergbau in Bad Schlema viele Sachzeugen. Ein Besuch ist immer lohnend. Staunen sie über den Zauber der Brücken-, Bergbau-, Industrie-, und Sport-Stadt Aue mit den Bürgerhäusern im Jugendstil, Brücken aus verschiedenen Epochen, die Heimat des FC



Erzgebirge Aue und des EHV und vieler anderer Sportvereine, der Schwimmhalle, einem Tiergarten und vieler weiterer Freizeiteinrichtungen. Der Kurort Bad Schlema präsentiert sich mit dem Gesundheitsbad ACTINON, dem Golfpark Westerbeirge, den Kurparkanlagen, dem historischen Backhaus, Minigolfanlage, Duftgarten, Wildgehege, Planetenwanderweg, dem alljährlichen Europäischen Blasmusikfestival und vielem mehr.

Traditionsvereine des Bergbaus betreiben Besucherbergwerke in beiden Orten und pflegen ihr reiches Erbe. Voller Vorfreude blicken wir auf die Landesgartenschau im Jahr 2026. Unter dem Motto „Vom Wismutschacht zur Blütenpracht“ soll Bad Schlema herausgeputzt werden und für Kurgäste, Tagestouristen und Einheimische eine besondere Attraktion bilden.

Bis dahin können sie sich schon einmal mit unserer reichen Geschichte und Kultur beschäftigen, die in dieser Ausgabe dargestellt ist. Ein herzliches Dankeschön an alle Autoren und Helfer, die zum Gelingen dieses Themenheftes beigetragen haben.

Kommen Sie zu uns und entdecken Sie unsere Stadt! Viel Spaß beim Tag der Sachsen!

Glück Auf!

*Heinrich Kohl
Oberbürgermeister*





Die Innenstadt von Aue mit
Blick auf die St. Nikolaikirche
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Große Kreisstadt Aue-Bad Schlema

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal

Uwe Ulrich Jäschke

Die Große Kreisstadt Aue-Bad
Schlema in Sachsen,
Kartenausschnitt 1:600000
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

Aue-Bad Schlema gilt als eine der ältesten Ansiedlungen im Erzgebirgsraum. 1173, vor 850 Jahren, beurkundete Kaiser Friedrich Barbarossa die Gründung des Augustiner-

Chorherrenstifts Zelle. Der Ortsname Aue erscheint erstmals 1219 mit „Bertoldus prepositus de Owa“, dem damaligen Propst des Augustinerstifts. Aue liegt in einer Talweitung am Zusammenfluss von Mulde und Schwarzwasser in einer Höhe von 330 Metern. Die umgebenden Berge erreichen Höhen von 564 Metern.

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Aue zu einem respektablen Industriestandort mit heute diversen mittelständigen Unternehmen. Ursprung der Industrialisierung waren der Bergbau und die darauf basierende Weiterverarbeitung der gewonnenen Produkte: Zinn und Silber, im 17. Jahrhundert Eisenerz, Kaolin zur Porzellanherstellung oder Kobalt als blauen Farbstoff. Die hohe Reliefenergie machte die Bäche zum Energielieferanten der gewerblich-industriellen Produktion.

Als Tourismusziel bietet die gründerzeitliche Innenstadt von Aue bemerkenswerte Fassaden und Einsichten. Das Radonbad Bad Schlema bietet Urlaub, Kur oder Wellness für Jeden. Die Landschaft um Aue-Bad Schlema lädt jeden zum Wandern und Radfahren ein.



Die Lage

Die Große Kreisstadt Aue-Bad Schlema liegt im Erzgebirge an der Zwickauer Mulde. Die Nachbarstädte sind Hartenstein, Lößnitz, Lauter-Bernsbach und Schneeberg. Von der Bevölkerungszahl her gilt sie gerade noch als Kleinstadt. Von der zentralörtlichen Funktion gehört sie dem Mittelzentralen Städteverbund Silberberg an, zu dem außer Aue und Bad Schlema die Städte Lauter, Lößnitz, Schneeberg und Schwarzenberg gehörten. Ziel des 1996 gegründeten Verbundes war es, über einen längeren Zeitraum durch Fusion der beteiligten Kommunen eine neue Mittelstadt entstehen zu lassen. Von den genannten Kommunen fusionierten 2013 die Stadt Lauter mit Bernsbach zur Stadt Lauter-Bernsbach, während die Stadt Schneeberg 2016 aus dem Verbund austrat. Ab 2019 schlossen sich die Stadt Aue und die Gemeinde Bad Schlema zur Stadt Aue-Bad Schlema zusammen.

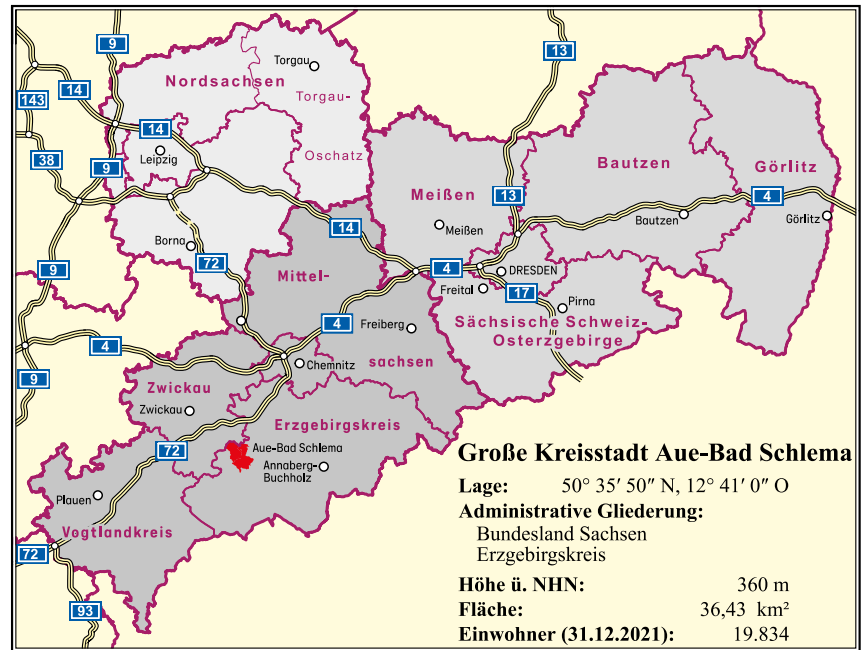
Die Stadt liegt nicht direkt an einer Autobahn, ist aber mit der A 72 über die Anschlussstellen Stollberg-West (13) über die B 169, Hartenstein (12) über die S 255 und über die B 93 mit Zwickau-Ost (11). Die Stadt selbst wird von den Bundesstraßen B 169, B 283 und B 101 durchquert. Die B 93 endet an der B 169 im Nachbarort Schneeberg.

Aue-Bad Schlema wird von der Deutschen Bahn AG mit dem Regionalexpress RB 95 bedient. Die Strecke führt von Zwickau nach Schwarzenberg und weiter nach Johanngeorgenstadt mit zwei Bahnhöfen auf der Gemeindefläche in Bad Schlema und Aue. Eine weitere Schienenanbindung ist die Stadtbahn Chemnitz, die mit der Strecke C 13 den Hauptbahnhof in Chemnitz mit dem Bahnhof in Aue verbindet. Der zweite Haltepunkt ist Aue Erzgebirgsstadion. Die Fahrzeit beträgt ca. 1 ½ Stunden. Der Öffentliche Personennahverkehr wird durch 29 Buslinien der Regionalverkehr Erzgebirge GmbH abgedeckt.

Die nächstgelegenen Flughäfen sind der Flughafen Dresden (115 km), der Flughafen Leipzig-Halle (143 km) und der Leipzig-Altendorf Airport (72 km).

Administrative Einordnung

Die Zuordnung der Stadt Aue zur jeweiligen übergeordneten administrativen Einheit ist in den letzten 150 Jahren sehr wechselhaft gewesen. In ihr spiegelt sich die Modernisierung der politischen Verwaltung des Königreich Sachsens im 19. Jahrhundert genauso wie die systembedingte politische Neugliederung im 20. Jahrhundert wider, der letztendlich immer ökonomische Ursache zu Grunde lagen. Dabei werden die unteren administrativen Einheiten



(Gemeinde und Kreis) immer größer und unbequemer für die Bürger: gewachsene historische Beziehungen werden durch neue politische Grenzen gestört oder gar zerstört.

Das Anwachsen hat aber auch Konsequenzen für die verwaltenden Kommunen, die Kreisstädte. Sie verlieren durch die Fusion von Landkreisen zentralörtliche Funktionen und damit an Bedeutung. Der Freistaat Sachsen kompen-

Die Große Kreisstadt Aue-Bad Schlema im Erzgebirgskreis.
Kartographie:
Uwe Ulrich Jäschke, 2023

Administrative Zuordnung der Stadt Aue von 1874 bis 2008

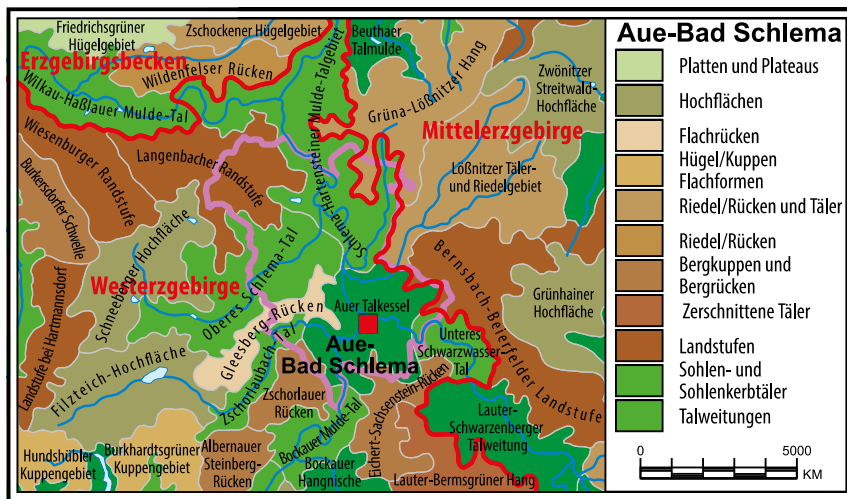
Jahr	Politische Einheit	Kreisstadt	Bemerkung
1874	Amtshauptmannschaft Schwarzenberg	Schwarzenberg	aus den Gerichtsamtsbezirken Eibenstock, Grünhain, Johanngeorgenstadt, Schneeberg und Schwarzenberg
1878	Amtshauptmannschaft Schwarzenberg	Schwarzenberg	+ Gerichtsamtsbezirk Lößnitz der schönburgischen Herrschaft Hartenstein
1924	Aue bezirkfrei	Schwarzenberg	
1939	Landkreis Schwarzenberg	Schwarzenberg	Amtshauptmannschaft wird Landkreis
1945	Unbesetztes Gebiet	Schwarzenberg	42 Tage
1946	Landkreis Schwarzenberg	Schwarzenberg	Aue wird wieder in den Landkreis eingegliedert
1947	Landkreis Aue	Aue	(1947: 6 Städte/36 Gemeinden)
01.07.1950	Landkreis Aue	Aue	(1950: 7 Städte/43 Gemeinden)
17.12.1951	Landkreis Aue	Aue	Johanngeorgenstadt und Schneeberg als Stadtkreise ausgegliedert. Landkreis geteilt: Aue und Schwarzenberg
25.07.1952	Kreis Aue	Aue	
23.11.1958	Kreis Aue	Aue	Schneeberg rückgegliedert
17.05.1990	Landkreis Aue	Aue	(1990: 6 Städte/17 Gemeinden)
01.08.1994	Westerzgebirgskreis	Aue	(2006: 8 Städte/9 Gemeinden)
01.01.1995	Aue-Schwarzenberg	Aue	Landkreis umbenannt
01.08.2008	Erzgebirgskreis	Annaberg-Buchholz	Aue wird Große Kreisstadt

siert diesen Funktionsverlust durch die Ernen-
nung der ehemaligen Kreisstadt zur Großen
Kreisstadt und damit zur Ausübung bestimmter
kommunaler Aufgaben im neuen Landkreis.

Der Naturraum

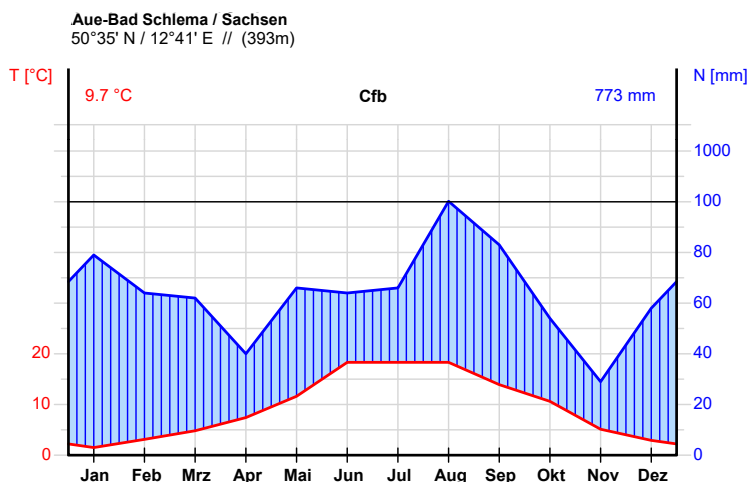
Das Stadtgebiet von Aue-Bad Schlema liegt am
nördlichen Rand des Sächsischen Bergland und
Mittelgebirge, an der Nahtstelle zwischen den
Makrogeochoren Westerzgebirge und Mittel-
erzgebirge. Die Stadtgrenze im Osten tangiert
die Makrogeochorengrenze und bildet kleine
Flächen des Mittelerggebirges im Stadtgebiet.
Das Erzgebirge ist eine im Süden angehobene
Pultscholle, die durch eine strake Zertalung den
Eindruck eines Gebirges erzeugt. Als Grundge-
stein treten Para- und Orthogneise sowie Phylli-
te und Granite auf. Die Landschaft ist durch den
Bergbau geprägt und verändert.

Naturräumliche Einheiten im
Stadtgebiet von Aue-Bad Schlema
Kartographie:
Uwe Ulrich Jäschke, 2023



Klimadiagramm für
Aue-Bad Schlema
Datenbasis: https://www.wetterdienst.de/Deutschlandwetter/bad_schlema/Klima/

Die Bodengüte liegt im Kammbereich bei 10 bis
30, im Süden durch eine leichte Lößbedeckung
bis 40. Im Stadtgebiet Aue-Bad Schlema sind die
besseren Böden in der Nordhälfte zu finden.
Die Täler und Talweitungen haben flächenmä-
ßig den größten Anteil am Stadtgebiet. Durch



den Zusammenfluß der Zwickauer Mulde und
dem Schwarzwasser wurde der Auer Talkes-
sel „ausgeräumt“. Zahlreiche Bäche wie der
Zschorlaubach, die Schlema und die Lößnitz
haben die umliegenden Landstufen und Rücken
zertalt. Einige der umgebenden Höhen ragen in
das Stadtgebiet hinein: Im Süden der Eichert-
Sachsenstein-Rücken mit dem Eichert und dem
Heidelsberg und im Westen der Gleesberg-
Rücken mit Brünlasberg und Wildbach auf der
Langenbacher Randstufe. Im Nordosten liegt
Alberoda am gleichnamigen Bach im Grüna-
Lößnitzer Hang. Im Auer Talkessel steigt der
Zeller Berg zur Bernsbach-Beierfelder Landstu-
fe an. Aus dem Auer Talkessel entwickelt sich
nach dem Zusammenfluss von Zwickauer Mul-
de und Schlema ein Kerbtal, das das Stadtgebiet
nach Norden ins Erzgebirgsbecken entwässert.
Das Klima in Aue-Bad Schlema ist wie in der
ganzen Region Cfb, ein warmgemäßigtes Re-
genklima (Seeklima) nach Köppen und Gei-
ger, mit einem Übergang zum Kontinentalkli-
ma. Die durchschnittliche Jahrestemperatur
beträgt auf Grund der Gebirgslage 9,7 Grad Cel-
sius, die wärmsten Monate sind Juni, Juli und
August mit einer Durchschnittstemperatur von
18,3 Grad Celsius. Der Januar ist in der Klima-
periode 1990 bis 2020 mit 1,5 Grad Celsius der
kälteste Monat.

Der regenreichste Monat ist der August mit 108
Millimeter Niederschlag. Die geringste Nieder-
schlagsmenge verzeichnet der Monat Novem-
ber mit 29 Millimeter. Der Jahresdurchschnitt
liegt bei 773 Millimeter.

Aufgrund der Kessellage von Aue-Bad Schlema
können die Klimawerte auf den Höhen gering-
fügig abweichen.

Stadtgliederung

Nach der Fusion der beiden Kommunen Aue und
Bad Schlema 2019 wurde das Stadtgebiet in vier
amtliche Ortsteile eingeteilt, die im Kern eigen-
ständige Gemeinden waren. Das sind Alberoda,
Aue, Bad Schlema und Wildbach. Neben diesen
amtlichen Ortsteilen mit kommunal wirkenden
Ortschaftsräten gibt es in den Ortsteilen noch
Gemarkungen und Ortsgebiete oder Stadtteile
ohne kommunale Selbstverwaltung, die aber für
die lokale Identität der Einwohner wichtig sind.

Ortsteil Alberoda

Bei seiner Ersterwähnung 1403 war Alberoda
ein einreihiges Waldhufendorf. Diese Dorf-
form hat sich bis heute im Ortsbild erhalten.
Im Nordosten der Siedlung liegt der Edelhof
Alberoda, eine ehemalige Wasserburg, aus der
sich ein Rittergut entwickelte. Die Burg diente
dem Schutz der alten böhmischen Straße. Heu-
te wird das Herrenhaus des Edelhofs als Gast-
haus genutzt.

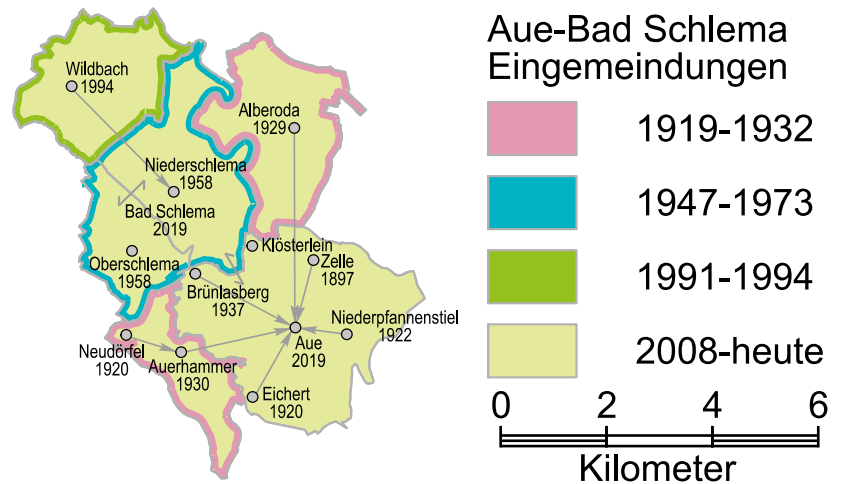
Mit der Industrialisierung von Aue wurde Alberoda zum Wohnvorort, und ein neuzeitlicher Ausbau begann. 1929 wurden die Landgemeinde und das Rittergut nach Aue eingemeindet. Der bäuerliche Charakter des Dorfes blieb lange weitestgehend erhalten. Das änderte sich durch die Anlage des Gewerbegebietes Alberoda I 1995 sowie des Gewerbegebietes Alberoda II 2011 im Südwesten des Dorfes.

Die älteste erwähnte Siedlung im Stadtgebiet von Aue ist das Klösterlein, eine Augustiner-Chorherren-Propstei an der Mulde. Mit dem Kloster war ein einreihiges Waldhufendorf verbunden, das man als Zelle bezeichnete. Außerhalb des Dorfes Zelle entwickelte sich wiederum am Zusammenfluss von Mulde und Schwarzwasser das Dorf Aue als landwirtschaftliche Siedlung. Das Marktrecht erhielt Aue erst 1627, nachdem der Ort im 15. Jahrhundert durch Abbau von Zinn-, Silber- und Kobalterzen zum Bergort geworden war.

Während des Dreißigjährigen Krieges wurde Aue mehrmals geplündert, und auch die Pest und andere Krankheiten dezimierten die Bevölkerung im 17. Jahrhundert. Trotz dieser Rückschläge wandelten sich die Erwerbsquellen im 17. und 18. Jahrhundert, die gewonnenen Erze wurden vor Ort aufbereitet und weiterverarbeitet. Die Bevölkerungszahl stieg.

1858 erhielt Aue einen Eisenbahnanschluss, und durch weitere Industriebetriebe wurde Aue zu einer Industriestadt. Durch die Eingemeindung der Landgemeinde Zelle 1879 war auch Raum für den Wohnungsbau gewonnen worden, da durch die Industrialisierung ein starker Wohnungsmangel herrschte. Weitere Eingemeindungen aus diesem Grund folgten.

Vor dem Ersten Weltkrieg hatten sich eisenverarbeitende Betriebe, der Maschinenbau für Textil- und Blechverarbeitungsmaschinen und die Textilindustrie entwickelt. Die Nutzung der Wasserkraft der vielen Bäche wurde durch Dampfmaschinen und Elektroantriebe abgelöst. Der Erste Weltkrieg mit Kriegsproduktion und dessen Folgen führte zur Stagnation der industriellen Entwicklung. In der Zwischenkriegszeit arbeiteten die Betriebe in Aue wieder unter Hochlast. Die Stadt wurde immer städtischer, Theater, Kinos, Kaffeehäuser, weitere Parkanlagen und Vereine entstanden.



Mit dem Zweiten Weltkrieg wurde die Wirtschaft wieder auf Kriegsproduktion umgestellt. 1945 wurde Aue durch die sowjetische Besatzungsmacht übernommen. In der Folgezeit wurden sechs große Fabriken beschlagnahmt und demontiert. Das behinderte den wirtschaftlichen Neuanfang.

1946 wurde der Uranbergbau durch die spätere SDAG Wismut eröffnet. Die Bevölkerungszahl stieg auf rund 40.000 Einwohner an, neue Wohnviertel wurden in den städtischen Randbereichen errichtet, die städtische Infrastruktur wurde verbessert. Die Boomzeit der Stadt war zwischen 1950 und 1970. Dann waren die Uranerze ausgebeutet, und die Zahl der Arbeitsplätze ging stark zurück. Das wirkte sich auch auf die Einwohnerzahl aus.

Nach der Friedlichen Revolution 1989/90 wurde viele Betriebe geschlossen. Auch Rationalisierung und Automatisierung kosteten Arbeitsplätze. 1997 war die Einwohnerzahl auf 16.012 gesunken.

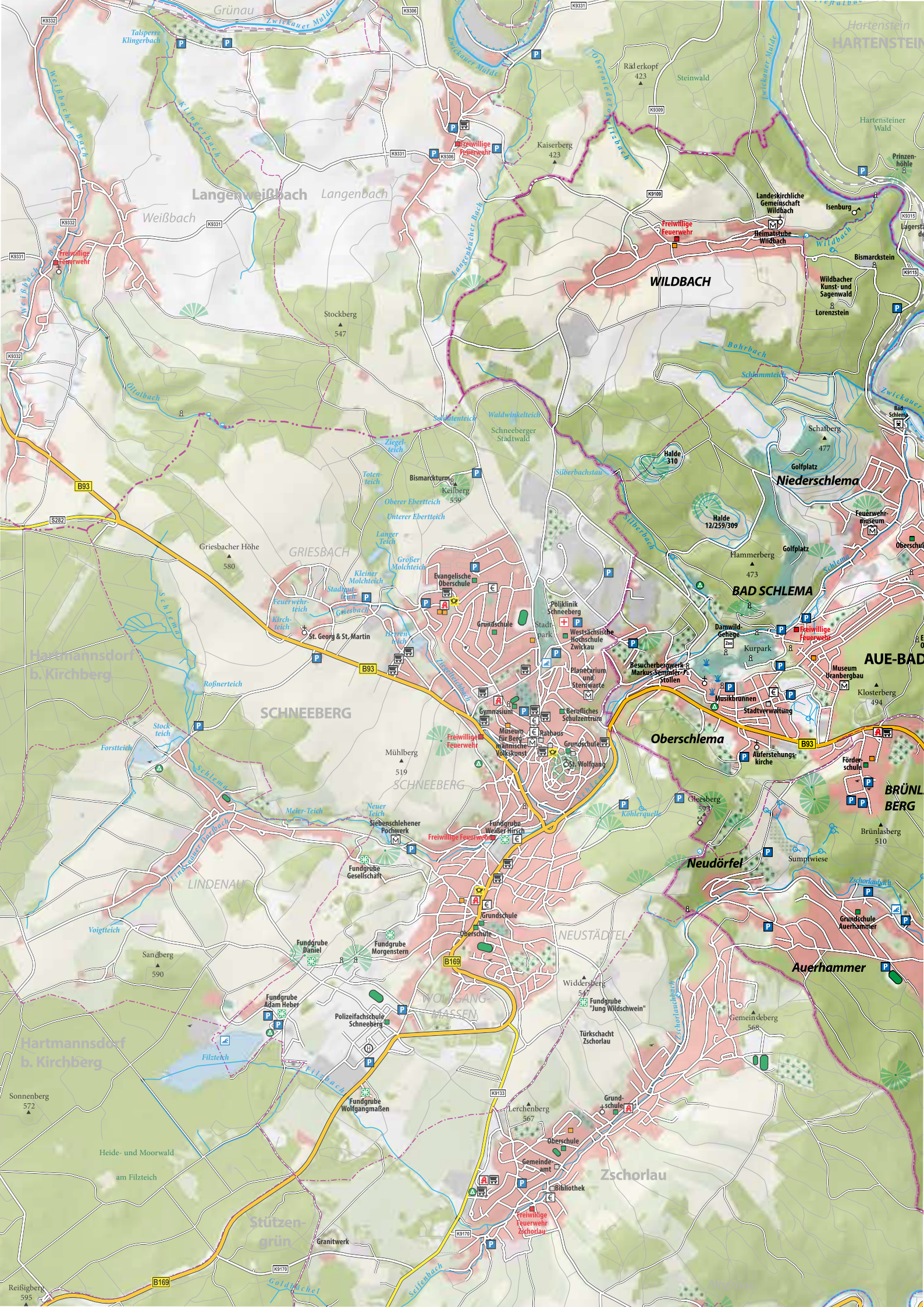
Mit der sächsischen Verwaltungsreform von 2008 verlor Aue den Kreissitz und mit der gesunkenen Einwohnerzahl die Funktion als Mittelzentrum. Mit der Idee des Städtebundes Silberberg 1996 und der Fusion mit Bad Schlema

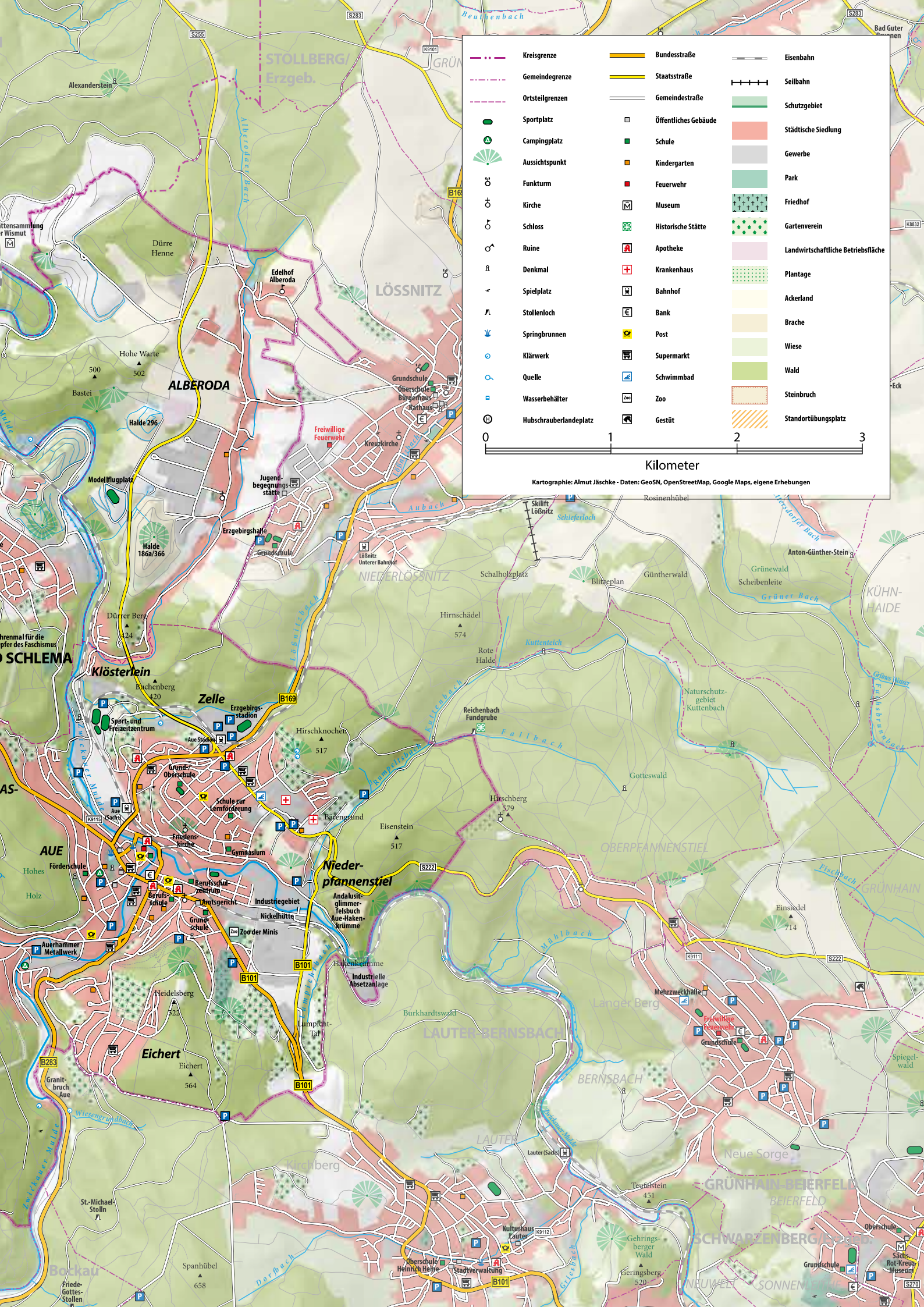
Eingemeindungen und Fusionen
Infografik: Uwe Ulrich Jäschke

links: Gehöfte in Alberoda
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Blick auf Aue, Postkarte, um 1930
Sammlung Olaf Titzmann







	Kreisgrenze		Bundesstraße		Eisenbahn
	Gemeindegrenze		Staatsstraße		Seilbahn
	Ortsteilgrenzen		Gemeindestraße		Schutzgebiet
	Sportplatz		Öffentliches Gebäude		Städtische Siedlung
	Campingplatz		Schule		Gewerbe
	Aussichtspunkt		Kindergarten		Park
	Funkturm		Feuerwehr		Friedhof
	Kirche		Museum		Gartenverein
	Schloss		Historische Stätte		Landwirtschaftliche Betriebsfläche
	Ruine		Apotheke		Plantage
	Denkmal		Krankenhaus		Ackerland
	Spielplatz		Bahnhof		Brache
	Stollenloch		Post		Wiese
	Springbrunnen		Supermarkt		Wald
	Klärwerk		Schwimmbad		Steinbruch
	Quelle		Zoo		Standortübungsplatz
	Wasserbehälter		Gestüt		
	Hubschrauberlandeplatz				

0 1 2 3
Kilometer

Kartographie: Almut Jäschke - Daten: GeoSN, OpenStreetMap, Google Maps, eigene Erhebungen

Der Zeller Berg
mit dem Ortsgebiet Zelle
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



2019 konnte die Bevölkerungszahl 2021 auf 19.834 Einwohner gehoben werden. Ob der Rückgang der Bevölkerung längerfristig aufgehalten werden kann, wird die Zukunft zeigen.

Ortsgebiet Klösterlein

Das Augustiner-Chorherren-Kloster Zelle ist die Keimzelle des heutigen Aue. Das Kloster entwickelte sich nur marginal und wurde deshalb Klösterlein genannt. 1525 wurde das Kloster durch aufständische Bauern gestürmt und 1527 in Folge der Reformation aufgelöst und in ein Rittergut umgewandelt.

Ortsgebiet Zelle bzw. Zeller Berg

Nach der Auflösung und dem Verkauf des Klos-

ters Zelle wurde vom ersten Besitzer eine Mühle und eine Schmelzhütte am Lößnitzbach angelegt. Nach dem Historischen Ortsverzeichnis solle sich in der Gemarkung ein einreihiges Waldhufendorf befunden haben. Aus der Bauernflur Zelle wurde 1857 die Landgemeinde Zelle gebildet. 1897 wurde das Dorf Zelle nach Aue eingemeindet, der Gutsbezirk Klösterlein folgte 1922. Zwischen 1950 und 1959 entstanden auf dem Zeller Berg rund 1.300 Neubauwohnungen, die das Orts- und Landschaftsbild völlig veränderten.

Ortsgebiet Niederpfannenstiel

Im Jahr 1922 wurde die Gemarkung Niederpfannenstiel nach Aue eingemeindet. Entstanden ist die Siedlung als Werkweiler um eine



Nickelhütte Aue
in Niederpfannenstiel
Foto: Wikimedia (Angela M. Arnold)

im 17. Jahrhundert gegründete Farbmühle. Aus dem Mühlenstandort mit Herrenhaus wurde ein Industriestandort mit einem Blaufarbenwerk. Daraus entwickelte sich eine Hütte mit modernen metallurgischen Verfahren. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der zweite Standort der VEB Nickelhütte in Oberschlema durch den Uranbergbau zerstört. Lediglich der Standort Niederpfannenstiel konnte nach intensiver Umgestaltung weiterbestehen. Seit 1991 ist die Nickelhütte Aue GmbH eines der führenden Unternehmen beim Recycling von Metallen aus der Elektromobilität.

Ortsgebiet Auerhammer

Der Auerhammer wurde 1930 nach Aue eingemeindet. Im 16. Jahrhundert wurde der Werksweiler als Hammermühle erstmals erwähnt. Nach einem Brandschaden wurde die Anlage 1682 zu einem modernen Eisenhammerwerk mit Hochofen, Blechhämmern, Zinnhaus, Frischofen, Rennfeuer, Stabfeuer, Schmiede, Brett- und Mahlmühle sowie einem Eisen- und Schlackenpochwerk ausgebaut. Um 1820 wurde die Produktion eingestellt. Als weiterer Produktionszweig folgte 1829 am Standort die Herstellung von Argentan (Neusilber), einer Legierung aus Kupfer, Nickel und Zink. Daraus entwickelte sich eine Besteckfabrikation, die erst nach der Wende in den 1990er Jahren ihr Ende fand.

Ortsgebiet Neudörfel

Die Landgemeinde Neudörfel wurde 1920 nach Auerhammer eingemeindet. Ein altes Haus (Festes Haus?), das 1559 urkundlich erwähnt wurde, war der Ursprung einer kleinen Streusiedlung, die 1573 erstmals als „Neudörfel“ bezeichnet wurde. Die Einwohner



lebten vom Getreideanbau im Auer Tal. Bis in die Neuzeit war der Ort landwirtschaftlich geprägt. Heute ist Neudörfel eine Wohnsiedlung.

Industrieller Wohnungsbau in Brünlasberg

Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Ortsgebiet Brünlasberg

Das historische Ortsverzeichnis von Sachsen gibt als erste Erwähnung des Vorwerks am Brünlasberg das Jahr 1550 an. Das Gut lag an einer Fernverkehrsstraße von Chemnitz über Stollberg, Schlema, Niederschlema in Richtung Eibenstock zum Frühbußer Pass nach Böhmen. 1826 wurde vom Gutsherrn an der Straße ein Gasthof angelegt, der auch von den folgenden Besitzern bis nach dem Zweiten Weltkrieg betrieben wurde. 1937 erfolgte die Eingemeindung nach Aue. In den 1960er Jahren riss man Gut und Gasthof ab, um Platz für das Wohngebiet Brünlasberg zu machen, dessen Grundstein 1969 gelegt wurde. 1972 waren die Bauarbeiten abgeschlossen.



Blick auf den Unteren Eichert
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



oben: Bad Schlema-Oberschlema
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

darunter: Kurhaus in Bad Schlema
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Ortsgebiet Eichert

Das Ortsgebiet Eichert liegt südlich des Auer Stadtzentrums am gleichnamigen Berg. Es wurde 1920 aus dem Besitz des Lauterer Staatsforstes gekauft, um dort eine Wohnbebauung für die Arbeiterschaft von Aue zu schaffen. Ab 1920 errichteten verschiedene Bauträger dort die Reihenhaussiedlung „Waldsiedlung Am Eichert“. Heute ist dieses Gebiet durch eine Erhaltungssatzung geschützt.

1964 wurde der untere Hang des Eicherts mit viergeschossigen Plattenbauten bebaut. 1981 folgten weitere elfgeschossige Betonplattenbauten.

Unterhalb des Heidelsberges in Richtung Auerhammer ist seit den 1920er Jahren die Schrebergartenanlage des Kleingartenvereins Aue Eichert 1 e.V. angelegt.

An der Bockauer Talstraße im Unteren Eichert wurde in den 1990er Jahren ein kleines Gewerbegebiet entwickelt.

Ortsteil Bad Schlema

Der heutige Ortsteil Bad Schlema besteht aus den ehemaligen Ortschaften Niederschlema und Oberschlema, beide als Waldhufendörfer 1394 im Tal der Schlema ersterwähnt. Die damalige Dorfform lässt sich in der neuzeitlichen Überprägung heute nicht mehr wiederfinden.

Der Haupterwerb in beiden Dörfern war der Bergbau auf Eisen und Kupfer, der ab 1500 rückläufig war, sowie die Erzeugung von Kobalt aus Schneeberger Erzen ab 1644 in einer Blaufarbenmühle.

Die benachbarte Stadt Schneeberg kaufte 1569 Oberschlema und 1691 Niederschlema. Erst mit der Sächsischen Landgemeindeordnung von 1838 wurden die beiden Dörfer eigenständige Landgemeinden. Mit dem Eisenbahnanschluss von Niederschlema entwickelte sich aus der Tradition der Eisenverarbeitung ein Industriestandort mit einer Eisengießerei, einer Maschinenfabrik und einer Papier- und Kartonagenfabrik.

In Oberschlema wurde während des Ersten Weltkrieges ein „Radiumbad“ nach dem Vorbild von St. Joachimsthal entwickelt und 1918 eröffnet. Der Erfolg der Radontherapie führte bald zur Erweiterung der Kuranlagen. Durch die Zunahme von Kurgästen wuchs auch die Zahl der Beherbergungsmöglichkeiten. Oberschlema war zu Kurort geworden.

1946 musste der Kurbetrieb auf Anordnung der sowjetischen Besatzungsmacht eingestellt werden. Das Kurgebiet und später der gesamte Ortskern wurden zur Bergbaulandschaft mit Halden und einem Deformationsgebiet. 1958 waren die beiden Orte aus Schneeberg ausgegliedert und zu einer selbständigen Gemeinde Schlema zusammengefasst worden.

Nach 1989 war der Ort Oberschlema verwüstet. Aber auch hier war es durch die Initiative der Gemeinde Bad Schlema und den Fördermitteln von Land und Bund möglich, den Kurbetrieb nach der Sanierung 1992 wieder aufzunehmen. 2005 erhielt der Ort das Prädikat „Bad“. 2019 erfolgte die Fusion mit der Nachbarstadt Aue.

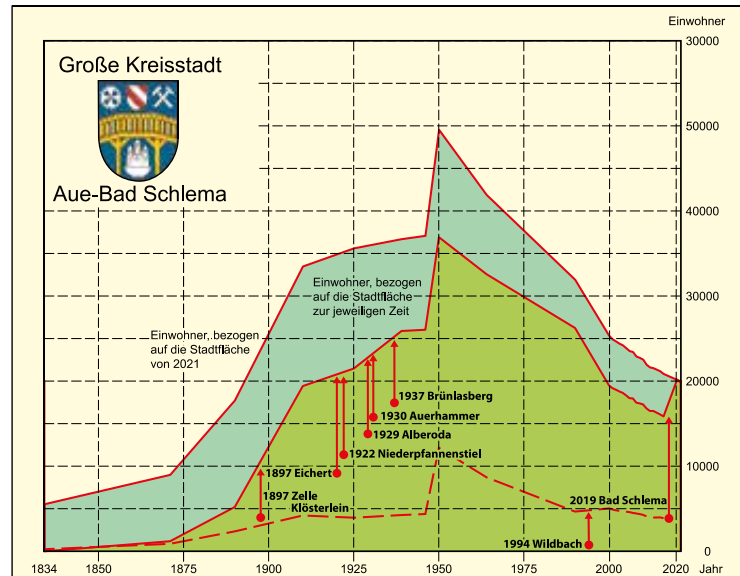
Ortsteil Wildbach

Wildbach liegt auf der Langenbacher Landstufe im Kerbtal des gleichnamigen Dorfbaches über der Zwickauer Mulde. Das Wald-

hufendorf wurde 1446 erstmals urkundlich erwähnt, die Ortschronisten gehen aber von einer Gründung um 1157 durch thüringische und fränkische Bauern aus. Nach 1170 wurde die Isenburg auf einem Sporn über der Mulde durch die Vögte von Weida errichtet. Um 1320 wurde sie zerstört, aber die Ruine ist bis heute erhalten.

Wildbach ist bis heute ein landwirtschaftlich geprägter Ort mit großen Flächen an Wiesen, Feldern und Äckern. Der Tourismus ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor in dem gewerbeschwachen Ortsteil.

Im Jahr 1994 erfolgte die Eingemeindung nach Schlema. Seit der Fusion von Aue und Bad Schlema erhielt Wildbach den Status eines offiziellen Ortsteils der neu gegründeten Großen Kreisstadt.



oben: Einwohnerentwicklung
Infografik: Uwe Ulrich Jäschke

links: Wildbach,
Blick aufs Oberdorf
Foto: Stefan Espig

unten: Eingemeindungen und
Ersterwähnungen

Autor:
Prof. Dr.
Uwe Ulrich Jäschke
Dresden



Stadtteile	Eingemeindet	Ortsform	Flurform	Fläche	Ersterwähnung
Aue-Bad Schlema				3643 ha	2019
- Aue	2019	planmäßige Stadtanlage	Waldhufen- und Parzellenflur	488 ha	1219
-- Zelle	1897	einreihiges Waldhufendorf	Waldhufen	394 ha	1173
--- Klösterlein	1922	Einzelgut, vormals Klosterhof			1173
-- Niederpfannenstiel	1922	Werkweiler	Blockparzellenflur	27 ha	1522
-- Alberoda	1929	einreihiges Waldhufendorf	Waldhufen	629 ha	1403
-- Auerhammer	1930	Werksiedlung	Blockparzellenflur	150 ha	1537
--- Neudörfel	1920	Streusiedlung	Blockparzellen	194 ha	1559
-- Brünlasberg	1937	Einzelgut	von Niederschlema		1550
-- Eichert	1920	Wald	vom Lauterer Staatsforstes gekauft		
- Bad Schlema	2019				2005
- Schlema					1958
-- Niederschlema	1958	Waldhufendorf	Waldhufen	662 ha	1394
-- Oberschlema	1958	Waldhufendorf	Waldhufen	368 ha	1394
-- Wildbach	1994	Waldhufendorf	Waldhufen	565 ha	1446



Klösterlein Zelle – ein historischer Sachzeuge der mittelalterlichen Besiedlung des Erzgebirges und des Auer Tales

Ralf Petermann

Klösterlein in Zelle, Gemälde von Olof Winkler (1843–1895), 1888
Foto: Auktionshaus Mehlig

Am nordwestlichen Ausgang des Auer Tales, unmittelbar an der Straße nach Alberoda, steht ein über 800 Jahre altes romanisches Kirchlein inmitten eines Friedhofes. Bis zur Mitte der 1990er Jahre war es weitgehend dem Verfall und Vergessen preisgegeben. Nur ein paar heimatgeschichtlich Interessierte wussten um die bedeutende Vergangenheit des jahrhundertealten Sakralbaues Bescheid. Erst nach 1989 gewannen derartige Sachzeugen der Vergangenheit unserer Heimat wieder an Zuwendung. Dem Engagement eines 1994 gegründeten Fördervereins und der Unter-

stützung vieler Institutionen sowie Privatpersonen ist es maßgebend zu verdanken, dass gegenwärtig die einstige Kirche der mittelalterlichen Augustiner-Chorherrenpropstei zu Zelle als derzeit ältestes sakrales Bauwerk der heutigen Stadt Aue in neuem Glanz erstrahlt. Das romanische Kirchlein ist der älteste noch existierende Sachzeuge der Besiedlung des Auer Tales.

Nachfolgend soll die Historie der geschichtsträchtigen Kirche in einem kurzen Überblick dargestellt und dabei der jahrhundertelange Weg von der vorreformatorischen Kloster-

kirche über die evangelische Gemeindekirche von Zelle bis zur heutigen Nutzung aufgezeigt werden.

Die Gründung von Klösterlein Zelle im Rahmen der deutschen Ostkolonisation

Die Klostergründung mitten in der damals noch überwiegend unerschlossenen und demzufolge unwirtlichen Waldwildnis des Erzgebirges ordnet sich in den Kolonisationsprozess ein, der ab dem 11. Jahrhundert große Teile des östlichen Europa erfasste. Die bäuerliche Besiedlung des Erzgebirges müssen wir uns als einen verhältnismäßig kurzen, nur wenige Jahrzehnte andauernden Prozess vorstellen. Die archäologische Forschung erbrachte Belege, dass der Landesausbau noch im 12. Jahrhundert die Kammlagen des Erzgebirges erreichte. Im Prozess des verstärkten Landesaubaus und der damit verbundenen Besiedlung entstanden Burgen als Herrschaftsmittelpunkte und Klöster als Zentren der Kultivierung in den neu erschlossenen Rodengebieten. Für die Besiedlung und Geschichte des Westerzgebirges besitzt das Klösterlein Zelle eine nicht zu unterschätzende Bedeutung.

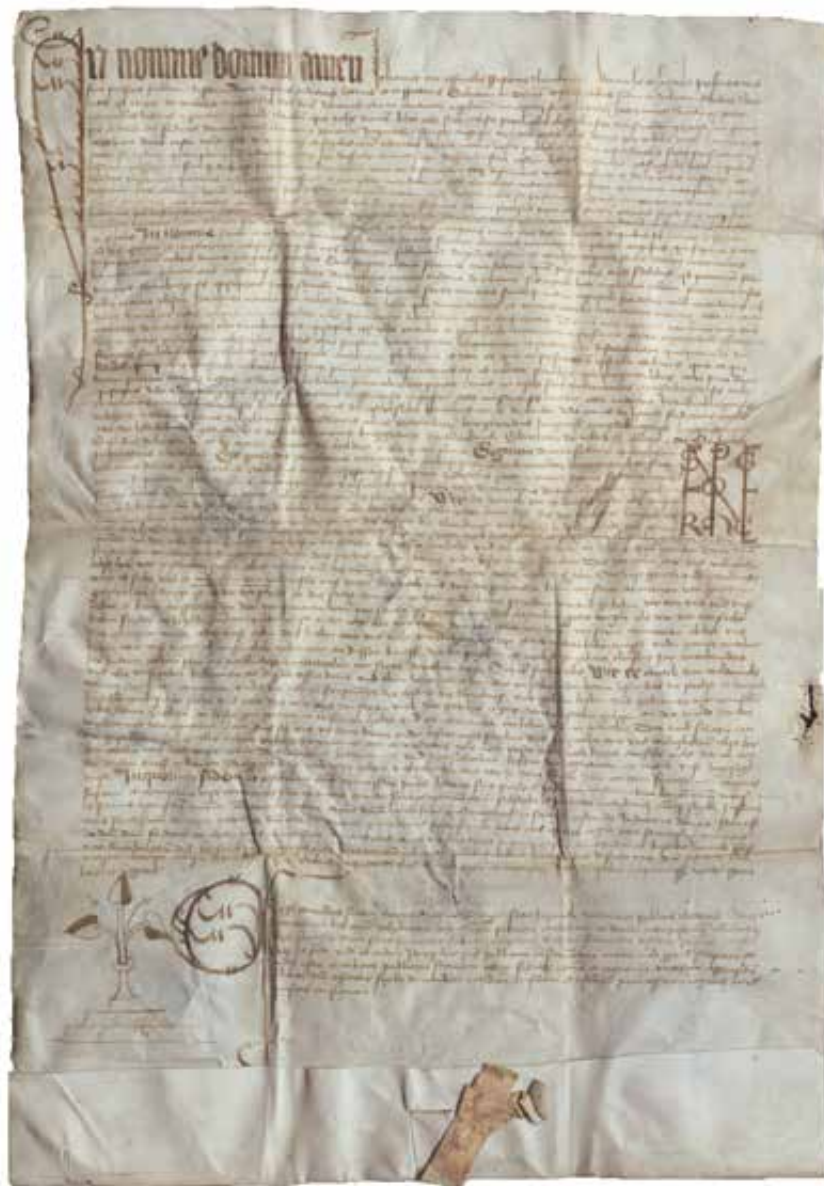
Im Rahmen des großen Siedlungswerkes bestätigte Kaiser Friedrich I. Barbarossa (um 1122–1190) auf einem Hoftag in der Kaiserpfalz zu Goslar am 7. Mai 1173 die Stiftung eines kleinen Klosters am nordwestlichen Ausgang des Auer Tales. Die Bedeutung dieses historischen Vorganges liegt unter anderem darin, dass es sich hierbei um die erste Klostergründung im damals noch schwer zugänglichen Westerzgebirge handelte. Zudem wurde mit dieser Gründung ein nicht unwesentlicher Ausgangspunkt für Kultivierungsbestrebungen hinsichtlich von Kirchgründungen und der seelsorgerlichen Betreuung der Siedler in der Region geschaffen. In der Urkunde werden neben dem Kaiser als Schirmherrscher des Gründungsvorganges und einer Reihe kirchlicher und weltlicher Feudalherren als Zeugen der Gründung auch diejenigen genannt, welche als Stifter auftraten: Markgraf Otto der Reiche von Meissen (1125–1190), Meinher von Werben, der Stammvater der Grafen von Hartenstein und Burggrafen von Meissen, und Dudo von Meineweh.

Wie sich der gestiftete klösterliche Landbesitz genau aufgliederte, kann nicht eindeutig nachgewiesen werden. Vermutlich bestand er aus dem Dorf Zelle mit seinen Gütern und Fluren (16 Hufen), den Dörfern Ober- und Niederschlema (33 Hufen), einigen Gütern nebst Fluren des Dorfes Zscho-

cken (9 Hufen) und etwas Landbesitz auf Auer Flur (Sandwiesen, Hufen). In manchen heimatgeschichtlichen Publikationen wird die Existenz eines zum Kloster gehörenden Propsteihofes erwähnt. Angeblich soll dieser an der Stelle des jetzigen Auer Hotels „Blauer Engel“ gestanden haben. Das Bestehen eines solchen Propsteihofes ist jedoch nicht nachweisbar und auch recht unwahrscheinlich. Als klösterlicher Landbesitz auf Auer Flur sind nur die sogenannten Sandwiesen belegt. Aus einer Urkunde von 1468 geht hervor, dass der Propst Christian Wachter vom Mutterkloster St. Moritz zu Naumburg diese Sandwiesen als Erblehen an den in Zelle ansässigen Müller Nickel Moller vergab.

Das kleine Kloster an der Zwickauer Mulde, unweit eines bereits 1118 bestehenden Verkehrsweges von Altenburg nach Böhmen,

Älteste erhaltene Abschrift der Urkunde vom 7. Mai 1173, beglaubigt am 21. Mai 1462
Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz



war dem Apostel Andreas und der heiligen Dreifaltigkeit geweiht, die Klosterkirche der heiligen Jungfrau Maria.

Die klösterliche Niederlassung stand unter der Regel des heiligen Augustinus und war ein Filial des Klosters St. Moritz zu Naumburg. Dem Bericht des um 1420 verstorbenen Naumburger Propstes Johannes Tylich in den Altzellaer Annalen lässt sich entnehmen, dass 1173 ein Kloster und ein Konvent der Regularkanoniker an der Mulde bei Lößnitz, die man damals Kirche des Klosters Aue („ecclesia Owa Claustri“) nannte, gegründet wurde. Erst nach 1390 wurde der Name „Klösterlein Zelle“ gebräuchlich.

Aus dem Text der Gründungsurkunde wird ersichtlich, dass 1173 nicht die Absicht bestand, ein „Klösterlein“ als Filial zu gründen, sondern es waren alle gesetzlichen Voraussetzungen für die Errichtung oder Entwicklung eines selbständigen Klosters vorhanden. Von der später eindeutig gegebenen Unterstellung als Filial unter das Augustiner-Chorherrenstift zu Naumburg ist keine Rede. Dass es nicht zu einer Eigenständigkeit kam, lag vermutlich daran, dass Stifter fehlten, die für eine Erweiterung des Klosterbesitzes sorgten. Zudem hatten sich in den Jahrzehnten nach der Gründung die Herrschaftsgebiete der Hartensteiner und Wiesenburger Herren, die Herrschaft Schwarzenberg und das Grünhainer Klostergebiet wie eine Mauer um den bescheidenen Zeller Klosterbesitz gelegt und machten eine Ausdehnung desselben unmöglich.

Der im Klösterlein ansässige Orden der Augustiner-Chorherren wurde allgemein auch als Regler-Orden oder Orden der Regularkanoniker bezeichnet. Die Hauptaufgabe der Augustiner-Chorherren war die Seelsorge. Ihre Tracht bestand aus einem weißen Talar, über welchen der Chorrock getragen wurde. Da die Klostergründung als wesentlicher Bestandteil der mittelalterlichen Besiedlung unserer Region gewertet wird, ist es in diesem Zusammenhang interessant festzustellen, ob die Besiedlung des Auer Tales zuerst einsetzte und die Gründung der Propstei anschließend erfolgte oder ob sich erst im Gefolge dieser Klostergründung Bauern hier niederließen. Leider konnte diese Frage bisher nicht eindeutig geklärt werden. Wahrscheinlich ist, dass das Kloster gegründet wurde, nachdem schon die ersten Neusiedler im Auer Talkessel und an den Hängen des Zeller Berges ansässig waren. Dorf Zelle ist vermutlich, zumindest als Teilstück des späteren Ortes, unmittelbar vor der Klostergründung oder etwa zeitgleich mit ihr entstanden. Dorf Aue entstand möglicherweise schon zwischen 1160 und 1170 im Zusammenhang mit der Gründung der Herrschaft Schwarzenberg.

Das Klösterlein Zelle in vorreformatorischer Zeit

Es ist recht wenig, was uns über die eigentliche Klosterzeit überliefert ist. Das bekannte schriftliche Quellenmaterial enthält über jenen vorreformatorischen Zeitabschnitt nur sehr spärliche Aussagen und muss zudem stellenweise kritisch hinterfragt werden. Die Primärquellen sind nicht allzu umfangreich und die Sekundärquellen enthalten viel Zweifelhafte oder sogar Unrichtiges. Sie sind daher mit äußerster Vorsicht zu bewerten.

Durchaus ergiebig waren die in den vergangenen Jahren durchgeführten boden- und bauarchäologischen Untersuchungen. Hierbei konnten wertvolle Hinweise, Erkenntnisse und Ergebnisse erzielt werden, die zur klösterlichen Frühzeit wesentliche Aufschlüsse lieferten. So manche noch bis vor wenigen Jahren gültige Lehrmeinung musste hinsichtlich der Befunde revidiert werden.

Als wesentliches Ergebnis der Befunde steht fest, dass der bestehende steinerne Kernbau nicht aus der Phase der Klostergründung (1173) stammt, aber auch nicht erst um 1230 – wie vormals angenommen – errichtet wurde, sondern 1211 entstanden sein muss. Es handelt sich um eine Saalkirche mit eingezogenem, lang gestrecktem und platt geschlossenem Chor.

Während der gesamten Zeit seines Bestehens blieb Klösterlein Zelle klein und verhältnismäßig ärmlich. Das Leben im Kloster richtete sich streng nach der Ordensregel der Augustiner-Chorherren. Gebets-, Ruhe-, Arbeits-, Essens- und Fastenzeiten waren genau reglementiert.

Vom Abhängigkeitsverhältnis zu Naumburg waren alle Bereiche der klösterlichen Existenz zu Zelle erfasst. Ob es sich um die Einsetzung der Präpöste handelte, um An- und Verkäufe, die Vertretung bei Rechtsstreitigkeiten und anderes mehr: alles wurde von Naumburg aus geregelt.

Das Wirken der Zeller Mönche erstreckte sich über die gesamte Umgebung. Wahrscheinlich wurden die Kirchen in Aue, Ober- und Niederschlema, Lauter und Bockau vom Kloster Zelle aus gegründet, obwohl Aue, Bockau und Lauter zum Territorium der Herrschaft Schwarzenberg gehörten. Die Mönche des Klösterleins hielten in diesen Kirchen und Kapellen die Messen, bis Aue selbständige Pfarrochie mit einem eigenen Geistlichen wurde und Bockau sowie Lauter als Filialen dieser Pfarrochie angehörten.

Unbekannt ist, wie viele Mönche im Kloster ansässig waren und ob überhaupt ein Konvent existierte. Weder bezüglich der Gründung noch für die spätere Klosterzeit sind

dazu Zahlen überliefert. Manche Historiker meinen, dass in Zelle überhaupt kein Konvent bestand oder allenfalls nur anfänglich kurzzeitig einer existierte. Dabei wurde angenommen, dass später dem Propst dann nur ein Kaplan zur Seite stand. Doch ausdrücklich entnehmen wir der Gründungsurkunde, dass das Kloster „unter der Regel des heiligen Augustinus“ gegründet wurde. Unter einer Ordensregel zu leben, setzt eine klösterliche Gemeinschaft voraus. Eine „Ein- oder Zweimannbesetzung“ wird unter einer derartigen Gemeinschaft wohl kaum zu verstehen sein. Wenn die Propstei Zelle auch nur ein „Klösterlein“ war; eine Einsiedlerklausur war es mit Sicherheit nicht! Desweiteren wären ein oder zwei Personen bei der Bewältigung aller von der Ordensregel diktierten Aufgabenbereiche gewiss überfordert gewesen. Die seelsorgerliche Betreuung der Siedler im Auer Tal und dessen Umfeld, die Verwaltung des klösterlichen Landbesitzes, die Aufgaben im Kloster selbst und die eventuellen Neugründungen von Kirchgemeinden in der Umgebung – diese Aufgabenfülle legt das Annehmen des Vorhandenseins eines Konventes nahe.

Urkundlich überliefert sind uns auch die Namen einiger Pröpste. 1212 wird ein Propst Berthold von Aue genannt. Für 1396 ist Heinrich als „Propst zu Clostirlen“ erwähnt. Bis zum Jahre 1453 stand Heinrich Pleßnitz dem Konvent zu Zelle vor. Sein Amtsnachfolger wurde Friedrich von Mellerstadt (auch Malterstedt genannt), der bis zu seiner Wahl und Ernennung zum Propst von Zelle als Lektor (Lesemeister) der Theologie in einem Kloster der Karmeliterinnen tätig war. Für das Jahr 1495 ist ein Propst namens Johann Langenberg belegt. Von 1515 bis 1527 war der Propst Zeh (auch Zee geschrieben) in Zelle. Unter ihm erfolgte die Auflösung des Klosters.

Mehrere Quellen erwähnen Klösterlein Zelle als Wallfahrtsort. Neben Kloster Grünhain, den Kirchen St. Barbara in Markersbach sowie St. Peter und Paul in Beierfeld wird auch die Kirche Zu unserer lieben Frau in Zelle bei einer Aufzählung von Wallfahrtskirchen genannt. Zweifellos ist die genannte Kirche zu Zelle mit der Klosterkirche identisch. Diese war der heiligen Jungfrau Maria geweiht. Der Chronist Gotthelf Friedrich Oesfeld (1735–1801) erwähnt Prozessionen vom Kloster Grünhain zum Kloster Zelle. Inwieweit wir überhaupt all diesen Berichten Glauben schenken können, sei dahingestellt. Doch völlig aus der Luft gegriffen sind sie sicher nicht. Es ist durchaus möglich, dass die Klosterkirche von Zelle – zumindest in der Anfangszeit – Wallfahrtskirche war. Was ihr allerdings diesen Status verlieh, konnte bisher nicht festgestellt werden.



Klösterlein Zelle, Außenansicht
© Stadt Aue-Bad Schlema

Die auf den 60 Hufen ansässigen Bauern waren dem Kloster fron- und abgabepflichtig. Welche Höhe beziehungsweise welchen Umfang diese Abgaben und Frondienste hatten, ist nicht bekannt. Doch auch dem weltlichen Inhaber der Schutzvogtei über Land- und Güterbesitz des Klosters, dem Schirmherren desselben, mussten sie Abgaben und Fronleistungen erbringen. Die kleine Propstei bestritt ihren Unterhalt einerseits von den landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die das ein Stück vom eigentlichen Kloster befindliche Klostergut erwirtschaftete. Andererseits trug auch die Beteiligung des Klosters Zelle am Bergbau dazu bei. In der unmittelbaren Umgebung des Klösterleins befanden sich bergbauliche Anlagen, die wahrscheinlich durch dieses bzw. in dessen Auftrag betrieben wurden. So ist 1479 eine Fundgrube am Klosterberg belegt und ein alter Stolln am Buchenberg bei Alberoda wird heute noch das „Mönchsloch“ genannt. Die Schneeberger Chronik berichtet für das Jahr 1503, das Kloster Zelle einen Anteil von einem halben Kux an der Silberzeche Rappolt bei Schneeberg besaß.

Schirmvögte über Klösterlein Zelle waren die Herren von Wildenfels. Sie hatten für den Schutz des Klosters mitsamt seinen Besitzungen zu sorgen, wofür ihnen die Klosterbauern Abgaben und Dienste leisten mussten. Doch statt hierbei treu ihren Pflichten nachzukommen, versuchten die Schirmherren mehrfach, sich am Rechts- und Besitzstand des Klosters zu vergreifen. Deutlich geht das aus drei Urkunden hervor, die zu Beginn des 15. Jahrhunderts ausgestellt worden sind. Bei alledem stießen die Wildenfelser auf entschiedenen Widerstand durch das St. Moritzkloster, das

Literatur- und Quellenverzeichnis

Kirchenbücher der Friedenskirche Aue-Zelle
Übersetzungen und Kopien von Urkunden sowie Handschriften aus Archivbeständen (Schriftgutfundus des Museums der Stadt Aue)
Von dem Klösterlein zu Zelle, an der Aue und Zwickauischen Mulde mit beygefügteten Diplomaten, in: Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen 1722, S. 515-522
Heinz Beck: Die Friedenskirche Klösterlein Zelle zu Aue, o. J.
Leo Bönhoff: Klösterlein oder die Zelle Aue, in: Festschrift zur 750-Jahrfeier der Stadt Aue im Erzgebirge, Aue 1923.
Walter Fröbe: Herrschaft und Stadt Schwarzenberg bis zum 16. Jahrhundert (1150-1586), Schwarzenberg 1930.
Günter Kavacs/Nobert Oelsner, Die Kirche des „Klösterlein Zelle“ zu Aue. Baugeschichtliche Beobachtungen und historische Einordnung, in: Denkmalpflege in Sachsen. Mitteilungen des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen 2002, S. 104-121.
Johann Langer: Heimatkundliche Streifzüge durch Fluren und Orte des Erzgebirges und seines Vorlandes, Schwarzenberg 1931.
Carl Peter Lepsius, Historische Nachricht vom St. Moritzkloster zu Naumburg, Naumburg 1835.
Hermann Löscher: Die erste Besiedlung des Erzgebirges und der Anfang der erzgebirgischen Landwirtschaft. Vortrag, gehalten in der 59. Generalversammlung des Landwirtschaftlichen Kreisvereins im Erzgebirge zu Annaberg am 10. Juni 1908, Chemnitz 1908.
Martin Meltzer: Die Parochie Klösterlein-Zelle zu Aue, in: Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Schneeberg, Leipzig 1902, Sp. 241-254.
Ralf Petermann: Klösterlein Zelle – Vergangenheit und Gegenwart, Aue 1995.
Ralf Petermann: Die bäuerliche Besiedlung des westlichen und mittleren Erzgebirges und seines Vorlandes im Mittelalter, 2004.
Ralf Petermann, Beiträge zur Geschichte, 2007.
Otto Eduard Schmidt: Die Besiedlung des Erzgebirges. Eine Skizze, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 40 (1919), S. 123-137.
Siegfried Sieber: Studien zur Geschichte von Aue zur Vorbereitung seiner 800-Jahrfeier, Aue 1973.

seinem Filialkloster die nötige Hilfe leistete. Der Rechtsstreit wurde bis nach Rom getragen. Die Folge war, dass der Papst über die Wildenfesler den Bann verhängte. Nachdem jene kundgetan hatten, auf ihre Forderungen verzichten zu wollen, kam es erneut zu Verhandlungen. Anarch von Wildenfels leistete 1407 urkundlich Verzicht und 1408 folgte ihm darin Heinrich von Wildenfels. Bei diesem Rechtsstreit vertrat der Propst des Mutterklosters zu Naumburg, Heinrich II. von Weimar, das Kloster Zelle. Unmittelbar danach verkauften die Wildenfesler ihre gleichnamige Herrschaft an Conrad von Tettau. Dieser, nun Inhaber der Herrschaft Wildenfels, erneuerte die Forderungen seiner Vorgänger. Wieder brach Streit aus, wobei die Interessen des Klösterleins gleichfalls vom Propst des Moritzklosters vertreten wurden. Im Jahre 1413 kam es dann zu einem Vergleich in Altenburg, wo Markgraf Wilhelm II. von Meißen als Schiedsrichter fungierte. Jener legte fest, dass nur die Blutgerichtsbarkeit – die sogenannten Halsgerichte – durch die Schutzzvögte ausgeübt werden darf. Alle weitere Gerichtsbarkeit stand dem Naumburger Propst und dem Moritzstift zu. Weiterhin wurden Abgaben und Frondienste der Klosterbauern erneut festgelegt, die sie als Gegenleistung für den Schutz durch die Schirmherrschaft zu erbringen hatten. Damit war ein dem Wohle des Zeller Klosters dienlicher Vergleich zustande gekommen.

Die Auflösung des Klösterleins Zelle

Die Reformation und in ihrem Gefolge der Bauernkrieg ließen auch Klösterlein Zelle nicht unberührt. Um den 5. Mai 1525 begannen die Bauernunruhen im Amt Zwickau, am 8. Mai wurde Kloster Grünhain besetzt, und am 14. Mai erhoben sich Bauern und Bergleute im Amt Wolkenstein. Auch das Auer Tal blieb von all diesem Geschehen nicht verschont. So berichtete am 25. Mai 1525 der Bergvogt Matthes Busch aus Buchholz, ein „loser Haufe“ läge in Schwarzenberg und einer in Aue. In Mitleidenschaft wurde in jenen Tagen auch Klösterlein Zelle gezogen. Die Schneeberger Chronik berichtet, „daß im Bauernkrieg anno 1525 ein kranker Probst, der am Zipperlein darnieder gelegen, und von einer losen Rotte geplündert worden, darinnen [im Klösterlein] Haus gehalten.“ An anderer Stelle wird dieses Ereignis folgendermaßen geschildert: „Item auff hohen Gebürge einige lose Pursche sich rotten wollen / unter welchen Georg Cappendorf von Erfurt / ein Bader / Hanß von Wiesenstadt ein Schneidergesell und andere mehr dem kranken Probst im Klösterlein an der Mulde / so dazumal an Zipperlein krank gelegen / im Wasser gefischt / das Bier im Keller

ausgesoffen und geplündert haben / auch darauf fortgegangen und nicht wiedergekommen sind.“ Siegfried Sieber (1885–1977) erwog die Möglichkeit, dass es sich hier um den „losen Haufe“ handelte, den der Bergvogt Busch als „in Aue liegend“ erwähnte. Oesfeld berichtete in seiner Chronik, dass 1525 Klösterlein Zelle geplündert, dabei 16 Stück Vieh nebst Getreide weggenommen und dieses in Aue verkauft wurde, weil der Propst sich weigerte, evangelisch zu werden. In einem Bittgesuch der Dörfer Zelle, Ober- und Niederschlema vom Jahre 1556 ist die Rede, dass der Propst vor den anrückenden Bauern geflohen sei. So unterschiedlich im Detail und widersprüchlich diese Berichte auch sind, eins haben sie alle gemeinsam: nämlich die Grundaussage, dass Klösterlein Zelle im Bauernkrieg bedrängt und geplündert wurde. Sicher erstreckte sich diese Plünderung hauptsächlich auf das Vorwerk des Klosters, dass ein Stück entfernt befindliche Klostergut. Möglicherweise wurden dabei auch Dokumente des Klosters vernichtet, die heute umfangreich Aufschluss über die Klosterzeit geben könnten.

Klösterlein Zelle konnte, wie so viele andere Klöster, den Folgen von Reformation und Bauernkrieg nicht widerstehen. Es kam zur Auflösung der kleinen Propstei. 1527 verkaufte das Mutterkloster St. Moritz den Zeller Besitz an den sächsischen Kurfürsten. Dieser vergab ihn mittels eines Lehnbriefs an Nickel von Ende auf Posterstein. Die Klostergebäude wurden in der Folgezeit abgerissen. Nur die romanische Kirche blieb stehen und diente fortan mit wechselndem Filialverhältnis als evangelische Gemeindekirche von Zelle. Aus dem einstigen Klostergut wurde nachfolgend ein Rittergut. Die Einführung der Reformation in Zelle erfolgte im Jahre 1528. Letztmalig fand 1529 ein katholischer Gottesdienst in der vormaligen Klosterkirche statt. Martinus Baumgart – vermutlich einer der letzten Mönche im Klösterlein Zelle – wurde erster evangelischer Pfarrer der Parochie Oberschlema mit den Filialen Niederschlema und Zelle. Über 350 Jahre Klosterzeit hatten damit ihr Ende gefunden.

Die einstige Klosterkirche als evangelische Gemeindekirche von Zelle in nachreformatorischer Zeit

Treu diente nun das mittelalterliche Klosterkirchlein in den folgenden Jahrhunderten der Einwohnerschaft von Zelle als Gemeindekirche. Die wertvollen sakralen Einrichtungsgegenstände, wie Abendmahlsgerät, vielleicht auch Heiligenbilder und -figuren sowie der Altar wurden nach Auflösung des Klosters in die Kirche von Oberschlema überführt.

1758 kam es zu einer umfassenden Erneuerung der einstigen Klosterkirche. Das Gebäude erhielt ein neues Dach mit dem jetzigen Dachreiter und der barocken Turmhaube. Zudem erfolgte eine Aufstockung. Vom vorherigen Höhenabschluss der Mauer zeugen heute noch alte Balken. Umfangreiche bauliche Arbeiten an und in der historischen Klosterkirche erfolgten im 19. Jahrhundert.

Im Jahre 1897 wurde das Dorf Zelle in die Stadt Aue eingemeindet. Daraufhin setzte in den folgenden Jahrzehnten eine massive Bebauung des Zeller Berges ein. Der heutige Stadtteil Aue-Zelle entstand. Die alte Klosterkirche wurde für die Gemeinde zu klein. Bereits 1899 erwog der Kirchenvorstand einen Neubau. 1912 erfolgte der erste Spatenstich und die Grundsteinlegung zur neuen Kirche. Am 22. März 1914 wurde die im Jugendstil erbaute Friedenskirche geweiht. Die kleine schlichte Klosterkirche hatte damit als evangelische Gemeindekirche von Zelle ausgedient. Inmitten eines Friedhofes stehend, wurde sie nunmehr bis nach 1990 nur noch als Begräbniskapelle und zur jährlichen Johannisfeier genutzt. Zunehmend begann das historische Bauwerk zu verfallen.

Erst das Jahr 1994 bedeutete den Beginn einer neuen historischen Etappe. Im Mai jenes Jahres wurde im Museum der Stadt Aue der Verein zur Förderung, Bewahrung und Erforschung von Klösterlein Zelle e. V. gegründet. Dieser Förderverein machte es sich zur Aufgabe, Sorge dafür zu tragen, dass der historische Sakralbau aus der Pionierzeit des Erzgebirges der Nachwelt erhalten bleibt. Das diesbezüglich Erreichte kann sich sehen lassen. Neben der denkmalpflegerischen und finanziellen Unterstützung der Restaurierung, fanden in den vergangenen Jahren bau- und bodenarchäologische Forschungen vor Ort statt, die den Stand des Wissens um die kleine mittelalterliche Propstei beträchtlich erweiterten, indem sie völlig neue Erkenntnisse ermöglichten.

Die sakralen Kunstwerke von Klösterlein Zelle

Welche sakralen Kunstwerke die Zeller Klosterkirche einst in vorreformatorischer Zeit innerhalb ihrer Mauern beherbergte ist, bis auf Ausnahmen, nicht bekannt. Wir wissen nur von einem Buntglasfenster aus jener Zeit, Maria mit dem Jesuskind darstellend. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde es an das Dresdner Kunstgewerbemuseum verkauft. Heute ist es verschollen.

Der heutige Altar ist ein frühbarockes Kunstwerk aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Schöne Schnitzereien und bildliche Darstellungen schmücken ihn. Erst im 19. Jahr-



hundert ist die Kanzel eingefügt worden, die früher an anderer Stelle stand. Das frühere Mittelbild, eine Kreuzigungsdarstellung, befindet sich heute auf der Rückseite des Kanzelaltars. Die Bilder links und rechts der Kanzel stellen die Passion Christi dar. Im Jubiläumsjahr von Aue wurde die Restaurierung des Altars abgeschlossen.

Bei der Abnahme der Deckenbespannung des 19. Jahrhunderts wurde figürliche Malerei sichtbar, deren genaue Datierung noch aussteht. Dargestellt sind in Umrandungen entlang der Ränder die zwölf Apostel. Die Bilder an der Herrschaftsloge zeigen Bilder aus dem Leben Jesu und stammen aus nachreformatorischer Zeit. Die Kassettenbildnisse seitlich des Altares sind vermutlich vorreformatorischen Ursprungs.

Auf das bedeutendste sakrale Kunstwerk von Klösterlein Zelle, das Putzritzbild, wird in einem gesonderten Beitrag eingegangen.

Klösterlein Zelle, Altar mit Kanzel
© Stadt Aue-Bad Schlema
Foto: Kathrin Schulze

Autor
Ralf Petermann
Aue-Bad Schlema



Das Putzritzbild aus Klosterlein Zelle in Aue

Torsten Nimoth

Putzritzbild aus Klosterlein
Zelle in Aue, Umzeichnung
© Landesamt für
Denkmalpflege Sachsen

Die erste Klostergründung im Westerzgebirge erfolgte 1173 mit dem Augustiner-Chorherrenstift Klosterlein in Aue. Die Bestätigung hierzu erfolgte mit der Beurkundung durch Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa. Die Mönche kamen aus dem Augustiner-Chorherrenstift St. Moritz in Naumburg. Große Bedeutung erlangte das Kloster nie, es blieb immer eines der kleinsten und wurde mit der Reformation bereits 1527 aufgelöst.

Entdeckung und erste Dokumentation

Das Putzritzbild, das ursprünglich von der Fassade aus dem ehemaligen Klosterlein Zelle bei

Aue in Sachsen stammt, zählt neben den Magdeburger Putzritzzungen zu den ältesten erhaltenen Putzritzgestaltungen in Mitteldeutschland.¹ Standort war bis 1934 der Ostgiebel der kleinen Klosterkirche. Entdeckt wurde das Bildfeld im Jahre 1879 durch den Denkmalpfleger Cornelius Gurlitt (1850–1938). Dieser erkannte sofort die Bedeutung und beließ dieses Bild zunächst am Ort der Entstehung. 1882 wurde es von ihm wie folgt beschrieben: „Das Rundbogenfenster der Ostwand ist durch seine ursprüngliche Putzumkleidung bemerkenswert; dieselbe ist rötlich gefärbt und mit Nachahmung von Werkstücken durch Malerei belebt. Spuren eines

ähnlichen Schmuckes sind an dem unteren Teil und an den Ecken dieses Giebels erhalten, sie lassen auf eine einheitliche derartige Behandlung desselben wohl mit Sicherheit schließen. Leider wurde gelegentlich der Erneuerung der alte Putz der Kirche mit frischem überzogen.⁴² Die Freilegung und Restaurierung erfolgte zunächst in situ 1881 durch den Landbaumeister Otto Wanckel (1820–1912). Eine Dokumentation durch eine Zeichnung erfolgte 1887 durch Richard Steche.³ Die an der Fassade ebenfalls noch großflächig erhaltenen historischen Putze wurden 1881 abgeschlagen und damit weitere Befunde zerstört. Diese zeigten ebenso Ritzungen und Farbigkeit u. a. um die Fenster und belegten eine mittelalterliche Fassadengestaltung, die jedoch nicht weiter dokumentiert wurde. Aus dieser Kampagne lassen sich keine Fotos, sondern nur die benannte Zeichnung und Beschreibungen finden.

Abnahme, Restaurierung und wechselnde Aufbewahrungsorte

Nach der Freilegung und anschließenden Restaurierung des Putzritzbilds 1881 in situ war dieses der direkten Umweltbelastung durch die Industrie und den Hausbrand und Bewitterung ausgesetzt, und es erfolgte leider dabei die schnelle Schädigung der freiliegenden originalen Oberfläche. Eine erste ausführliche Erwähnung des Putzritzbilds in der wissenschaftlichen Literatur erfolgte 1933 durch Fredo Bachmann und 1934 durch Walter Hentschel.⁴ Nach den Akten im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen wurde erstmals am 23. Oktober 1933 eine Abnahme des Wandbilds gefordert. Am 27. November 1933 erfolgte eine Besichtigung durch Landeskonservator Walter Bachmann (1883–1958), nach welcher der Dresdner Maler und Restaurator Paul Rößler (1873–1957) den Auftrag zur Abnahme erhielt. Diese wurde 1934 gründlich vorbereitet, wie Fotos im Landesamt belegen, und in der sogenannten Stacco- und Strappo-Methode durchgeführt. Als neuer Träger für das Strappo wurde eine Leinwand auf einen festen Rahmen montiert. Bisher finden sich zur damaligen Abnahme keine Dokumente oder Aufzeichnungen. Rechnungen wie vom 13. Mai 1934 mit der Aufstellung des Zeit- und Arbeitsplans und Fotos belegen den damaligen Einsatz.⁵

Vom 3. bis 6. Oktober 1936 wurde das Wandbild im Hygienemuseum Dresden und damit erstmals außerhalb des Entstehungsorts gezeigt. Eine dauerhafte Aufstellung im König-Albert-Museum Zwickau war erwogen worden, erfolgte jedoch nicht. Die geplante Dauerausstellung wurde für das Logenhaus in Aue angedacht und dann im dortigen Museum unter sehr beengten Verhältnissen realisiert. Um langfristige Schä-



den am Bildfeld zu vermeiden, wurde bereits am 7. Dezember 1936 auf Schutzmaßnahmen hinsichtlich des Klimas verwiesen. Während des Zweiten Weltkriegs sollten ab 1940 vorsorgliche Schutzmaßnahmen gegen Kriegsschäden erfolgen. Jedoch sind darüber in den Akten keine weiteren Angaben zu finden. Jedenfalls blieb das Kunstwerk in Aue im Museum, bis dieses jedoch 1968 aus baupolizeilichen Gründen geschlossen wurde. Vorsorglich erstellte Heinz Beck 1967 eine Kopie des Putzritzbilds. Diese wird seither in der Friedenskirche in Aue gezeigt.⁶

Mit der Schließung des Museums und der Auslagerung musste für das Bild ein neuer Aufstellungsort gefunden werden. Durch die Vermittlung von Heinrich Magirius (1934–2021) vom Institut für Denkmalpflege, Arbeitsstelle Dresden, kam es 1967 nach Freiberg in die dortige Annenkapelle neben dem Dom und wurde

Klösterlein Zelle in Aue nach Abnahme des Putzritzbildes, nach 1934 (in der Deutschen Fotothek falsch datiert auf 1927)
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek, Foto: Walter Möbius

- 1 Walter Hentschel: Die Wiederherstellung des Wandbildes von Klösterlein-Zelle, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1935, S. 233-234. Vergleich mit den Putzritzzzeichnungen am Kreuzgang des Magdeburger Doms durch Hannelore Sachs: Zwei Putzritzzzeichnungen des 13. Jahrhunderts, in: Friedrich Möbius/Ernst Schubert: Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, Weimar 1987, S. 109-120; Ernst Schubert: Der Magdeburger Dom, Leipzig 1984, S. 205-206; Heiko Brandl/Christian Forster: Der Dom zu Magdeburg. Bd. 1. Architektur, Halle 2011, S. 459-469; Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Sachsen. Bd. I. Regierungsbezirk Dresden, München/Berlin 1996, S. 752-754; Ralf Petermann: Klösterlein Zelle. Vergangenheit und Gegenwart, Aue o. J. [1995]

Putzritzbild aus Klösterlein Aue nach der Abnahme mit Zementkittungen, 1934
Landesamt für Denkmalpflege Sachsen



- 2 Cornelius Gurlitt: Über die Wandgemälde an der Kirche zu Klösterlein, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 3 (1882), S. 334-338.
- 3 Richard Steche: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Sachsen. Bd. 8. Amtshauptmannschaft Schwarzenberg, Dresden 1887, S. 19, Beilage III.
- 4 Fredo Bachmann: Romanische Wandmalereien in Obersachsen, Leipzig 1933, S. 15-20; Hentschel (wie Anm. 1).
- 5 Zum Thema Abnahmetechniken und Beispiele aus Sachsen: Torsten Nimoth: Zur Restaurierungsgeschichte und dem Umgang mit Wandmalereiabnahmen in Sachsen, in: Beiträge zur Erhaltung von Kunst- und Kulturgut, Heft 1 (2012), S. 41-53.
- 6 Heinz Beck aus Aue hatte sich bereits ausführlich mit der Geschichte des Klosters beschäftigt und u. a. ein Modell der vermuteten Klosteranlage rekonstruiert. Die Kopie zum Putzritzbild befindet sich heute in der Eingangshalle der Friedenskirche Aue.
- 7 Im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Aktenarchiv und Fotosammlung, befinden sich Aufnahmen auf einer Bildkarte mit dem Verweis auf 1966 durchgeführte Festigungen durch Mathias Schulz, Dresden.
- 8 Zu Altzella vgl. u. a. Heinrich Magirius: Geschichte der Denkmalpflege. Sachsen, Berlin 1989, S. 310-313.
- 9 Vgl. Carola Möhwald: Das übertragene Putzritzbild der ehemaligen Klosterkirche von Klösterlein Zelle, Aue: Untersuchung und Erarbeitung eines Konservierungs- und Restaurierungskonzeptes (Praxisteil), Hintergründe zur Abnahme und Übertragung des Bildes/Objekt- und Restaurierungsgeschichte (Theorierteil). Diplomarbeit Studiengang Kunsttechnologie, Konservierung und Restaurierung von Kunst- und Kulturgut, Dresden Juli 2013; Thomas Danzl/Carola Möhwald: Lost in translation. Zur Dekontextualisierung und Mobilisierung des mittelalterlichen Putzritzbildes aus Klösterlein Zelle bei Aue (Sachsen), in: Hans-Christoph Dittscheid/Doris Gerstl/Simone Hespers (Hrsg.): Kunst-Kontexte. Festschrift für Hei- drun Stein-Kecks, Petersberg 2016, S. 316-332. Vgl. auch

hier bis 1999 ausgestellt.⁷ Kurz vor einer Verlagerung im selben Jahr nach Nossen in die ehemaligen Bibliothek im Konversenhaus des Zisterzienserklosters Altzella erfolgte eine Konservierung des Bildfelds für die Transportsicherung, die jedoch nicht weiter dokumentiert wurde. Das museale Ziel war dabei die dortige Präsentation für maximal zehn Jahre. Dies wurde in einem Vertrag zwischen der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Aue-Zelle und der Staatlichen Schlösserverwaltung Sachsen vereinbart. Die Präsentation erfolgte daraufhin an der Stirnseite im ersten Obergeschoss des Konversenhauses im ehemaligen Bibliothekssaal⁸ im Zeitraum von 1999 bis 2011.

In Naumburg fand 2011 die Landesausstellung des Landes Sachsen-Anhalt zum Thema Naumburger Meister statt. Auf Anfrage verlieh die Kirchgemeinde das Putzritzbild aus Aue für einen begrenzten Zeitraum. Die Präsentation in Naumburg betonte den überregionalen Wert des Bildes und machte es weiter bekannt.

Nach dem Ende der Landesausstellung wurde das Bildfeld nach Dresden in die Hochschule für Bildende Künste transportiert, wo es Carola Möhwald vom Fachbereich Restaurierung, Studiengang Kunsttechnologie, Konservierung und Restaurierung von Wandmalerei und Architekturoberfläche durch ihre Diplomarbeit einer umfassenden Untersuchung, Analyse und Konservierung unterzog.⁹ Im Mittelpunkt stand eine werktechnische und maltechnologische Auswertung des Bildes mit Schadensermittlung und der Entwicklung einer Konservierungs- und Präsentationskonzeption. Im Anschluss der Arbeit erfolgte durch die ermöglichte Finanzierung eine Konservierung und Restaurierung des Bildes. Nach der Beendigung der konservatorischen und restauratorischen Maßnahmen und den Verhandlungen zwischen der Kirchgemeinde Aue-Zelle, dem Landesamt und dem Schloßbergmuseum Chemnitz wurde das Bildfeld 2014 ins Schloßbergmuseum Chemnitz in die dortige Ausstellung zur mittelalterlichen Plastik integriert. Das eigentliche Ziel seit vielen Jahren war jedoch, das Wandbild nach Aue zurückzuführen. Der Förderverein und die Evangelisch-Lutherische Kirchgemeinde Aue-Zelle bemühten sich viele Jahre mit dem Fachplaner, dem Institut für Diagnostik und Konservierung sowie dem Landesamt für Denkmalpflege um eine passende technische Lösung. Dabei wurde festgestellt, dass die klimatischen Verhältnisse in der Kirche für den langfristigen Erhalt des Bildes nicht günstig sind. Die Aufstellung wurde im Westteil der Kirche unterhalb der Orgel auf der Westseite geplant. Dieser wirklich einzige mögliche Aufstellungsort war jedoch nur begrenzt befriedigend für die optimale Präsentation. Hier sollte frei vor die Westwand eine Konstruktion zum Anbringen des Bildfeldes

eingebaut werden. Dabei hätte konstruktiv die Empore durch Entfernung einer Stütze geändert werden müssen. Am Bild sollten eine Temperierung und ein verbesserter Rückseitenschutz die jahreszeitlich bedingten schwankenden Klimabedingungen in der Kirche auffangen. Darüber hinaus war ein aufwendiges Belüftungsregime geplant, gekoppelt an die Klimaaufzeichnungen. Langjährige Messungen und die installierte technische Ausstattung der Kirche ergaben eine deutlich klimatische Verbesserung für den Kirchenraum und die vorhandene Ausstattung.

Die Kirchgemeinde hatte seit geraumer Zeit große Bedenken zur geplanten Rückführung des Bildwerks wegen der dann notwendigen begleitenden Maßnahmen wie Wartungsvertrag, Maßnahmen zur Sicherheit und eine erforderliche Zugänglichkeit ins Klösterlein. Weder personell noch logistisch wäre die Gemeinde in der Lage gewesen, die ständige Zugänglichkeit zu gewähren. Die Einschränkungen betreffen gerade die Wochenenden und Feiertage für Besichtigungen oder Führungen. Die heutige Kirche dient lediglich als Trauer- raum und ist daher nur sehr begrenzt öffentlich zugänglich.

Aktuell ist nach den laufenden Verhandlungen der langfristige Standort weiterhin im Schloßbergmuseum Chemnitz vorgesehen. Hier herrschen für das Kunstwerk geradezu ideale Bedingungen durch die dauerhafte ständige Begleitung, Betreuung, optimale klimatische Rahmenbedingungen und Kontrolle durch entsprechendes Fachpersonal mit der öffentlichen Präsentation im Museum. Der Wunsch seitens des Museums ist eine dauerhafte Präsentation des Putzritzbildes zu gewährleisten. Somit wird die längerfristige Überlassung durch einen Dauerleihvertrag durchaus positiv bewertet, begrüßt und unterstützt.

In Aue könnten sich langfristig entsprechende andere Gegebenheiten zur Rückführung in den nächsten Jahren wie durch Museumsstandort möglicherweise verbessern oder ergeben. Aktuell steht erneut das Auer Logenhaus als möglicher Standort für das Kunstwerk zur Diskussion. Mit dem Verzicht der Präsentation des originalen Putzritzbildes direkt im Klösterlein in Aue könnte dort am originalen Standort, dem Ostgiebel, eine mögliche moderne Lösung in den Blick genommen werden. Durch exakte Wiedergabe mittels 3-D Scan und durch einen entsprechenden qualitätvollen Druck wäre eine möglichst authentische Wiedergabe mit den Ritzungen machbar und glaubwürdig.

Beschreibung, Zustand und Zuordnung

Das Bildfeld befand sich an der Ostseite des Rechteckchores oberhalb des Ostfenster und

gliedert sich in ein Rahmensystem mit den äußeren Maßen von 225 cm Höhe und 215 cm Breite. Dargestellt sind in der Mitte der Fläche fast lebensgroß Maria mit dem Christuskind auf dem linken Arm und zwei Assistenzfiguren. Die rechte Figur besitzt einen Nimbus und lässt durch die entsprechenden Attribute sich als Bischof (Nikolaus?) deuten. Die linke Figur erscheint als weltlicher Herrscher mit Palmwedel, Zepter und Krone. Die bisherige Deutung sieht hierin Kaiser Friedrich I., genannt Barbarossa (um 1122–1190), der die Klostergründung von 1173 beurkundet hatte. Diese Zuordnung wird jedoch gelegentlich in Zweifel gezogen und auch auf die mögliche Darstellung von Kaiser Friedrich II. verwiesen.

Im unteren Bildteil direkt unter der Figurengruppe ist durch die graphische Abgrenzung eine beschädigte Inschrift zu finden. Damit liegt hier der seltene Fall einer Signatur eines gotischen Kunstwerks vor: „(M)ARTIN ME FE(CIT)“. Martin, der ausführende Künstler, stammte möglicherweise aus Thüringen oder Franken, vermutlich weniger aus Aue. Vermutlich handelt es sich bei dem Künstler um einen der Mönche aus dem Zisterzienserkloster Porta (Schulpforte). Leider ergaben bisher stilistische Vergleiche keine weitere Aufklärung oder sichere Zuordnung. Bisher geht die Datierung zur Entstehung des Kunstwerkes von der Zeit um 1235 aus. Eine kritische kunsthistorische Be- und Auswertung der historischen Quellen bzw. der ikonographischen Deutung des Putzritzbilds in Bezug zur Datierung, den dargestellten Personen, seiner Bedeutung und der Interpretation der Künstlerinschrift steht noch aus. Das Bildfeld verschwand vermutlich mit der barocken Umgestaltung der Kirche, wobei dabei sicherlich die Überputzung erfolgte. Nach der Freilegung von 1881 hatte sich das Bild im Laufe der Zeit durch die Umweltbelastungen, Verdunklungen der Oberfläche und einer allgemeinen Verschmutzung mit langfristiger Ab- und Einlagerung der Schmutzschicht optisch verändert. 1966 kam es zu ersten restauratorischen Maßnahmen am abgenommenen Bildwerk. Für spätere Eingriffe oder Maßnahmen am Bildwerk finden sich keine Hinweise. Beim bereits oben benannten Transport des Bildes 1999 von Freiberg nach Altleitz wurden lediglich Schutzvorkehrungen und Transportsicherungen vorgenommen.

Durch die Freilegung von 1881, den danach eingetretenen Umwelteinflüssen und mit den Veränderungen aus der Mischung aus Stacco- und Strappo-Abnahme mit den danach eingetretenen Veränderungen an der Substanz kann nur eine begrenzte Aussage zur originalen Technologie, Werktechnik und Farbigkeit getroffen werden. Trotzdem hat sich ein relativ geschlossener Zustand der bewegten Putzober-



fläche einschließlich der Ritzungen erhalten. Punktuell lassen sich sogar mineralische Glimmerreste und wenige Hinweise auf die originale Fassung und der Farbpasten feststellen. Die Hauptlinien erscheinen teilweise tiefer als die Nebenlinien geritzt, für die Nimben sind Zirkelschläge feststellbar. Die farblichen Anlagen für die Inkernate bzw. die rote Gliederung sind noch erkennbar. Die Verwendung von verschiedenen Farbpasten wird angenommen, dies ist nicht mehr nachvollziehbar. Seit der Bearbeitung durch Paul Rößler ist alles innerhalb der Ritzungen rot ausgelegt.

Das Bildfeld stand ursprünglich nicht getrennt oder isoliert in seiner grafischen Gestaltung auf der Fassade, sondern war von weiteren Ritzungen und farbigen Akzenten, bekannt zumindest um die Fenster, umgeben.¹⁰ Diese Befunde wurden jedoch 1881 mit der Sanierung der Fassade zerstört.

Befunduntersuchungen

Im Zusammenhang mit der Sanierung der Fassade und des Innenraumes in den Jahren 1996 bis 1998 erfolgten durch das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen umfassende baugeschichtliche und restauratorische Untersuchungen an der Fassade und im Innenraum.¹¹ Die baulichen Maßnahmen wurden durch Thomas Schubert vom Ingenieurbüro für Kirchenbau, Glocken und Denkmalpflege in Schneeberg geplant, geleitet und ausgeführt. Zur angestrebten verbesserten klimatischen Raumsituation im Kirchenraum

Putzritzbild aus Klösterlein Aue, heutiger Zustand

© Landesamt für Denkmalpflege Sachsen

Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Archiv, Carola Möhwald: Maßnahmebericht „Das übertragende Putzritzbild der ehemaligen Klosterkirche von Klösterlein Zelle, Aue“. Dokumentation der Konservierung/Restaurierung 2014.

10 Thomas [recte: Torsten] Nimoth: Restauratorische Untersuchungen zu mittelalterlichen Fassadendekorationen in Aue und Riesa, in: Andreas Boue (Hrsg.): Historische Fassadenputze. Erhaltung und Rekonstruktion, Stuttgart 2001, S. 143–150.

11 Günter Kavacs/Norbert Oelsner: Die Kirche des „Klösterlein-Zelle“ zu Aue. Baugeschichtliche Beobachtungen und historische Einordnung, in: Denkmalpflege Sachsen. Mitteilungen 2002, S. 104–121.

12 Vgl. Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Archiv, Altkarte 1900–1936 sowie mehrere Untersuchungsberichte (Torsten Nimoth: Untersuchungsbericht 14.04.–15.04. und 07.08. 1996; Torsten Nimoth: Untersuchungsbericht September 2001). Holger Blauhut und Johanna Gläß führten die restauratorischen Untersuchungen und Sicherungen fort.



oben: Klösterlein Aue, freigelegte Reste der romanischen Ausmalung
Foto: Torsten Nimoth

darunter: Klösterlein Zelle in Aue, freigelegte lateinische Inschrift
Foto: Torsten Nimoth

13 Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, Bildarchiv, Nr. VIII/17.

Autor

Torsten Nimoth
Landesamt für
Denkmalpflege Sachsen
Torsten.Nimoth@
lf.d.sachsen.de

erfolgten die Klimamessungen und die entsprechende Erfassung durch Thomas Löther vom Institut für Diagnostik und Konservierung (IDK). Die baugeschichtlichen Forschungen erfolgten 1996 und 1997 durch das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen, namentlich durch Günther Kavacs, Torsten Nimoth, Norbert Oelsner und Torsten Remus. Die weiteren restauratorischen Untersuchungen mit entsprechenden Maßnahmen im Innenraum erfolgten durch Holger Blauhut, Mölsen im fachlichen Austausch und in Abstimmung zu den konservatorischen und restauratorischen Maßnahmen mit den Denkmalschutzbehörden. Der Förderverein leistete wichtige Unterstützung. Für die intensive Begleitung sei hier Heinz Beck gedankt. Die Nachuntersuchungen an den Fassaden ergaben 1996 nur noch minimale Reste von mittelalterlichen Setz- und Unterputz. Zumindest konnte

dabei der genaue Standort des Putzritzbildes lokalisiert werden.

Im Innenraum konnten im Zusammenhang der Untersuchungen weitere mittelalterliche architekturbezogene farbliche Gestaltungen mit Ritzungen, dazu Weihekreuze und auf der Ostwand der obere Abschluss mit Fries, die Fenstereinfassung, gemaltes Fugenbild und südlich ein Fragment einer lateinischen Inschrift um eine ehemalige Öffnung entdeckt werden. Diese wertvollen Befunde wurden freigelegt, bearbeitet und werden heute im Kontext des heutigen Raumes mit präsentiert.¹² Dabei bildet die Ostwand mit dem dortigen erhaltenen originalen mittelalterlichen Fensterrahmen, dem hölzernen Einbau und mit den umfassenden Befunden den Schwerpunkt zur mittelalterlichen Raumfassung. Weitere Befunde fanden sich noch fragmentarisch auf der Süd- und Nordwand, darunter Architekturfassung und Fragmente von Weihekreuzen. Die originalen Holzrahmen auf der Nord- und Westwand sind ebenso in situ erhalten.

Weitere Ausstattungstücke

Ein weiteres wertvolles Kunstwerk sollte ebenfalls bald nach Aue kommen. Es war geplant, die sogenannte Wildbacher Madonna nach ihrer Konservierung und Restaurierung im Westteil unter der Orgelempore in der dort vorhandenen Nische aufzustellen. Sie wurde vermutlich im 19. Jahrhundert aus finanziellen Gründen von der Kirchgemeinde verkauft und gelangte auf diesem Wege in die Wildbacher Kirche. Eine Aufstellung im Klösterlein wird momentan nicht mehr angestrebt.

Leider konnten die Erkenntnisse und Spuren zum ebenfalls aus Aue stammenden Glasbild mit Marienbildnis aus dem Ostfenster von Klösterlein, welches vermutlich im Ostfenster eingesetzt war, bisher nicht geklärt werden. Eine Bildkarte im Landesamt für Denkmalpflege Sachsen¹³ verweist auf ein Foto von 1910 mit bereits erfolgter neuer Zusammensetzung bei einer Restaurierung des Jahres 1758. Der Verbleib dieses Glasbilds bleibt weiterhin unklar, möglicherweise ist dies als Kriegsverlust zu verzeichnen. Hier laufen momentan neue Forschungen und Hinweise auf den möglichen Verbleib und Erhalt im Kunstgewerbemuseum Dresden, heute in Schloss Pillnitz.

Der heutige Kanzelaltar der Auer Kirche wurde aus mindestens zwei Werken zusammengefügt, einem älteren Altar mit Tafelbildern und plastischen Ergänzungen sowie von Teilen einer Kanzel, darunter der Schalldeckel. Hier konnte jüngst die originale Polychromie freigelegt und restauriert werden. Die südöstlich sich im Chorraum befindliche Loge besitzt ebenso eine farbige Fassung und befindet sich in der Restaurierung.

dem Jahr 1629 abgebildet und zeigt nur eine Holzbrücke mit Geländer. Später setzte sich eine Version mit zwei Holzbrücken durch, auf deren Geländer kleine Fähnchen befestigt sind. Das 2019 eingeführte neue Stadtwappen zeigt nur noch eine Brücke und die Radonquelle von Bad Schlema in einer neuen symbolischen Darstellung.

Durch diese allmählich wachsende Verkehrsbedeutung bekam Aue 1571 die Bezeichnung „Flecken“ und 1606 „Marktflecken“. Bereits 1536 wurde Aue als Sitz eines der vier Dingstühle, also Gerichtsstühle, im Amt Schwarzenberg ausgewiesen.

Auch im beginnenden 17. Jahrhundert war Aue noch nicht wesentlich größer geworden. Dennoch erhielt der Ort 1627 das Stadtrecht. Dies geschah, indem Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen (1585–1656) am 27. Juni 1627 der Gemeinde Aue das Recht verlieh, alljährlich am Bartholomäustag einen Markt abzuhalten. Hatte ein Ort das Marktrecht, galt er auch als Stadt. Als Beweis dafür, dass Aue zu dieser Zeit schon als Stadt wahrgenommen wurde, dient kann die Zeichnung des Oberlandbaumeisters Wilhelm Dilich (1571–1655) aus dem Jahre 1629 herangezogen werden. Dieser war im Auftrag des Kurfürsten im ganzen Land unterwegs und zeichnete Ansichten sächsischer Städte. So sind wir auch in der glücklichen Lage, eine Stadtansicht Aues zu besitzen, welche das Städtchen in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zeigt.

Aue nennt man auch ein Ackerbürgerstädtchen. Bei dieser Bezeichnung denkt man an Ackerbau und Landwirtschaft. Diese Bezeichnung steht aber für kleine und sehr kleine Städte und hat nicht ausschließlich mit der Landwirtschaft zu tun, sondern meint, dass die Stadtbürger neben ihrem Handwerk zu ihrem Lebensunterhalt auch in geringem Maße Ackerbau betrieben. In den nördlichen Gebieten von Sachsen trifft es mehr zu, aber im Gebirge bestand die Landwirtschaft auf Grund der schlechten Böden, dem rauen Klima und dem bergigen Gelände fast nur aus der Viehwirtschaft. Aber man muss davon ausgehen, dass die Landwirtschaft auch in Aue ein Nebeneinkommen der Bürger war.

Aue besaß seit 1627 das Marktrecht. Die Marktgerechtigkeit bedeutete den Anfang der Stadtgeschichte. Anfangs gab es nur den Bartholomäusmarkt am 24. August, bis dann 1632 ein zweiter Markt, der Katharinenmarkt am 25. November, bewilligt wurde. In alten Schriften liest man, dass in Aue ein reges Markttreiben stattfand. Auch wenn es ein verschlafenes „Dorf“ war, kamen Schneeberger und Lößnitzer mit ihren Ständen nach Aue zum Jahrmarkt. Man rechnete mit großem Umsatz, also muss auch Geld unter der Bevöl-

kerung gewesen sein. Natürlich spielte auch die Herrschaftsgrenze zwischen Lößnitz und Schneeberg eine Rolle. Die daraus resultierenden Preisunterschiede machten Aue zum beliebten Umschlagplatz.

In Aue waren 1627 die Handwerke der Böttcher, Leineweber, Schlosser, Töpfer und Wagner erstmals erwähnt. Es wurde eine Gesamtinnung gebildet, die zehn Berufe umfasste. Das waren 1660 Bäcker, Müller, Schneider, 1662 Schmiede und Tischler, 1687 Schuhmacher und 1722 Zimmerleute, um nur einige zu nennen. Ein Bericht des Rates der Stadt Aue aus dem Jahr 1763 führt als Haupterwerb der Stadt Ackerbau, etwas Bergbau, Handwerk und Klöppelei an. Im Ort befanden sich neben Müller, Weißbäcker, Huf- und Löffelschmiede, Schuhmacher, Fleischer, Gürtler und Wasserbrenner auch Schneider und Tischler. Schwer hatten es die Bäcker, die ihren Brothandel in größere Entfernungen treiben mussten, weil die Mehrzahl der Hütten und Hämmer um Aue sowie etliche Bergflecken schon seit dem 16. Jahrhundert das Privileg des freien Backens und Schlachtens hatten. Von wirtschaftlicher Bedeutung war auch das Bierbrauen.

Der Grund, warum Aue über Jahrhunderte ein Städtchen mit dörflichem Charakter blieb, liegt daran, dass Aue keine Stadtmauer besaß und bei jedem Krieg von plündernden Heerscharen verwüstet wurde. Kaum war es wiederaufgebaut, zog ein neuer Krieg mit Mord und Feuer durch die Gassen. Im Dreißigjährigen Krieg fuhren allein über den Rittersgrüner Pass, demnach auch durch Aue, über 1.200 Wagen voller Kriegsbeute, auch wurden hier 15.000 Stück Vieh entlanggetrieben. Besonders markant war der 9. August 1633, als die Stadt in Brand gesteckt wurde. Nur das Pfarrhaus und wenige Häuser blieben von den Flammen verschont. Selbst das Rathaus und die Kirche fielen zum Opfer. Nicht nur Kriege, auch die Pest und Hungersnöte ließen die Einwohnerzahl nicht wachsen. 1633 starben in Aue 62 Einwohner an der Pest.

Neben der kargen Land- und Viehwirtschaft betrieb man an den Flussläufen Brett- und Schneidmühlen, Hammerwerke und Schmelzhütten, um die Wasserkraft für den bescheidenen Übergang von der Landwirtschaft zur Bergbauindustrie zu nutzen. Erwähnenswert ist der Auer Hammer, welcher wahrscheinlich schon vor 1400 gegründet wurde, um das Eisenerz aus der Umgebung zu verarbeiten. Als bekannte Besitzer seien die Herren von Uttenhoven auf Niederschlema und Veit Hans Schnorr der Ältere (1644–1715), ein Bergherr aus Schneeberg, genannt.

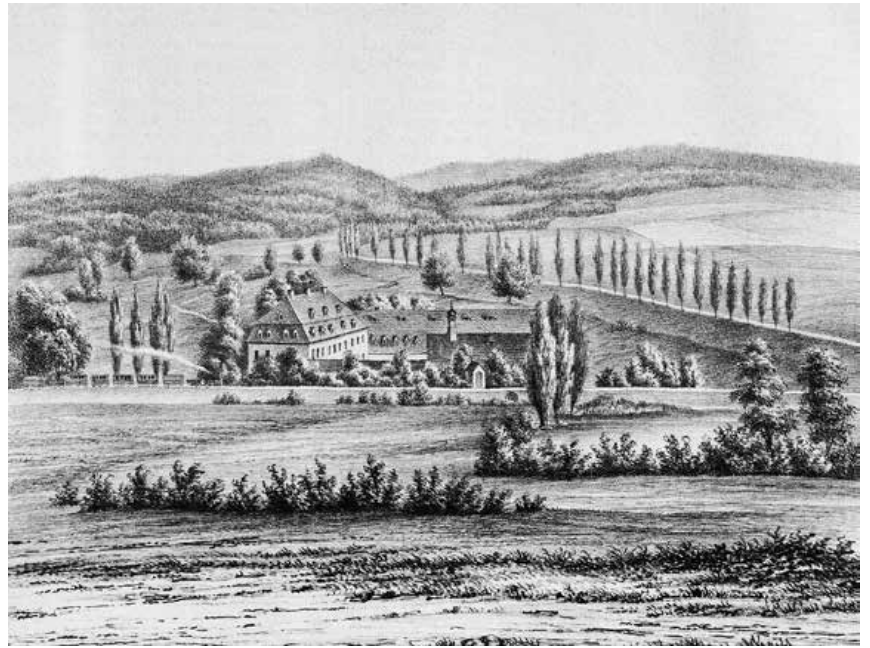
Das „große Berggeschrei“ erreichte verspätet auch die Stadt Aue. Obwohl schon das Klösterlein Kuxe vom Bergbau besaß und selbst Gruben unterhalten hat, wurde mit dem Zinnbergbau

(1661) am Heideberg, dem Eisenerzbergbau und dem späteren Abbau der bekannten „weißen Erde“, dem Kaolin, der Stadt 1635 der Zusatzname „Perckstaedtlein Aue“ verliehen. Natürlich war es nur ein „Städtlein“ im Vergleich zu den großen Bergstädten wie Schneeberg, Marienberg oder Annaberg. Trotzdem war mit der Verlegung der Silberschmelzhütten von Johanngeorgenstadt und Schneeberg nach Aue und der Errichtung eines Blaufarbenwerkes, welches Kobalterz industriell zum Grundstoff der kobaltblauen Farbe verarbeitete, ein bescheidener Beginn für ein stetiges Wachsen der Stadt zu beobachten.

Aus dem Auer Kopfsteuerregister von 1701 weist die Stadt Aue 169 Haushalte aus, von denen 89 über Hausbesitz verfügten. Von diesen können fünf vom Vermögen her als Oberschicht angesehen werden. Hierbei handelt es sich um einen Kramer, zwei Müller, die Witwe eines Oberförsters und um einen Haushaltsvorstand ohne Angabe. Sie verfügen über Grundbesitz (Acker, Wiese, Wald). 42 Haushalte können als Mittelstand eingestuft werden. Es handelte sich zur Hälfte um Handwerker, außerdem Bergleute, ein Gastwirt und ein Hammerschmied. 31 Haushaltungen umfasste die Unterschicht, die Hausgenossen. Als Berufe waren Bergleute und Tagelöhner vorherrschend. Dass man 26 Witwen zählte, belegt die besondere Gefährdung der Bergleute. Zusammenfassend für Aue ergibt sich folgendes Bild für die 169 Haushalte: 2,9 Prozent Oberschicht, 31 Prozent Mittelschicht und 65 Prozent Unterschicht. Die 17 reichen Bürger besaßen allein 68 Prozent des steuerbaren Vermögens in der ganzen Stadt. Auch wenn sich Bergleute Häuser bauten, konnten sie doch kein größeres Vermögen zusammentragen.

Stadtmuseum

Die Geschichte Aues wird im Stadtmuseum dokumentiert, einem historischen Huthaus. Es war einst die Wirkungsstätte des Hutmannes oder Hutmeisters, der das Werkzeug der Bergleute (Gezähe) und weitere Materialien, die zur bergbaulichen Tätigkeit gebraucht wurden, verwaltete. Errichtet wurde dieses Huthaus in den Anfangsjahren des Zinnabbaues am Heideberg, der 1661 begann. Als der kurfürstliche Leibjäger und Oberförster Johann Georg Rachals aus Lauter, der in Aue die Genehmigung zum Bierbrauen hatte, am Fuße des Heideberges einen Bierkeller errichten ließ, stießen die Bergleute auf einen Zinnerzgang. Nach dem Niedergang des Zinnbergbaues am Heideberg um 1810 wurde das Gebäude nicht mehr in seiner ursprünglichen Funktion benötigt. Es erfolgte ein teilweiser Abriss und Umbau für Wohnzwecke. In Vorbereitung der 800-Jahrfeier Aues 1973 wurde das alte Hut-



haus durch die SDAG Wismut instandgesetzt und der Stadt als Geschenk übergeben. Der vordere Gebäudeteil enthält noch historische Bausubstanz, allerdings mehrfach verändert. Ursprünglich war das Gebäude ein Fachwerkhäus mit Umgebäude. Der hintere Gebäudeteil wurde wieder angebaut, wobei Baupläne erzgebirgischer Huthäuser als Grundlage dienten. Bis 1990 befand sich im Haus die „Traditionsstätte Erzbergbau“, ein Bergbaumuseum. Nach 1990 wurde die museale Einrichtung konzeptionell umgestaltet und die allgemeine Stadtgeschichte in die Präsentation aufgenommen, wobei der Altbergbau noch einen großen Bereich einnimmt.

oben: Rittergut Klösterlein in Aue, Lithografie aus dem „Album der Rittergüter und Schlösser im Königreiche Sachsen“, um 1860

darunter: Stadtmuseum Aue
Foto: Dirk Rückerschloss

Autor
Heinz Poller
Ortschronist

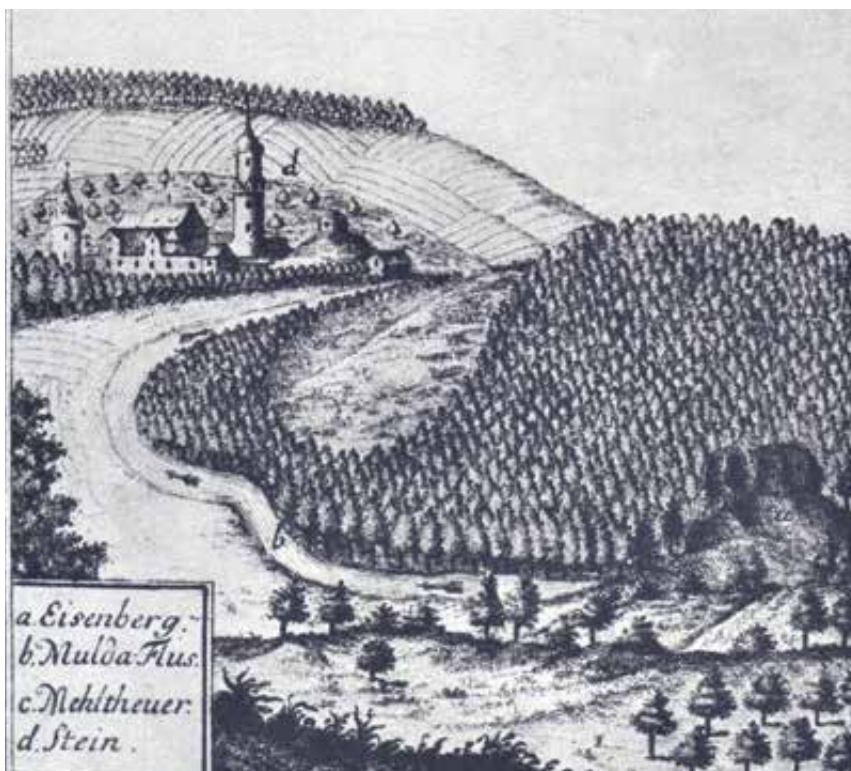


Die Isenburg und das Dorf Wildbach

Stefan S. Espig

Ringmauer und Bergfriedrest
der Isenburg
Foto: Matthias Donath

Älteste Darstellung der Eisenburg,
Stich eines unbekannten
Künstlers, veröffentlicht von Ge-
org Christoph Kreysig, 1755. Links
die Burg Stein, am rechten Bild-
rand unten der Ort der Burgruine.



Wildbach ist ein Dorf oberhalb des Tals der Zwickauer Mulde zwischen Schneeberg und Hartenstein. Der Ort wurde 1994 nach Schlema eingemeindet und gehört seit 2019 zur Stadt Aue-Bad Schlema.

Die Burgruine in Spornlage über der Einmündung des Wildbachs in die Zwickauer Mulde ist mit vielen Rätseln verbunden.¹ Heute wird sie als Isenburg bezeichnet, doch gibt es für diesen Namen keinerlei mittelalterliche Belege.

„Banger Ernst umdunkelt dies Gemäuer, / einst ein fester Sitz der Tapferkeit, / Wilder, raubbegier'ger Ungeheuer, / jetzt die Beute der allmächtigen Zeit.“ Mit diesen und weiteren Worten beschrieb Christian Gottlob Wild (1785–1839), damals noch Theologiestudent in Wittenberg, später Pfarrer in Carlsfeld und Breitenbrunn und Begründer der erzgebirgischen Mundartdichtung, im Jahre 1807 die Ruine in einem Gedicht. Aber er war nicht der einzige, der sich mit der Geschichte der alten Mauern auseinandersetzte. Einige Gelehrte und Geistliche hinterließen uns teilweise sehr bildliche Eindrücke der Burgruine. Die wichtigsten Beschreibungen stammen von Christoph Gottlob Grundig (1707–1780), 1754 Oberpfarrer in der Bergstadt Schneeberg, und Gotthelf Friedrich Oesfeld (1735–1801), 1776 Pfarrer und Chronist in Lößnitz.²

Eines haben diese Chronisten gemein, sie nutzen alle den Namen „Eisenburg“. Bis heute ist uns unklar, ob sich ihr Name, der erstmals 1738 in den von Samuel Friedrich Mittelbach verfassten Nachrichten erwähnt wird³, ihr eigentlicher Name ist; und wenn es denn so war, ob dieser Name auf die Uneinnehmbarkeit, also den Charakter der Wehranlage oder auf den nahe betriebenen Eisenbergbau zurückzuführen ist. Urkundlich wird diese Burg nicht früher erwähnt, oder wir haben die Erwähnung auf Grund des unbekannten Namens noch nicht gefunden. Über das Jahr, wann das Dorf Wildbach genau gegründet wurde ist, wie in so vielen Orten im Erzgebirge keine Urkunde erhalten. Die Besiedlungsgeschichte lehrt uns aber, dass mindestens ab der Mitte des 12. Jahrhunderts der Miriquidi, der „dunkle Wald“, vom Altenburger Land aus

flussaufwärts besiedelt wurde. Denn auf dem „Burgberg“, dem heutigen Borberg in Kirchberg, stand schon um 1120 eine deutsche Befestigungsanlage. Dessen Erbauer war wohl Wiprecht von Groitzsch, welcher die Siedlungsarbeit in dieser Region vorwärts trieb. Die Grenzen des damaligen Kirchensprengels der Marienkirche in Zwickau wurde Stück für Stück erweitert. Von hier aus trieben später vor allem Heinrich I. Probus und Heinrich II. von Weida die Besiedlung gen Süden fort. Andererseits bedienten sie sich besonders ihrer Vasallen, der Herren von der Planitz und der Herren von Uttenhofen, um Gebiete im Westen und Osten zu besiedeln.

Die Zwickauer Mulde diente wohl als natürliche Grenze des Sprengels. Auf der rechten Seite hatten die Herren von Wildenfels und von Werben ihre Gebiete. Deren Sicherungsburg war später die Anlage auf der heutigen Eichleithe oberhalb der Burg Stein. Die von der Planitz besiedelten den Westen und die von Uttenhofen den Osten. Sicher ist zumindest, dass die von Uttenhofen neben der Silberstraße auch die Rommelsburg bei Weißbach anlegten und sie den Mühlberg und das Dorf Griesbach mit den umliegenden Gebieten des Schneebergs innehatten. Das Griesbacher Gebiet umfasste ebenso die Dörfer Lindenau, Zschorlau und Neustädtel.

In der Zeit des Hochmittelalters wurde unser Dorf als doppelreihiges Waldhufendorf mit 23 Bauernhufen und einer Pfarrhufe angelegt. Jeder Bauer erhielt einen Streifen Land, der Wiese, Acker und Wald beinhaltete. Man muss sich allerdings vorstellen, dass dieses Gebiet ein Rodungsgebiet war und die Wälder sehr ausgedünnt und weit bis ins 18. Jahrhundert so bewirtschaftet wurden. Die Muldenhänge beispielsweise waren völlig kahlgeschlagen.

Auf der Stiftsurkunde vom Klösterlein Zelle vom 7. Mai 1173 begabten der Markgraf Otto von Meißen, Meinher von Werben und Dudo von Meineweh das Kloster mit 60 Hufen Neuland, welches sich allerdings auf dem linken Muldeufer befanden. Die Vögte von Weida auf Wiesenburg nahmen diesen Vorstoß sicher nicht einfach so hin. Einzelheiten der Kämpfe um die Eisenburg sind uns leider nicht bekannt. Es lässt sich nur am Umfang der späteren Herrschaft Stein schließen, dass die Vögte ihr Land weitgehend zurückeroberten.

Die Wildenfels und Meinheringer bauten nun eine neue Verteidigungslinie am rechten Ufer der Mulde und so entstand die Burg Stein, auf welcher der Vasall Heidenreich von Stein-Grünhain saß und als Kolonisator fungierte. Das wieder besetzte Gebiet Wildbach, Langenbach sollte ihm beim erneuten Vorstoß als Pertinenz zuteilwerden. In späteren Kämpfen oder Verhandlungen der Wiesenburger verloren diese die herrschaftliche Grenze am linken Ufer der Mulde, und man einigte sich und verlor die Gebiete um die Eisenburg.



Isenburg, Senkrechtaufnahme
Foto: Stefan Espig

Die Wildenfels eroberten in diesen Gefechten wahrscheinlich die Eisenburg und bauten diese für ihre Zwecke aus. Bei einem Gegenstoß der Wiesenburger Vögte von Weida, die ihre Burg zurückerobern wollten, wurde diese zerstört und ab diesem Zeitpunkt nicht wieder aufgebaut. Dies geschah spätestens um 1325/30, einige Forscher meinen schon 1288. Die Burg bestand also maximal 140 Jahre, bevor sie wieder unterging.

Unser Ortsname Wildbach¹ wurde urkundlich erstmals am 6. Februar 1446 erwähnt, als die Brüder Friedrich und Dietrich von Schönburg mit ihrem Bruder Veit II. von Schönburg die Ländereien aufteilten und letzterer ungeteilt Lichtenstein mit Seeberg, die Hälfte von Glauchau sowie ein Drittel von Hartenstein und Geringswalde erhielt. Zur Burg Stein gehörten damals die Dörfer Wildbach und Langenbach.

Von 1448 bis 1450 besaß Kunz von Kauffungen die Burg Stein. Er ging als „Prinzenräuber“ in die Geschichte ein. Christoph Gottlob Grundig führt an, dass Kunz von Kauffungen sich nicht, wie heute fälschlich angenommen, in einer Höhle über der Mulde im Hartensteiner Forst, sondern sich in seinem ehemals eigenen Wald versteckte. Kunz, dem einst die Burg Stein gehörte und ebenso der dazugehörige Steinwald, soll sich in einer Höhle unterhalb der Eisenburg oder sogar in dessen Gewölben aufgehalten haben. Diese Aussagen von Personen, welche fast 270 Jahre nä-

1 Neuere wissenschaftliche Literatur zur Isenburg: Leo Bönhoff: Die Burgen des sächsischen Erzgebirges. A. Im Westen, in: Glückauf. Zeitschrift des Erzgebirgsvereins 28 (1908), S. 134; Zwischen Zwickauer Mulde und Geyerschem Wald (Werte unserer Heimat, Bd. 31), Berlin 1978 [Beitrag von Siegfried Sieber]; Ingolf Grässer: Stand der historischen und baugeschichtlichen Erforschung der „Isenburg“, in: Burgenforschung aus Sachsen 14 (2001), S. 29-54; Heinz Müller/Heiko Dehn: Burgenwanderung durch Sachsen, Lamgenweißbach 2006, S. 119-121; Matthias Donath: Schlösser im westlichen Erzgebirge, Meißen 2010, S. 57 f.

Blick auf das Dorf Wildbach
mit der Kirche
Foto: Stefan Espig



Kirche in Wildbach
Wikimedia (Kora27)



- 2 Christoph Gottlob Grundig: Nachricht von dem, in der Herrschaft Schönburg-Stein ehemals gelegenen Schloß Eisenburg, in: Georg Christoph Kreysig (Hrsg.): Beiträge zur Historie derer Chur- und Fürstlichen Sächsischen Lande 2 (1755), S. 378-391; Gotthelf Friedrich Oesfeld: Historische Beschreibung einiger merkwürdigen Städte im Erzgebürge. Lößnitz im Erzgebürge mit ihren umliegenden Gegenden, 1. Teil, Halle 1776, S. 106 f.
- 3 Samuel Friedrich Mittelbach: Ruhm- und Ehren-Gedächtnis des Uralten Hoch-Gräflichen und Hoch-Herrlichen Hauses Schönburg, Schneeberg 1738, Anm. 27.
- 4 Zur Orts- und Kirchengeschichte vgl. Wilhelm Theodor Landgraf: Die Chronik der Kirchgemeinden Wildbach und Langenbach, 1905; Stefan Espig: Historia Aedificorum Wildbachensium. Das Historische Verzeichnis der Höfe & Häuser des Dorfes Wildbach im Erzgebirge, Wildbach 2013; Stefan Espig: Regesta librorum forensium Wildbachensium. Die Regesten der Gerichtsbücher des Dorfes Wildbach im Erzgebirgskreis 1514-1847, Wildbach 2016.
- 5 Vgl. Siegfried Sieber: Die Freilegung der Isenburgruine, in: Glückauf. Zeitschrift des Erzgebirgsvereins 55 (1935). Der aktuelle Forschungsstand, der auch auf den Grabungen Siebers beruht, ist bei Grässler 2001 (wie Anm. 1) zu finden.

Autor

Stefan S. Espig
www.Wildbach-Erz.de

her an der Geschichte lebten als wir es heute tun, sollte uns doch veranlassen darüber nachzudenken, welcher Geschichte man Glauben schenken sollte. Da sich Kunz von Kauffungen in seinem ehemaligen Steinwald sehr gut auskannte und natürlich von der niedergegangenen Eisenburg in seinem eigenen Wald Kenntnis hatte, von der aus er sich sogar etwas verteidigen hätte können, ist es anzunehmen, dass die Aussagen der damaligen Zeitzeugen eher der Wahrheit entsprechen könnten und Kunz sich mit seinem Gefolge vom 8. bis zum 11. Juli 1455 in der Isenburg versteckt hielt. Die Burg war zu seiner Zeit wesentlich besser erhalten, als wir sie heute kennen. Grundig schreibt, dass er selbst 1754 noch Gewölbe, Hallen und Decken sah, und der Turm war auch noch intakt und nicht gesprengt. Diese alte verlassene Burg bei Wildbach ist wohl als das wirkliche Versteck des „Prinzenräubers“ anzusehen. Erst im Jahr 1778 ist die „verschollene“ Höhle von Johann Friedrich Käuffer, einem Hartensteiner Diakon, „wiederentdeckt“ worden. Es wurde später eine lateinische Inschrift in den Fels eingehauen, die an die Gefangennahme des Prinzen Ernst in diesem mittelalterlichen Bergwerksstollen erinnern soll.

Die ersten Namen von Einwohnern unseres Ortes stammen aus den Jahren 1460 bis 1462 und wurden in einem Buch festgehalten, das die Wohltäter des Franziskanerklosters Zwickau benennt („Liber benefactorum monasterii sancti Francisci“). Dieses wurde von den Franziskanermönchen in Zwickau angelegt und ist bis heute erhalten. Es befindet sich im Ratsarchiv in Zwickau und gilt als eine der wichtigsten Geschichtsquellen für das späte Mittelalter. Einen weiteren geschichtlichen Hinweis auf unser Dorf hinterlässt uns eine Kaufurkunde. Am 24. März 1478 kaufte Martin Römer für 600 Gulden von Friedrich von Schönburg zu Glauchau das bei Wildbach an der Mulde gelegene Poppenholz, einen zur niederen Grafschaft Hartenstein gehörigen Wald, und schenkte diese dem Zwickauer Hospital St. Georgen und Margarethen. 1515 kaufte das Hospital von den dem Römer'schen Erben die andere Hälfte des Waldes. Die ersten amtlichen Schriften in Form von Gerichtsakten, die uns für Wildbach erhalten geblie-

ben sind und in denen wir über die Käufe, Verkäufe und weitere Amtshandlungen informiert werden, beginnen bereits im Jahre 1515. Leider ist in keinem der Bücher je über die schon damals über 200 Jahre vorher zerstörte Feste Eisenburg die Rede, nicht bis ins Jahr 1848, wo diese enden. Aus der Zeit des aufgeklärten Absolutismus vor 1750 stammt wohl die für Wildbach bekannteste Sage von der „weißen Frau in der Isenburg“ und der Magd, welche im nahegelegenen Mehlhorn'schen Gut arbeitete und sich ein paar heimliche Groschen mit Dienstarbeiten bei der Einsiedlerin dazuverdiente, die in den maroden Gebäuden der Burg versteckt und einsam lebte. Interessant wurde die Burganlage selbst plötzlich um 1750, als die alte Wildbacher Kirche, die sehr baufällig geworden war und viel zu klein für die Einwohner und die seit 1732 auch noch sonntäglich zum Gottesdienst strömenden Bewohner des neu angelegten Dorfes Stein. Pfarrer Wilhelm Landgraf nennt das Kirchlein noch „vorreformatorisch“, wohl aus der Zeit um 1310, wofür die Madonnenfigur als einziges datiertes Überbleibsel der alten Kirche als Anhaltspunkt dient und auf die katholische Vorzeit unseres Dorfes weist. Man beantragte in Dresden die Genehmigung zur Verwendung der Steine der alten Wehranlage für einen Kirchenneubau, welche erst erteilt, dann allerdings wieder zurückgenommen wurde. Es war aber schon zu spät: Die damals noch vorhandenen Gebäude, Hallen, Mauern und Türme waren bereits gesprengt worden. Man nutzte die Steine für den Neubau der Wildbacher Kirche, welcher von 1804 bis 1806 ausgeführt wurde, und für viele Hausbesitzer im Dorf war es ein einfacher Weg, ihr Baumaterial aus der Ruine zu gewinnen. Wer mit offenen Augen die alten noch sichtbaren Gemäuer im unteren Dorf betrachtet, kann erkennen, dass auch diese teilweise der alten Burg entstammen.

Nach dieser heillosen Zerstörung setzte die Eisenburg ihren einstigen Dornröschenschlaf fort. Bis auf die Erwähnungen einiger Chronisten vergingen weitere 130 Jahre, bis sie abermals erweckt und 1934 durch Dr. Siegfried Sieber in den Fokus seiner Forschungen gerückt wurde. Sieber legte die Burg bis auf die Grundmauern frei und versuchte, die Geschichte der alten Feste aufzuarbeiten.⁵

Heute ist Wildbach immer noch ein landwirtschaftlich geprägter Ort mit großen Flächen an Wiesen, Feldern und Äckern. Tourismus wird immer wichtiger für unsere gewerbeschwachen Orte. Mit Blick auf unsere Zukunft sind wir auch auf die kleinsten Attraktionen angewiesen, und wir können uns glücklich schätzen, die Ruine der Isenburg vor der Haustür zu haben, diese als Erholungsort zu nutzen und unseren Gästen von ihr und ihren ritterlichen Geschichten im Dunkelwald zu erzählen.



Alberoda und der Edelhof

Jens Weißbach

Alberoda ist einer von vier Ortsteilen der Großen Kreisstadt Aue-Bad Schlema im Erzgebirgskreis. Den ländlichen Charakter konnte der Ort überwiegend beibehalten. Alberoda liegt nördlich von Aue und westlich der Bergstadt Löbnitz. Der Ortsname erscheint 1403 als „Albirnrodde“. Nach dem Historischen Ortsnamenbuch von Sachsen ist er als „Rodung eines Albero oder Albert“ zu deuten.¹ Möglicherweise ist das Dorf die Nachfolgesiedlung der Wüstung Sebottensdorf, die 1296 als „Sebaltensdorff“ erwähnt wird, aber im 14. Jahrhundert schon nicht mehr besiedelt war.

Alberoda teilte sich in zwei Teile: Der oberste Abschnitt des heutigen Dorfes hieß das Edelmannische. Er gehörte nämlich lange Zeit den auf dem Edelhof Alberoda angesessenen adligen Herren, während das eigentliche Bauerndorf bis weit ins 19. Jahrhundert mit Löbnitz und an-

deren Orten der Rezessherrschaft Schönburg-Hartenstein untertan war. In diesem Dorfteil gab es 23 Bauernstellen. Ab dem 18. Jahrhundert wurden hier Häusler angesiedelt.

Das Dorf Alberoda wurde 1929 nach Aue eingemeindet und bekam 2019 wieder einen eigenen Ortschaftsrat, welcher sich aus acht Bürgern zusammensetzt und dem der Ortsvorsteher Karsten Wilhelm vorsteht. Den größten Anteil stellt dabei die Fraktion „Gemeinsam für Alberoda“ (GfA) mit fünf Sitzen.

Auffallend für das ländliche Erscheinungsbild von Alberoda sind die Abraumhalden des ehemaligen Uranbergbaus der SAG/SDAG Wismut, die sich relativ gut in die Landschaft einfügen. Der Haldenkomplex der Halden 366/186/383 wurde bei der Sanierung so umgestaltet, dass über ihn der Autobahnzubringer S 255 verläuft, der Aue an die A 72 anbindet. Der Bau des

Der nördliche oder obere Teil Alberodas, 2013. Im oberen linken Teil des Bildes eingewachsen das Gelände des Edelhofes mit der alten Wasserburg.

1 Ernst Eichler/Hans Walther (Hrsg.): Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen. Bd. 1, Berlin 2001, S. 10.

Der südliche oder untere Teil
Alberodas mit einer Brücke
des Autobahnzubringers S 255
und einen Teil der ehemaligen
Abraumhalde des Schachtes 366,
2013



Autobahnzubringers erfolgte in mehreren Bauabschnitten, wobei der erste auf Alberodaer Flur bereits 1997 im Zusammenhang mit der Errichtung des Gewerbegebietes erfolgte. Der letzte und aufwendigste Abschnitt war jedoch der Bau der zwei Brücken und somit der Abschluss des Gesamtprojektes. Im Jahr 2006 wurde der letzte Bauabschnitt Aue – Thierfeld für den Verkehr feierlich freigegeben.

Im Jahr 1994 wurde der erste symbolische Spatenstich für das Alberodaer Gewerbegebiet I vollbracht. Angesiedelt wurden Unternehmen aus

den Sparten der Metall- und Holzverarbeitung, Werkzeugbau, Leichtmetallguss, Kunststofftechnik, Recycling- und Entsorgungswirtschaft sowie Maschinenbau- und Bauunternehmen. Im Gewerbegebiet II, das sich nördlich anschließt, wird zur Zeit das neue Domizil für das THW Ortsverband Aue-Schwarzenberg errichtet. Im Bau ist ebenfalls ein neues Depot für die Freiwillige Feuerwehr des Ortsteiles.

Kirchlich gehört Alberoda der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Lößnitz-Affalter an. Im Jahr 1951 erhielt der Ort eine eigene Kirche, welche der Baumeister Oskar Schuster aus Alberoda plante, und November 2002 kam eine eigene Trauerhalle dazu.

Als Ortskern wird das Gelände der ehemaligen Schule gesehen, in der bis 2004 unterrichtet wurde. Das erste eigenständige Schulgebäude wurde in den Jahren 1836 bis 1838 errichtet, welches dann 1898 von einem Neubau abgelöst wurde und bis 2004 durchgehend in Nutzung war. Nach mehrjähriger Sanierung befindet sich dort heute die Kindertagesstätte „Löwenzahn“. Die alten Räumlichkeiten der Kita, welche sich im Flachgebäude neben der ehemaligen Schule befanden, übernahm der ortsansässige Geflügelzüchter- und Heimatverein 1899 e. V. und baute es zu einem schönen Domizil aus. Dieser Verein ist eine feste Größe im kulturellen Leben des Auer Ortsteiles und ist Hauptorganisator des alljährlichen Dorffestes, welches seit 1997 durchgeführt wird, und des Schwibbogenfestes, was seit 2003 in seiner heutigen Form stattfindet. Selbst beim Auer Stadtfest und Löß-

Edelhof Alberoda, Lithographie
aus dem „Album der
Rittergüter und Schlösser des
Königreichs Sachsen“, 1859





Edelhof Alberoda,
heute Gaststätte Edelhof
Foto: Eckhard Huth

nitzer Salzmarkt ist der Verein eine feste Größe geworden. Seit Beginn des Auer Stadtfestes in seiner heutigen Form im Jahre 2005 gestaltet der Verein den Straßenzug von der Schieckbrücke bis zur Kreuzung „Blauer Engel“ in Eigenregie. Unter dem Motto „Alberoda im Wandel der Zeit“ wird der Ort beim Fest vorgestellt. Außerdem findet man noch den Fußballverein SV 1960 Alberoda, den Modellflugclub Aue-Alberoda e.V., den Kabel-TV Aue/Alberoda-Lößnitz e.V. und den Traditionsverein Aue-Alberoda e.V. in Alberoda, wobei der Fußballverein seinen Spielbetrieb seit 2013 eingestellt hat und eine Spielgemeinschaft mit der zweiten Mannschaft von Affalter bildet. Der Fußballverein organisiert seit Jahrzehnten traditionell das Hallenfußballturnier der ersten Mannschaft sowie das Turnier der Alten Herren, welches in der Erzgebirgshalle im benachbarten Lößnitz ausgetragen wird.

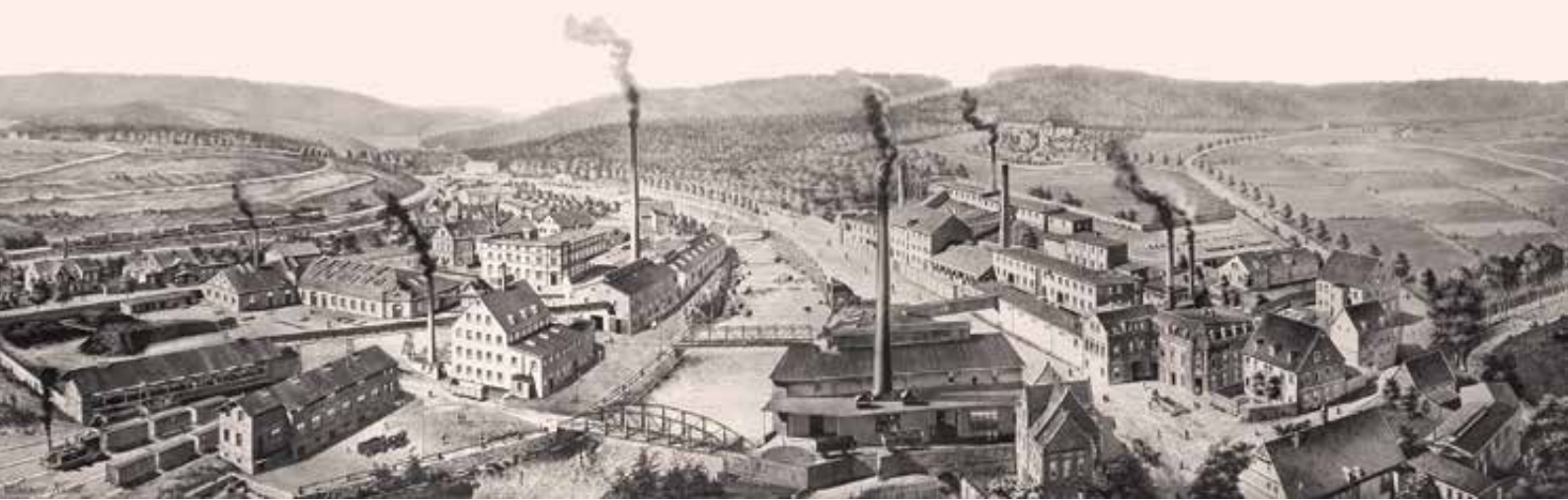
Das wichtigste Baudenkmal in Alberoda ist der sogenannte Edelhof.² Es handelt sich dabei um eine Wasserburg, die ehemals mit einem Wassergraben umgeben war. An zwei Seiten ist dieser Graben – heute in Gestalt eines kleinen Teiches – noch erhalten. Das im Kern noch mittelalterliche Herrenhaus hat ein mächtiges, aus Bruchsteinen gefügtes Erdgeschoss und ein Fachwerkobergeschoss, das seit 1943/44 mit Brettern verschalt ist.

Der Herrensitz wurde vermutlich im 13. Jahrhundert von Vasallen der Herrschaft Hartenstein angelegt. 1403 ist ein „Friczold von Polenz, gesessen zu Albirnrodde“ bezeugt. Zwischen 1424 und 1497 saßen hier Mitglieder des Adelsgeschlechts von der Oelsnitz. 1543 fiel der Besitz an die Herren von Schönburg,

die Alberoda an Bernhard von Milkau verkauften. Damit ging aus dem Edelhof, so die in Alberoda gebräuchliche Bezeichnung, ein Rittergut hervor. An Friedrich Wilhelm von Milkau, der den Herrensitz nach einem Brand im Jahr 1617 wieder aufbaute, erinnert ein Sitznischenportal, das auch das Wappen der Familie von Milkau trägt. Im 18. und 19. Jahrhundert wechselten die Besitzer mehrfach. 1859 übernahm Fürst Heinrich Eduard von Schönburg-Hartenstein (1787–1872) den Besitz. Er vermietete den Edelhof an Carl Gottlob Hofmann, der das Herrenhaus umbaute. Der Graben wurde teilweise zugeschüttet, die Zugbrücke 1881 beseitigt. 1943 verkaufte Fürst Alexander von Schönburg-Hartenstein (1888–1956) den Edelhof, die umliegenden Teiche und die Edelmanmühle an den Fabrikanten Bruno Ebert. Der Inhaber der Fa. Wäsche-Union in Lößnitz wollte sich hier einen Altersruhesitz schaffen und den Edelhof als „Gedenkheim“ für seinen im Krieg gefallenen Sohn einrichten. Am 23. Dezember 1944 zog er ein, nicht einmal ein Jahr später wurde seine Enteignung verfügt. Der Edelhof war zunächst Tbc-Heilstätte und dann Wohnhaus der LPG. 1972 zog Helmut Schlüssel ein, der das Herrenhaus mit seiner Familie bewohnte und es 1988 schließlich kaufen konnte. Tochter Silvia und Schwiegersohn Volker Fritsch eröffneten 1991 im Edelhof eine Gaststätte. Damit wurde aus der früheren Wasserburg ein beliebtes Ausflugsziel. 2020 wurde hier der dritte ZDF-Erzgebirgskrimi gedreht. Im einstigen Nebengebäude des Edelhofs ist heute eine Pension eingerichtet, welche Anett Brömmer, die Schwester von Silvia Fritsch, betreibt.

- 2 Matthias Donath: Schlösser im westlichen Erzgebirge, Meißen 2010, S. 59–60. Matthias Donath verfasste den folgenden Textabschnitt auf der Grundlage dieses Beitrags. Er nutzte dabei u. a. Albert Lippoldt: Chronik vom Edelhof, 1945.

Autor
Jens Weißbach
Ortschronist von Alberoda



Auerhammer

Matthias Gläser

Auerhammer um 1900
Sammlung Förderverein
Herrenhaus Auerhammer e. V.

Auerhammer ist ein ehemaliges Hammergut westlich von Aue, das sich zum Industriestandort mit Werkssiedlung entwickelte. Seit 1930 gehört Auerhammer zu Aue. Der Name leitet sich von einem Hammerwerk her.

Eine Gründungsurkunde für den Auerhammer gibt es leider nicht. Wahrscheinlich ist er im 15. Jahrhundert von der Familie von Uttenhofen angelegt worden, die ab 1447 das Rittergut in Niederschlema besaß. Es ist davon auszugehen, dass es im Umfeld des Dorfes Aue an der Mulde und dem Schwarzwasser seit der ersten Besiedlung im 12. Jahrhundert bereits einige Schmieden gab – eine davon der Auerhammer?

Herrenhaus des Auerhammers
nach der Restaurierung
Foto: Fotostudio Martin, Aue



Wenn man sich auf eine schriftliche Überlieferung stützt, so findet sich in den Unterlagen des Bergarchivs Freiberg die Beschreibung einer Fundgrube, welche sich nahe dem „Uttenhofer Hammer“ befindet. Der Eintrag datiert vom 7. November 1526. Wörtlich heißt es dort „des Ottenhoffers hammer“. Die Gerichtsbücher Schneebergs nennen 1537 einen „Hammer an der Mulde unter dem Tzschurrelwalde“, der mit dem Auerhammer identisch ist.

Als 1627 Aue das Stadtrecht erhielt, war Hieronymus Müller von Berneck der Pächter des Auerhammer. 1632 wurde der Auerhammer von schwedischen Truppen niedergebrannt. Neben diesem Kriegsleid waren immer wieder die Folgen der Pest, der „Kleinen Eiszeit“ und einige Hochwasser der Mulde, des Schwarzwassers und anderer Bäche, wie des Zschorlau- oder des Rumpelsbachs, zu beklagen.

Der Auerhammer war lange mit dem Bergbau verbunden. Das Hammerwerk stellte Metalllegierungen her und verarbeitete diese mittels schwerer Hämmer, die durch Wasserkraft angetrieben wurden, zu Stangen und Blechen. Das Wohnhaus des Hammerwerks aus dem 16./17. Jahrhundert ist noch heute erhalten. Es wird als Herrenhaus bezeichnet, da das Hammergut über Herrschaftsrechte verfügte, etwa die Gerichtsbarkeit über die im Gutsbezirk lebenden Untertanen. Über dem steinernen Erdgeschoss erhebt sich ein reich dekoriertes Fachwerk-Obergeschoss. Der Dachreiter stammt von 1797.

Als 1644 Veit Hans Schnorr der Ältere (1624–1664) zusammen mit seinem Hammermeister Zacharias Schöppel den Auerhammer für 1.000 Gulden erwarb, begann für den Hammer ein

neuer, bemerkenswerter Abschnitt. 1664 erbt die Ehefrau Rosina Schnorr, die die Unternehmungen dem Sohn Veit Hans Schnorr dem Jüngeren (1644–1715) verkaufte. Er wurde 1687 als „Schnorr von Carolsfeld“ in den Adelsstand erhoben. Zu seinen Unternehmungen gehören der Auerhammer, das Blaufarbenwerk Niederpfannenstiel, das Brünlasgut und verschiedene Häuser und Güter in Zelle, die Weißerdenzeche und weitere Schächte mit hohem Anteil an Kuxen. 1696 waren es nicht weniger als 3.904 Berganteile. 1668 erwarb er etliche Jagd- und Weidegründe sowie weitere Besitzungen und gründete den Carlsfeld, von dem sich auch sein Adelsname ableitet.

Der Auerhammer bestand aus Hammer- und Schneidwerken, die mit der Wasserkraft der Mulde arbeiteten. Holz und Holzkohle nutzte man zum Schmelzen der Erze. Produziert wurden Stäbe und Platten sowie Weiß- und Schwarzblech, welches man mit Hilfe der Erzgebirgischen Blechkompanie in Fässern bis nach Übersee liefert. Die Herstellung von verzinnem Blech (Weißblech) war seit 1620 ein gut gehütetes technologisches Verfahren. Im 17. Jahrhundert kam das Weißblech fast ausschließlich aus dem Erzgebirge. Ein englischer „Industriespion“ aus Worcestershire kam 1670 nach Aue und erlernte das Verzinnen, womit diese Technologie weitere Verbreitung fand. Diese verzinnnten Bleche bildeten das Vormaterial für die Herstellung von Löffeln. In der Zeit des Siebenjährigen Krieges wurden 15 bis 20 Millionen Löffel pro Jahr produziert. In der Hungersnot von 1771/72 verließen viele Löffelmacher und Plattner das Erzgebirge.

Nachdem Veit Hans Schnorr von Carolsfeld 1715 gestorben war, begann der Niedergang. 1730 musste ein Schnorr-Sohn den Auerhammer für 10.300 Taler an den Schneeberger Rat verkaufen. Die Stadt Schneeberg verpachtete Teile des Hammers. Gottlieb Gottschaldt versuchte, eine Vitriolhütte einzurichten, hatte aber keinen Erfolg. Seit 1733 betrieb ein Schneeberger Braumeister im Auerhammer eine Brauerei. 1742 kaufte Johann Christoph Rudolph das Hammerwerk. 1783 wurde das ganze Werk beim Dammbruch des Filzteiches durch die Fluten des Zschorlaubachs verwüstet. 1829 übernahm der Staat das marode Werk. Man bildete Parzellen, die der Fiskus an verschiedene Eigentümer veräußerte. Ernst August Geitner (1783–1852), dem 1823 die Herstellung von Argentan gelungen war, einer Legierung aus Nickel, Kupfer und Zink, richtete 1829 im stillgelegten Hammer die erste Argentanfabrik Europas ein. Er übernahm das Herrenhaus und die sogenannten oberen Hütten mit dem Hochofen. Dort produzierte er Argentan oder Neusilber oder Form von Platten, Stäben, Drähten und Blechen. Nachdem das 1826 ausgestellte und für sechs Jahre geltende Schutzpatent ausgelaufen war, das Geitner vom sächsischen König erhalten hatte, stiegen weitere Unternehmen in die Argen-



Veit Hans Schnorr der Jüngere,
Gemälde, 1688
Wikimedia

tanproduktion ein. 1846 kaufte Christian Gottlieb Wellner, ein ehemaliger beschäftigter Arbeiter im Blaufarbenwerk Niederpfannenstiel und in Geitners Argentanfabrik, den noch vakanten Zainhammer im Gelände des Auerhammers vom Fiskus. Er spezialisierte seinen Betrieb auf die Löffelproduktion und im Weiteren auf Besteck- und Tafelgeräteherstellung. Wie sich die Besteckproduktion weiterentwickelte, wird in einem gesonderten Beitrag beschrieben.

Geitners Schwiegersohn Franz Adolph Lange (1815–1898) arbeitete in der Argentanfabrik und übernahm diese 1858. Als in den 1870er Jahren der Nickelpreis stark anstieg, experimentierte Lange auch mit anderen Metallen und Legierungen. Bereits 1869 produzierte man eine Widerstandslegierung (Auran) und Tombak (Kupfer mit Zinnanteil von 5 bis 15 Prozent). Da viele Kunden anstelle von Neusilber ein Messing- oder Kupfer-Vormaterial verlangten, erweiterte der Betrieb,

Dr. Geitners Argentanfabrik
in Auerhammer, Lithographie
aus dem „Album der Sächsischen
Industrie“, 1856





Arbeiter der Sächsischen
Kupfer- und Messingwerke
F. A. Lange, um 1900
Sammlung Förderverein
Herrenhaus Auerhammer e. V.

der seit 1873 als Sächsische Kupfer- und Messingwerke F. A. Lange firmierte, sein Angebot. Er belieferte etwa die aufstrebende Elektrotechnik mit Messing und Kupfer. Um 1900 begann man mit der Warmplattierung von Tombak auf Stahl, was in der Militärtechnik Verwendung fand. Vielleicht war das der Grund, das die Könige von Sachsen das Werk mehrfach besuchten. Zuletzt war König



Auerhammer, 1912
SLUB Dresden, Deutsche Fotothek

Autor
Matthias Gläser
Förderverein Herrenhaus
Auerhammer e. V.
Hammerplatz
08280 Aue-Bad Schlema
www.herrenhaus-auerhammer.de

Friedrich August III. (1867–1932) im Jahre 1908 zu Besuch im Werk. Die Unternehmensführung hatte seit 1885 Albert Lange (1846–1918) inne. Er baute die Sächsischen Kupfer- und Messingwerke F. A. Lange zum bedeutendsten Hersteller von Nichteisen-Halbzeugen in Sachsen aus. Im Auerhammer arbeiteten zu dieser Zeit 1.400 Beschäftigte. Zum Unternehmen gehörten der 1873 zugekaufte Kupferhammer in Olbernhau, die Schweinitzmühle im Böhmisches, eine Metallhütte in Ungarn, eine Silberwarenfabrik in Pforzheim sowie eine Porzellanfabrik in Böhmen.

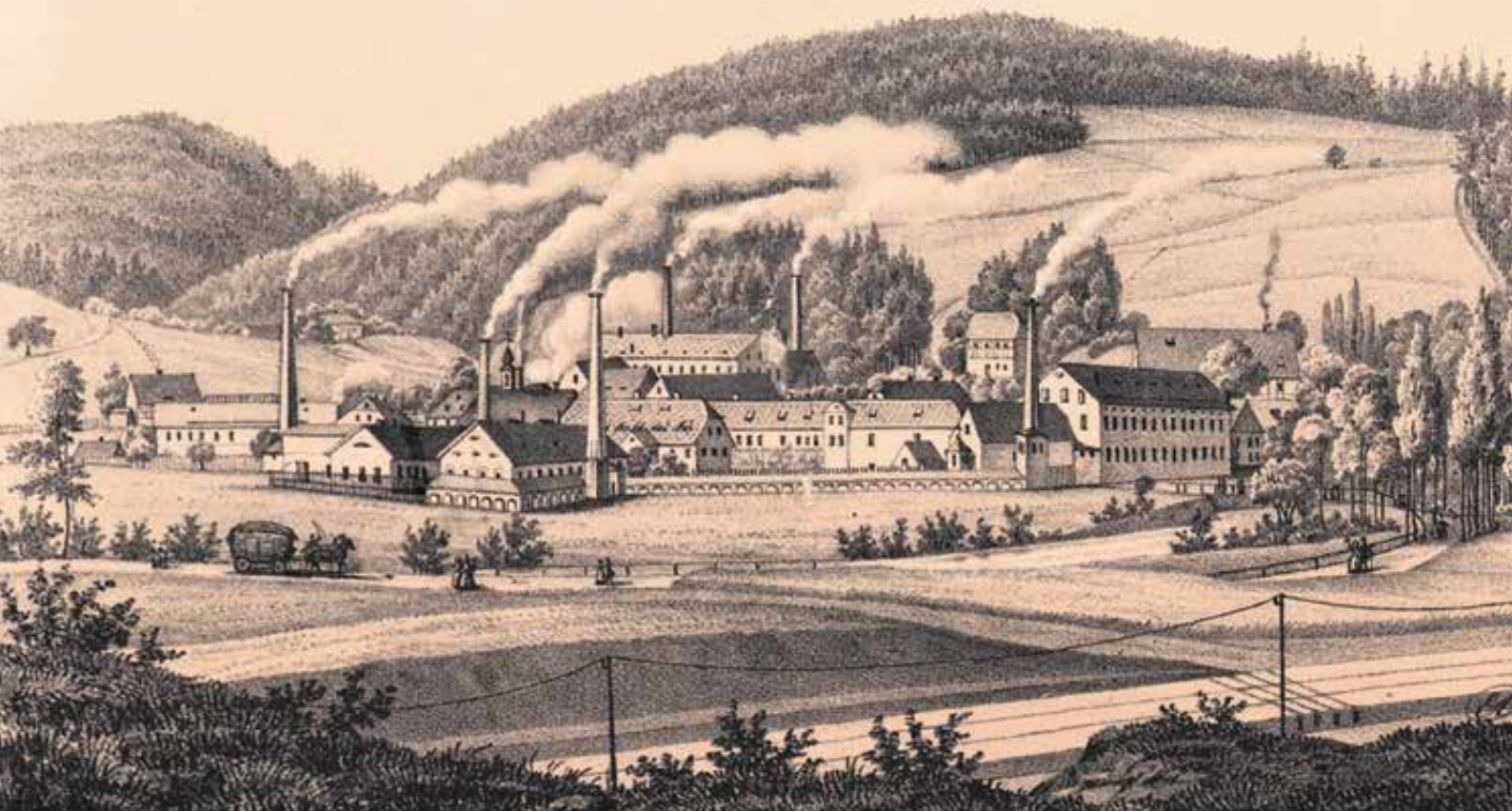
1918 übernahm Franz Adolph Langes Enkel Albert die Unternehmensleitung. Nach seinem Tod wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und firmierte seitdem als F. A. Lange Metallwerke AG Aue. Nachdem man ein Werk Bodenbach/Elbe im Sudetenland angegliedert hatte, stieg die Belegschaft auf über 2.200 Beschäftigte. 1943 wurde Dr.-Ing. Werner Lange (1913–1992) Betriebsleiter. Die vier Generationen der Familie Lange versuchten, Arbeiter und Angestellte durch soziale Maßnahmen an den Betrieb zu binden. So wurden die sogenannten Arbeiterhäuser, ein Sportplatz und das Freibad („Lange-Bad“) gebaut. Ein Arbeitskampf erbrachte am 9. Dezember 1918 die Einführung des Acht-Stunden Arbeitstags.

Während des Zweiten Weltkriegs war die Metallfabrik in die Rüstungsproduktion eingebunden. Man fertigte Metallplattierungen zur Produktion von Messinghütchen (Patronen). Daher kam der Betrieb auf die Liste der Unternehmen, die 1946 gemäß dem Volksentscheid zur Enteignung der „Nazi- und Kriegsverbrecher“ der entschädigungslosen Enteignung anheimfielen. Die sowjetische Besatzungsmacht demonitierte etwa 85 Prozent der Anlagen. Erst in den Jahren 1948/49 gelang die Wiedereinrichtung. Der Betrieb trug seit dem 1. Januar 1949 den Namen „VEB Halbzeugwerk Auerhammer“ und produzierte bis 1955 Eisenbleche für die DDR-Industrie. Danach wurde die Produktion auf metallene Halbzeuge und Sonderwerkstoffe umgestellt, etwa Sonderlegierungen wie Eisen-Nickel, Eisen-Kobalt und Eisen-Nickel-Kobalt. Dazu errichtete man in Auerhammer umfangreiche neue Werkhallen. Der Betrieb war zuletzt dem Bergbau- und Hüttenkombinat „Albert Funk“ in Freiberg angegliedert.

Bemerkenswert ist der weitere Lebensweg von Prof. Dr. Werner Lange. Er blieb in der sowjetischen Besatzungszone, trat in die SED ein und wurde Professor für Metallhüttenkunde an der Bergakademie in Freiberg. Er gehörte der Akademie der Wissenschaften an, leitete verschiedene Forschungseinrichtungen und lehrte sowohl in Freiberg als auch in Dresden.

Nach dem Zusammenbruch der DDR wurde der VEB in die Auerhammer Metallwerke GmbH umgewandelt. Der Nachfolgebetrieb übernahm aber nur Teile des früheren Betriebsgeländes. Das historische Hammerherrenhaus, dem der Abbruch drohte, wurde durch den Förderverein Herrenhaus Auerhammer e. V. schrittweise saniert. Das Gebäude soll museal genutzt werden. Das Herrenhaus gehört als assoziierter Bestandteil zum Welterbe Montanregion Erzgebirge.

Die Auerhammer Metallwerk GmbH ist seit 2014 eine hundertprozentige Tochtergesellschaft der Wickeder Westfalenstahl GmbH. Der Betrieb verarbeitet vor allem Legierungen auf Nickelbasis. Diese werden durch Plattieren und Kaltwalzen weiterverarbeitet. Zu den plattierten Produkten gehören Thermobimetalle, Metallbänder mit verschiedenen Metallaufgaben und Plattierungen für Münzen.



Kobalt und Kaolin – die weißblaue Geschichte von Aue-Bad Schlema

Mike Haustein

Anders als das benachbarte Schneeberg ist Aue weniger für seine bergbaulichen Traditionen als für seine innovationsreiche industrielle Geschichte bekannt. Das ist auch nach der Vereinigung mit Bad Schlema im Jahre 2019 so geblieben. Dennoch sind gerade hier Bergbau und Industrie eng miteinander verwoben. Die Gewinnung von Rohstoffen bedingte die Entstehung von verarbeitenden Betrieben in der Nähe der Gruben, wobei sich der Auer Talkessel mit seiner geringen Höhenlage und dem Zusammenfluss von Mulde und Schwarzwasser geradezu anbot. So führte der Abbau von Kobalterzen in Schneeberg und Neustädtel zur Gründung einer Farbmühle bei Aue, die später Teil eines Monopols wurde, das im 17. und 18. Jahrhundert den Weltmarkt der Kobaltglasprodukte beherrschte. Eine Grube am Heideberg versorgte dieses Blaufarbenwerk mit Rohstoffen zur Herstellung von feuerfesten Schmelztiegeln und Ofensteinen. Bekannt wur-

de das als St. Andreas- oder Weißerdenzeche bezeichnete Bergwerk allerdings durch die Förderung von besonders hochwertigem Kaolin, das lange Zeit als unentbehrlicher Rohstoff für die Meißner Porzellanmanufaktur galt. Wenn wir uns nun dieser „weißblauen“ Geschichte von Aue-Bad Schlema zuwenden, soll nicht verschwiegen werden, dass das Auer Territorium außer mit den erwähnten Vorzügen noch mit einer weiteren Besonderheit aufwarten konnte, die die Ansiedlung des ersten beständigen sächsischen Blaufarbenwerks ganz wesentlich begünstigte.

Das erste sächsische Blaufarbenwerk – eine extritoriale Gründung

Um das Jahr 1500 herum ging der Ertrag der vormals so ergiebigen Schneeberger Silbergruben stetig zurück. Zu allem Überfluss wurden die Bergleute noch mit einem weiteren Übel konfrontiert, das so unerklärlich war, dass man

Blaufarbenwerk Niederpfannentstel, Hauptwerk des 1848 gegründeten sächsischen Privatblaufarbenwerksvereins, Lithographie aus dem „Album der Sächsischen Industrie“, 1858

Kobaltglanz ist ein typisches Erz aus dem Schneeberger Kobaltfeld und diente einst als Rohstoff für die Blaufarbenwerke. Das Handstück stammt aus der Lehrsammlung von Clemens Winkler. Es befindet sich im Besitz der TU Bergakademie Freiberg.
Foto: Mike Haustein



sich keinen anderen Rat wusste, als das verderbliche Wirken böser Berggeister dafür verantwortlich zu machen. Immer wieder glänzte das Erz im Schein der Lampe, doch beim Schmelzen entwickelte sich nur ein giftiger Rauch, der scheinbar alles Silber verzehrte. Die Erze, die eine solche verderbliche Erscheinung hervorbrachten, wurden daher als „Silberräuber“ oder in Anlehnung an den Berggeist Kobalus als „Kobalte“ bezeichnet. So jedenfalls berichtet es die Legende. Heute wissen wir, dass das gemeinsame Vorkommen von Silber, Kobalt, Wismut und Nickel auf die BiCoNi (Ag)-Formation zurückgeht, die für die Schneeberger Lagerstätten besonders typisch ist.

Anfangs gelangten die Kobalterze auf Halde, doch glaubt man der Schneeberger Bergchronik aus dem Jahre 1684 bzw. 1716, so wurden bereits um 1520 kobaltblaue Halbzeuge hergestellt und u. a. an Glashütten geliefert. Tatsächlich entwickelte sich der Kobaltbergbau im Laufe des 16. Jahrhunderts so günstig, dass er die Silbergewinnung überflügelte und zur Haupteinnahmequelle des Schneeberg-Neustädter

Kobaltblaue Innendekorationen aus dem 17. Jahrhundert in der Kirche von Almancil (Portugal) zeugen noch heute davon, wie begehrt kobaltblaue Keramikerzeugnisse aus den Niederlanden einst waren. Weniger bekannt ist dagegen, dass die holländischen Farbmühlen Rohstoffe und Halbzeuge ausschließlich aus dem Erzgebirge bezogen.
Foto: S. Ullmann



Bergbaues wurde. Es bildete sich die Praxis der so genannten Kobalt-Kontrakte heraus, bei der die gesamte Erzförderung mehrerer Jahre im Voraus an ausgewählte Kaufleute veräußert wurde. Meist handelte es sich dabei um Holländer, die den Rohstoff zum größten Teil an die zahlreichen Farbmühlen in ihrer Heimat weiterverkauften. Die berühmten Delfter Kacheln und ähnliche Produkte verbreiteten sich als holländische Exportspezialität in ganz Europa und gelangten über Handelshäfen, wie Amsterdam und Lissabon bis in die neu entdeckten überseeischen Gebiete. Die Herkunft der Rohstoffe blieb dabei weitgehend im Verborgenen.

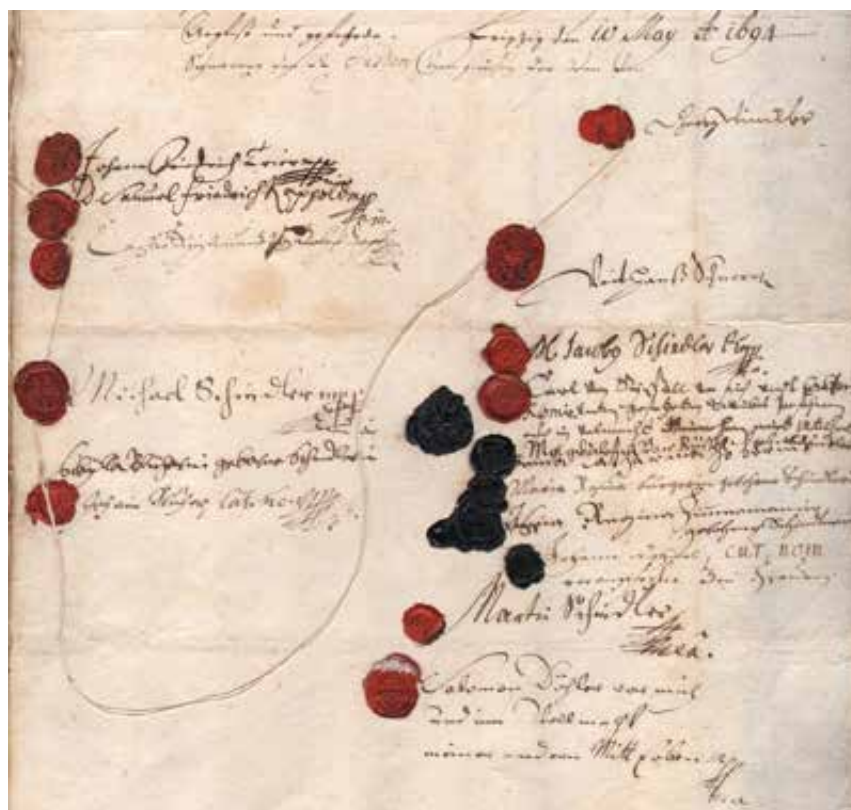
In Sachsen war man sich darüber im Klaren, dass es lukrativer sein musste, die Fertigprodukte selbst herzustellen, als nur Kobalterz oder Halbzeuge zu exportieren. Dennoch scheiterten zunächst alle Versuche, Blaufarbenwerke im Lande zu etablieren. Neben dem fehlenden technologischen Wissen waren es vor allem wirtschaftlich politische Schranken, die solche Unternehmensgründungen verhinderten. So wurde die Genehmigung zum Bau und Betrieb von Farbmühlen mehr als einmal verweigert, weil die kurfürstliche Verwaltung um die Einnahmen aus den Kobaltkontrakten mit den ausländischen Händlern fürchtete. Oft gab es auch Zweifel an der Ernsthaftigkeit und dem wirtschaftlichen Durchhaltevermögen der Gründungswilligen, immerhin hätten diese gegen die holländische Konkurrenz ankämpfen müssen.

Vor diesen Hindernissen stand im Jahre 1635 auch Veit Hans Schnorr (1614–1664), der selbst Besitzer einiger Kobaltzechen in Schneeberg war. Erschwerend kam für den Bergherrn hinzu, dass die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges noch überall in Kursachsen zu spüren waren. Durchziehende kriegerrische Horden hatten den Schneeberger Bergbau fast vollständig zum Erliegen gebracht. Die Absatzchancen für Blaufarben schienen gering, dennoch war Schnorr entschlossen, die Gründung zu wagen. Die zu erwartenden Schwierigkeiten mit der kurfürstlichen Verwaltung wusste der für sein jugendliches Alter ungewöhnlich weitsichtige Unternehmer geschickt zu umgehen. So wählte er als Standort für seine Farbmühle einen Platz am Pfannenstiel bei Aue aus, der sich de jure gar nicht im Kurfürstentum Sachsen, sondern auf dem Gebiet der Herrschaft Schönburg befand und damit nicht der kurfürstlichen Verwaltung unterworfen war. Tatsächlich erhielt Schnorr am 20. Februar 1635 das Privileg zum Bau und zum Betrieb seiner „Farbmühle am Pfannenstiel“ von den Herren von Schönburg. Auch das Technologieproblem löste der Unternehmer eher unkonventionell. Bei einer Reise nach Holland gelang es ihm, niederländische Fachleute abzuwerben, die das nötige Knowhow mit nach Sachsen brachten.

Ein Weltmonopol entsteht

Die nicht gerade risikofreie Gründung des jugendlichen Veit Hans Schnorr sollte sich in den folgenden Jahren als Glücksgriff erweisen. Das Westerzgebirge blieb von kriegerischen Einflüssen weitgehend verschont, und auch Bergbau und Handel begannen sich wieder zu erholen. Die augenscheinlich günstige Entwicklung des Blaufarbenwerks am Pfannenstiel blieb den Zeitgenossen Schnorrs nicht verborgen und wirkte sich daher wie eine Initialzündung auf die Gründung weiterer Farbmühlen aus. Die kurfürstliche Verwaltung kam nun nicht mehr umhin, solchen Ansinnen positiv gegenüber zu treten. So erhielt Johannes Burckhardt, Stadtrichter in Schneeberg und selbst Besitzer der ergiebigen Kobaltzechen St. Anna und Daniel in Neustädte, im Jahre 1642 die Genehmigung zum Bau eines Blaufarbenwerks. Allerdings war man in Aue, wo das Werk entstehen sollte, von dem Ansinnen alles andere als begeistert. Die hohen Herren des Stadtrates befürchteten Rauchschäden und Belästigungen für die Bürger. Vermutlich spielten bei dieser Einschätzung Erfahrungen mit dem bestehenden Pfannenstieler Blaufarbenwerk eine Rolle. Auf jeden Fall musste sich Burckhardt nach einem neuen Standort für die geplante Unternehmung umsehen. Unter Vermittlung der kurfürstlichen Bergbehörden fand sich schließlich ein geeigneter Standort in Oberschlema. Hier nahm im Jahre 1644 das Blaufarbenwerk Oberschlema seinen Betrieb auf, das ab 1651 durch Erbschaft in kurfürstlichen Besitz gelangte und wenig später zum größten Unternehmen dieser Art aufstieg. Bleibt noch zu ergänzen, dass 1644 das Blaufarbenwerk Sehma bei Annaberg (ab 1687 Zschopenthal) und 1649 Schindlerswerk bei Bockau gegründet wurden.

Die bestehenden Farbmühlen Pfannenstiel, Oberschlema, Sehma und Schindlerswerk waren fortan in der Lage, die gesamte sächsische Kobaltförderung zu verarbeiten. Daher wurde der Export des begehrten Rohstoffes per kurfürstlichem Dekret verboten. Auf diese Weise sollte der ausländischen Konkurrenz die Existenzgrundlage entzogen bzw. das Entstehen weiterer Unternehmen dieser Art verhindert werden. In den Folgejahren rückten die sächsischen Blaufarbenwerke immer weiter zusammen. Schließlich wagte man im Jahre 1694 den großen Schritt. Auf maßgebliche Initiative von Veit Hans Schnorr dem Jüngeren (1644–1715), dem Sohn des Pfannenstieler Werksgründers, vereinigten sich die sächsischen Farbmühlen zum Blaufarbenwerkskonsortium. Die wesentlichsten Bestimmungen des zugrundeliegenden Vertrages waren der gemeinsame Einkauf der Rohstoffe, die Normung der Blaufarbenwaren und der gemeinschaftliche Vertrieb der Fertigerzeugnisse. Das Blaufarbenwerkskonsortium sollte als Dachorganisation der vier sächsischen Blaufarbenwerke bis zum Ende



des Zweiten Weltkrieges bestehen bleiben und bis weit ins 18. Jahrhundert hinein den Weltmarkt der Kobaltglaserzeugnisse beherrschen.

Kobaltglaserzeugnisse – die vergessenen Produkte

Die einstigen Produkte des sächsischen Blaufarbenwesens sind heute fast vollständig vom Markt und damit aus dem Bewusstsein der Konsumenten verschwunden. Es scheint daher an dieser Stelle geraten, die Frage nach dem Wesen und der einstigen Verwendung der Blaufarbenwerksprodukte aufzuwerfen. Immerhin ist es wenig plausibel, dass sich ein Industriemonopol, das zeitweise beinahe die Hälfte der gesamten sächsischen Montanleistung erwirtschaftete, auf der Basis von Anstrich- und Malmitteln entstehen konnte, die nur in Mindermengen benötigt wurden. Tatsächlich diente das Gros der Blaufarbenwerkserzeugnisse anderen Zwecken. Grundsätzlich lassen sich die Produkte der Blaufarbenwerke in Safflor, Coleure und Eschel unterscheiden. Das Safflor, ein Halbzeug, das zur Färbung von Glas, Emaille und Ähnlichem Verwendung fand, stellte ein Gemenge von Kobaltoxid und feinem Quarzmehl dar. Zu seiner Bereitung wurden die hochwertigsten Kobalterze herangezogen. Die eigentlichen Farben, die „Coleure“, wurden dagegen aus der Smalte, einem durch Kobalt tiefblau gefärbten Glas, hergestellt. Sie dienten als Schmelz- und Glasurfarben für Keramik- und Porzellanerzeugnisse sowie zur Zubereitung von Mal-, Anstrich- und

Ausschnitt aus dem Kontrakt vom 10. Mai 1694, der die Einrichtung des Hauptblaufarbenlagers in Leipzig regelte und damit einen Meilenstein bei der Vereinigung der sächsischen Blaufarbenwerke zum Blaufarbenwerkskonsortium darstellte. Der Vertrag trägt u. a. Siegel und Unterschrift Veit Hans Schnorrs des Jüngeren, der als Besitzer des Blaufarbenwerks Niederpfannenstiel und der Weißerdenzeche ganz wesentlich an der Herausbildung des sächsischen Blaufarbenmonopols beteiligt war. Das Original befindet sich als Stiftung der Familie Schnorr von Carolsfeld in der Blaufarbenausstellung der Nickelhütte Aue. Repro: Mike Haustein

Dieses kobaltblaue Glas (Smalte) wurde auf einem Haldengelände in der Nickelhütte Aue aufgefunden. Durch Feinzerkleinerung wurden daraus einst Coleure und Eschel gewonnen.
Foto: Mike Hausteин



Eschelproben aus dem Pfannenstieler Blaufarbenwerk. Diese Produkte wurden zum Bleichen von Papier und Wäsche eingesetzt. Das um 1870 entstandene Präparat befindet sich im Besitz der TU Bergakademie Freiberg.
Foto: Mike Hausteин



Lasurfarben. Den allergrößten Absatz allerdings fanden die Eschel. Es handelte sich dabei um sehr fein aufgemahlene Smalten, die zum Bleichen von Wäsche und Papier eingesetzt wurden. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Papierindustrie einen gewaltigen Aufschwung erfuhr, stieg auch der Absatz von Escheln rasant an. Die erwähnten drei Produktklassen der Blaufarbenwerkserzeugnisse wurden in verschiedenen Qualitäten angeboten. Um diese reproduzierbar herstellen zu können, entwickelte man in Sachsen schon im 17. Jahrhundert ein Normensystem auf der Basis von Farbmustertafeln, das zu jener Zeit als einzigartig galt und später sogar von allen ausländischen Konkurrenten übernommen wurde. Neben den kobaltbasierten Haupterzeugnissen lieferten die Blaufarbenwerke noch begehrte Nebenprodukte wie metallisches Wismut und verschiedene Farbpigmente. Nickel gehörte seit der Erfindung des Neusilbers, einer Legierung von Nickel, Kupfer und Zink, durch den Auer Arzt und Chemiker Ernst August Geitner (1783–1852) im Jahre 1822, zur Produktpalette der Blaufarbenwerke. Das Nickel und die Herstellung anderer Buntmetalle übertrafen hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung schon zu Ende des 19. Jahrhunderts die traditionellen Blaufarbenwaren um ein Vielfaches. Im 20. Jahrhundert lösten sie die Kobaltglaserzeugnisse endgültig ab und bildeten die Grundlage für die heutige Nickelhütte Aue.

Perückenpuder, Schmelztiegel und Meißner Porzellan

So wie das Kobaltblau einst durch alchimistischen Zauber erfunden worden sein soll, so begegnet uns, was die Entdeckung des Kaolins von Aue betrifft, eine ebenso fantasiereiche Legende. Demnach war es das Reitpferd Veit Hans Schnorrs des Jüngeren, das auf dem Weg von Schwarzenberg nach Aue in einer weißen Masse versunken sein soll. Der findige Schnorr verwertete die Masse als Perückenpuder, das wiederum Johann Friedrich Böttger (1682–1719) in die Hände gelangte, der es als das beste Rohmaterial für sein gerade erst erfundenes Porzellan erkannte.

Freilich entbehrt diese hier in Kürze wiedergegebene Geschichte schon deswegen jeglichen Wahrheitsgehaltes, da das Kaolin von Aue aufgrund der geologischen Lagerstättenverhältnisse an keiner Stelle zu Tage tritt. Dennoch sind solche Legenden oft einprägsamer als die nüchterne Wahrheit und tragen dazu bei, Aufmerksamkeit auf ein Thema zu lenken. Daher wollen wir uns, statt allzu streng mit der überlieferten Geschichte ins Gericht zu gehen, lieber mit den tatsächlichen Verhältnissen der bemerkenswerten Weißerdenzeche von Aue befassen.

Demnach besaß Veit Hans Schnorr der Jüngere zu Ende des 17. Jahrhunderts neben dem Pfannenstieler Blaufarbenwerk noch weitere Hämmer, Hütten und Bergwerke. Nicht umsonst galt er als bedeutendster Montanunternehmer seiner Zeit im westlichen Erzgebirge. So ließ Schnorr in der Fundgrube „Rother St. Andreas“ am Lumbach bei Aue auf Eisenstein bauen. Der gewonnene Rohstoff soll u. a. im Auerhammer, der ebenfalls zu seinen Unternehmungen zählte, verarbeitet worden sein. Im Jahre 1698 traf man in der Zeche auf eine weiße, tonartige Masse. Es ist zu vermuten, dass Schnorr diese Masse im nahegelegenen Pfannenstieler Blaufarbenwerk schon zu dieser Zeit zur Bereitung von Feuerfestmaterialien wie Schmelztiegeln und Ofensteinen herangezogen hat. Mit Sicherheit lässt sich die Gewinnung des Kaolins ab dem Jahre 1700 mit der Verleihung der Weißerdenzeche belegen.

Die Bedeutung alumosilikatischer Grundstoffe wie Kaolin und Ton für die Blaufarbenwerke wird oft unterschätzt. Die für die Glasschmelze nötigen Temperaturen von bis zu 1200 Grad Celsius stellten höchste Ansprüche an das Material. Oft mussten geeignete Rohstoffe von weit her beschafft werden. Allein der Bedarf für die Schmelztiegel, die etwa 70 kg Menge fassen konnten und aufgrund der thermischen Beanspruchung nur eine begrenzte Haltbarkeit hatten, war immens hoch. Weiterhin wurden große Mengen von Ofensteinen und Masse für deren Zustellung benötigt. So unterhielt jedes

Blaufarbenwerk eine eigene Töpferei, die sich mit der Herstellung dieser Feuerfestmaterialien befasste. Für Schnorr war es also ein besonders glücklicher Umstand, dass er den begehrten Rohstoff in der unmittelbaren Nähe zu seiner Pfannenstieler Farbmühle selbst gewinnen konnte. Doch wie wurde dieses, bislang den beschriebenen eher profanen Zwecken dienende Material, zum unentbehrlichen Rohstoff für das kunstsinnige Meißner Porzellan? Wie so oft, sind auch hier die Fakten weit weniger spektakulär als die Legende.

Demnach waren im Frühjahr 1708 die Versuche des Naturforschers Ehrenfried Walter von Tschirnhaus (1651–1708) und seines Assistenten Johann Friedrich Böttger, ein dem chinesischen Vorbild gleichkommendes Porzellan herzustellen, soweit gediehen, dass sie an die Einrichtung einer Produktionsstätte denken konnten. Um die Rohstoffversorgung für die geplante Manufaktur sicherstellen zu können, erging an alle sächsischen Bergämter die Anweisung, Tonproben nach Dresden einzusenden. Auf diese Weise wurde eine sorgsam aufbereitete Menge der Auer Erde in die Versuche der Experimentatoren einbezogen. Es soll Tschirnhaus gewesen sein, der das Material anhand eines Probebrandes für besonders tauglich befand. Leider verstarb er wenig später, so dass die Fortführung der Arbeiten und letztlich auch ein Großteil der zu erntenden Anerkennung auf Böttger allein übergingen.

Es ist wahrscheinlich, dass Böttger, der sicher unter erheblichem Erfolgsdruck stand und daher viele weitere Versuche durchführte, sich in der Folgezeit noch mehrfach der Tauglichkeit des Kaolins von der Weißerdenzeche anhand von Proben vergewisserte. Belegt ist, dass er 1711 darauf drang, neben dem Colditzer Ton auch die weiße Erde von Aue allein für die 1710 gegründete königliche Porzellanmanufaktur zu reservieren. Schnorr erhielt ein Privileg, das ihm die Abnahme durch die Manufaktur garantierte. Die erste offizielle Lieferung aus Aue traf am 3. November 1711 in Meißen ein. Wenn gleich in der Folgezeit immer wieder andere sächsische Kaolin- und Tonvorkommen untersucht und zum Teil auch genutzt worden sind, blieb doch die Auer Weißerdenzeche für gut 140 Jahre ein unverzichtbarer Rohstofflieferant für die königliche Porzellanmanufaktur. Erst ab 1855, als die Lagerstätte erschöpft war und daraufhin die Zeche geschlossen werden musste, kam die Meißner Manufaktur schließlich ohne das „weiße Gold“ von Aue aus. Bleibt noch nachzutragen, dass auch die Blaufarbenwerke bis zu diesem Zeitpunkt weiter mit Feuerfestrohstoffen aus der Weißerdenzeche beliefert wurden. Ihnen kam jenes Material zugute, das



oben: Um den hohen Bedarf an Feuerfestmaterialien decken zu können, unterhielten die Blaufarbenwerke eigene Töpfereien. Hier wurden u. a. die Schmelztiegel, die sogenannten Häfen, aus einer geeigneten Tonmischung geformt. Abbildung von A. F. Winckler, 1790. Repro: Mike Haustein



Während die untertägigen Teile der Weißerdenzeche nicht mehr zugänglich sind, blieb das Hut- oder Hütchenhaus der Grube erhalten und beherbergt heute eine Pension. Fotografie, 1927. SLUB, Deutsche Fotothek, Foto: P. Schulz

sich aufgrund seiner Färbung nicht zur Porzellanherstellung eignete. Und dessen Menge dürfte stets weit größer gewesen sein, als die sorgsam davon geschiedene reinweiße Porzellanmasse.

Krise und Innovationen

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts sah sich das sächsische Blaufarbenwerkskonsortium mit erheblichen Absatzproblemen konfrontiert, die sich weiter steigerten und in den 1840er Jahren existenzbedrohende Ausmaße annah-



Im 19. Jahrhundert gehörte das in Form kleiner Kuben produzierte Würfelnickel zu den innovativsten Produkten der Blaufarbenwerke Niederpfannenstiel und Oberschlema. Es wurde u. a. zur Argentanfabrikation für die Auer Besteckindustrie eingesetzt. Präparat im Besitz des Fördervereins Schindlers Blaufarbenwerk e.V.
Foto: Mike Haustein

men. Mehrfach mussten die Preise für die Blaufarbenwaren gesenkt werden, der Gewinn schmolz dahin, und fasst schien es, als stünde das Ende für den einst so erfolgreichen Industrieverband unmittelbar bevor. Es gibt eine ganze Reihe von Faktoren, die als Gründe für die missliche Lage angeführt werden können. So entstanden im Zuge der Entdeckung neuer Kobaltvorkommen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Preußen, Frankreich, Norwegen und England eine Vielzahl von Konkurrenzunternehmen. Das einst so streng gehütete Fabrikationsgeheimnis war zum Allgemeingut geworden, und das Ausbringen einheimischer Kobalterze begann nachzulassen. Noch schwerwiegender wirkte sich die Erfindung des künstlichen Ultramarins im Jahre 1828 aus. Dieses synthetische, dem natürlichen Lapislazuli nachempfundene Farbpigment war in der Massenproduktion nicht nur deutlich preisgünstiger als das Kobaltblau, sondern übertraf es bei der Anwendung als Bleichmittel sogar hinsichtlich seiner Wirksamkeit.

Es wurde klar, dass der wirtschaftliche Ruin des sächsischen Blaufarbenwesens nur mit tiefgreifenden Reformen abgewendet werden konnte. So wurden im Jahre 1848 Pfannenstiel und Schindlerswerk zum Privatblaufarbenwerksverein konsolidiert. Gleichzeitig erfolgte die Schließung von Zschopenthal. Das königliche Blaufarbenwerk Oberschlema blieb zwar in seiner ursprünglichen Form bestehen, unter dem Dach des Konsortiums wurde aber die Zusammenarbeit mit Niederpfannenstiel zum beiderseitigen Vorteil intensiviert. Auch Schindlers Blaufarbenwerk stand 1855 die Schließung unmittelbar bevor, als man sich kurzfristig für einen ebenso gewagten wie

weitsichtigen Alternativplan entschied. In dem etwas abgelegenen Gebäudekomplex entstand eine Produktionsstätte für künstliches Ultramarin. Nachdem erhebliche Anlaufschwierigkeiten überwunden waren, konnte das Konsortium ab etwa 1860 vom anhaltenden Siegeszug des neuartigen Blautones partizipieren.

Auch in Niederpfannenstiel und Oberschlema griffen technische Innovationen. So liefen Produkte wie Nickel, Kobaltoxid, verschiedene Buntmetalle und neuartige Mineralpigmente den althergebrachten Blaufarbenwaren nach und nach den Rang ab. Diese Entwicklung geht u. a. auf Clemens Winkler (1838–1904) zurück, der von 1860 bis 1873 in Oberschlema und Niederpfannenstiel als Hüttenchemiker tätig war. Neben vielen weiteren Innovationen erzeugte er die ersten größeren Gussstücke von metallischem Nickel und Kobalt und entwickelte mit der ersten Rauchgasentschwefelungsanlage eine Technologie, die ihrer Zeit weit voraus war. Berühmt wurde der „Hüttenmeister mit Dokortitel“ oder „Hüttendoktor“, wie man den promovierten Chemiker in Aue augenzwinkernd nannte, nach seiner Berufung als Professor für Chemie an die Bergakademie Freiberg. Hier entdeckte er 1886 das Element Germanium und bestätigte damit gleichsam das Periodensystem der Elemente. Ihm und vielen weiteren begabten Hüttenmännern ist es zu verdanken, dass sich die Blaufarbenwerke Niederpfannenstiel und Oberschlema zu modernen metallurgischen Unternehmen verwandelten.

Eine Zäsur bedeutete das Kriegsende 1945. Der Privatblaufarbenwerksverein wurde aufgelöst, fortan gingen Schindlerswerk und Niederpfannenstiel getrennte Wege. Mit der Einstellung der Smalteproduktion in Oberschlema endete 1946 die Ära des Blaufarbenwesens. Freilich hatte das traditionelle Erzeugnis, das in Aue schon in den 1930er Jahren aus der Produktionspalette genommen wurde, kaum noch wirtschaftliche Bedeutung. Schwerwiegender war, dass alle Bereiche des ehemaligen Blaufarbenwerkskonsortiums vom Uranhunger der von den Sowjets ins Leben gerufenen Wismut AG unverhältnismäßig hart getroffen wurden. Der konsortistische Schneeberger Bergbau, einst Garant für die Rohstoffversorgung der Blaufarbenwerke, wurde durch die Besatzungsmacht als Reparationsleistung beansprucht und mit allen unter- und oberirdischen Anlagen in das Eigentum der Sowjetunion übertragen.

Die Werke selbst wurden ab 1948 zu großen Teilen beschlagnahmt und die neu entstandenen Uranaufbereitungs-Objekte 99 (Oberschlema) und 100 (Aue) von den verbleibenden Hüttenarealen abgeriegelt. Eine Aufrechterhaltung der metallurgischen Produktion war



Haupteingang der Nickelhütte Aue mit Verwaltung, Sozialgebäude und Labor, 2013
Foto: Nickelhütte Aue GmbH

nur durch die Vereinigung beider Betriebe zum VEB Nickelhütte Werk Aue und Oberschlema im Jahre 1951 möglich. Nach der Rückgabe der Uranaufbereitungen 1957 machten sich in Oberschlema erhebliche Bergschäden bemerkbar, so dass für das traditionsreiche Werk nur noch der Abriss in Frage kam. So wurde bis 1965 die gesamte historische Bausubstanz vernichtet. Heute erinnert nur noch ein Denkmal am Hammerberg in Bad Schlema an das einst größte Blaufarbenwerk der Welt. Am Standort Aue dagegen sicherten umfangreiche Rekonstruktionsmaßnahmen den Fortbestand des Werkes. Immerhin war der VEB Nickelhütte der einzige Produzent von Elektrolytnickel und Nickelsalzen in der DDR und galt daher für die sozialistische Volkswirtschaft als unverzichtbar.

Die Erben des Blaufarbenwesens

Schon im frühen 20. Jahrhundert ging man in den Hüttenwerken Aue und Oberschlema dazu über, statt der Primärerze buntmetallhaltige Industrierückstände als Ausgangsstoffe für die Produktion heranzuziehen. Der Rohstoffmangel in der DDR verstärkte diese Bemühungen. Der Einsatz von Sekundärrohstoffen erwies sich aber auch unter marktwirtschaftlichen Bedingungen als zukunftsfähig. So konnte sich die Nickelhütte Aue GmbH, die 1991 in den Siegfried-Jacob-Metallwerken Ennepetal einen potenten Partner und neuen Eigentümer fand, als weltweit agierendes Recyclingunternehmen etablieren. Aus buntmetallhaltigen Industrieabfällen, die sonst deponiert werden müssten, werden in

Aue die wertvollen Inhaltsstoffe zurückgewonnen. Dabei ist das mittlerweile fast 500 Mitarbeiter zählende Unternehmen stets darum bemüht, auf aktuelle Entwicklungen zu reagieren und internationale Trends mitzubestimmen. So ist die Nickelhütte Aue heute ein führendes Unternehmen beim Recycling von Lithium-Ionen-Batterien aus dem Bereich der Elektromobilität. Die Hauptkomponenten der aussortierten Batterien sind mit Nickel, Kupfer und Kobalt gerade jene Metalle, die traditionell das Hauptgeschäft des Betriebes ausmachen.

In der Nickelhütte Aue finden sich bis heute einige historische Gebäude aus der Blaufarbenzeit. Das Gros der historischen Bausubstanz ging allerdings bei den Rekonstruktionsmaßnahmen zwischen 1957 und 1965 verloren. Anders ist die Situation in Schindlerswerk. Hier wurde noch bis 1996 das traditionelle Ultramarinblau in historischen Öfen gebrannt. Die Kontinuität in der Produktion bedingte keine tiefgreifenden Erneuerungen. Durch diesen glücklichen Umstand blieb der größte Teil der historischen Gebäudesubstanz und sogar einige Anlagenteile erhalten. Folgerichtig wurde die ehemalige Farbmühle, stellvertretend für alle sächsischen Blaufarbenwerke, als Teil der „Montanregion Erzgebirge“ 2019 in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen. Der 2017 gegründete Förderverein Schindlers Blaufarbenwerk e. V. unterstützt den privaten Eigentümer beim Erhalt des Montandenkmals und pflegt durch verschiedene öffentliche Veranstaltungen das industrikulturelle Erbe des sächsischen Blaufarbenwesens.

Literaturhinweise

Mike Haustein: Das sächsische Kobalt- und Blaufarbenwesen, Halle/Saale 2020 (mit umfangreichem Primärquellenregister).
Curt Reinhardt: Urkundliche Geschichte der Weißerdenzeche St. Andreas bei Aue im Erzgebirge, Aue 1925 (mit Primärquellenangaben).
Eberhard Görner (Hrsg.): Weißes Gold im Erzgebirge? Veit Hans Schnor von Carolsfeld (1644–1715), Niederfrohna 2010.

Autor

PD Dr. Mike Haustein
Förderverein Schindlers Blaufarbenwerk e.V.
www.förderverein-schindlers-blaufarbenwerk.de



Johann Traugott Lohse (1760–1836) und sein Wirken in Aue und Umgebung

Frank Müller

Herrenhaus des Ritterguts
Klösterlein in Aue-Zelle, erbaut
1816 von Johann Traugott Lohse
Foto: Eckhard Huth

- 1 Übersetzung von Matthias Donath, vgl. Matthias Donath: Schlösser im westlichen Erzgebirge, Meißen 2010, S. 60.
- 2 Weitere mit zahlreichen Quellen belegte Informationen siehe: Frank Müller/Günter Lohse: Johann Traugott Lohse – Baumeister, Architekt, Industriepionier, Chemnitz 2022.

Am Herrenhaus des ehemaligen Ritterguts Klösterlein findet der aufmerksame Betrachter zwei Tafeln an der Fassade. Die lateinische Inschrift der linken Tafel lautet übersetzt: „Nach dem beweinenwerten nächtlichen Brand am 11./12. März 1816 ist dieses Gebäude mit seinen Nachbarbauten im selben Jahr aus der Asche wiedererstanden unter der Aufsicht und auf Kosten des Besitzers C. E. von Brandenstein und durch die Kunst des Architekten J. T. Loose.“¹

Das Leben des dort erwähnten Baumeisters kann hier nur kurz skizziert werden.² Johann Traugott Lohse wurde am 15. Mai 1760 in Altenhain bei Chemnitz als Sohn eines Häuslers und Maurers geboren. Über seine Ausbildung existieren keinerlei dokumentarische Belege. Jedoch erwarb er recht zügig umfangreiche Kenntnisse und

Reputation, so daß er schon 1788 anlässlich der Gründung der Maurerinnung der Landmeister im Raum Chemnitz als Landmeister aktenkundig wurde. Im Jahre 1785 war er mit seiner jungen Familie nach Pleiße gezogen und hatte 1786 die Konzession zum Bau des eigenen Hauses erlangt.

Eine erste anspruchsvollere Aufgabe war der Wiederaufbau der abgebrannten Kirche in Kleinolbersdorf im Jahre 1790, die er allerdings nicht selbst plante. 1798 verwehrt ihm die Chemnitzer Maurerinnung in einem langwierigen Rechtsstreit das Recht, innerhalb der Stadt zu bauen, weshalb er zunächst vor allem in den Dörfern rings um Chemnitz wirkte. Nach der Erteilung des kurfürstlichen Privilegium exclusivum zur Herstellung von Muletst an die Gebrüder Bernhard bildete die Errichtung des

zugehörigen Spinnmühlengebäudes in Harthau eine neuartige bautechnische Aufgabe, der sich Johann Traugott Lohse zusammen mit dem Chemnitzer Ratszimmermeister Findeisen annahm. Die Maschinen mussten dem Produktionsablauf entsprechend sinnvoll aufgestellt werden, woraus sich räumliche Mindestgrößen ergaben. Außerdem waren die Transmissionen, die die mechanische Energie übertrugen, zu den Maschinen zu führen. Die Schwingungen durch den synchronen Lauf der Maschinen bedingten eine massive Bauweise der Außenwände. In Zusammenarbeit mit dem Waliser Maschinenmeister Evan Evans (1765–1844) erwarb sich Lohse hier ingenieurtechnisches Wissen, das ihn fortan befähigte, Industriebauten in bis dahin nicht gekanntem Maßstab zu planen und auszuführen. Gestalterische Kunstfertigkeit eignete sich Lohse beim Bau des Herrenhauses der Bernhardschen Spinnerei ab 1802 an.³ Da er kein akademisch ausgebildeter Architekt war, ist anzunehmen, dass er für seinen ersten Entwurf ein architektonisches Musterbuch zu Hilfe nahm.⁴ An der ebenfalls 1802 begonnenen Kirche zu Reichenbrand setzte Lohse die neu erworbenen Gestaltungsmittel sparsamer und bewusster ein: In den Gebäudeecken sind Dreiviertelsäulen in Kolossalordnung in eine Nische eingerückt. Drei große Ädikulen prägen das Äußere der Kirche. Der Turm geht in einen achteckigen Aufsatz über. Die Haube darüber wird mit einem Obelisken abgeschlossen.⁵ Diese Stilmittel sollten fortan zum Markenzeichen Lohses werden. Ab 1812 gesellten sich noch die charakteristischen Kielbogendächer hinzu. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entwickelte Lohse von Pleiße aus eine beachtliche Aktivität. Bis 1812 wirkte er an mindestens zwölf weiteren Projekten, die sich teilweise zeitlich überschneiden. Darunter befanden sich die Kirchen, kommunale Gebäude und nicht weniger als sechs teilweise sehr repräsentative Spinnmühlengebäude, darunter die leider nur als Torso erhaltene Spinnmühle von Evan Evans in Siebenhöfen bei Geyer. Nach Vollenendung dieses Meisterwerks zog sich Lohse mehr und mehr aus dem Baugeschäft zurück. Im Jahre 1810 hatte er die Grundlage für einen neuen Lebensabschnitt gelegt, indem er das damals baufällige Schloss Schlettau ersteigerte. Ein Vorbesitzer hatte dort begonnen, eine Spinnmühle zu errichten, jedoch mangelten ihm sowohl das Wissen, als auch die finanziellen Mittel zu deren Vollenendung. Bis 1812 hatte Lohse das dortige Herrenhaus so weit saniert, dass seine Familie einziehen konnte. Nun stand die Fertigstellung und Inbetriebnahme der eigenen Spinnerei im Vordergrund. Daneben lieferte Lohse noch etliche Projekte, die aber mehr und mehr von anderen Handwerksmeistern ausgeführt wurden. Außerdem erstellte er



als Amtsmaurermeister des Amtes Grünhain bautechnische Gutachten und nahm fertige Bauten ab. Nachdem er am 27. Juni 1836 verstorben war, entstanden noch einige Bauwerke, die möglicherweise auf nachgelassene Projekte Lohses zurückgehen.

Herrenhaus der Bernhardschen Spinnerei in Chemnitz-Harthau, erbaut 1802 bis 1807 von Johann Traugott Lohse
Wikimedia (Sandro Schmalfuß)

Bauwerke Lohses in Aue und Umgebung

Nachdem die alte Kirche zu Wildbach so baufällig geworden war, dass 1764 der Turm abgetragen und 1779 die Kirche selbst abgestützt werden musste, kam es 1804 zu einem Neubau. Nach dem letzten Gottesdienst in der alten Kirche am 8. April 1804 begann der Abbruch. Am 14. April nahm Lohse eine Hypothek auf sein Haus in Pleiße auf, um eine geforderte Kautions von 300 Talern zahlen zu können. Am 1. Juni 1804 erfolgte die Grundsteinlegung. Bereits am 19. Oktober 1804 wurde das Richtfest gefeiert. Der Turm war am 28. Mai 1806 vollendet. Parallel dazu war der Innenausbau vorangeschritten. Am 19. Oktober 1806 erfolgte die Weihe. Lohse hat die Kirche äußerlich sehr schlicht gehalten, vielleicht der finanziellen Situation der Kirchgemeinde geschuldet.⁶

Am 10. Dezember 1806 fiel Löbnitz einem Stadtbrand zum Opfer. Das Feuer zerstörte neben den öffentlichen Gebäuden wie Rathaus, Stadtkirche und Schulgebäuden auch sämtliche sonstigen kirchlichen Gebäude und 181 Privathäuser. Johann Traugott Lohse erstellte zeitnah einen Entwurf für einen Neubau der Stadtkirche. Dieser kam jedoch nicht zur Ausführung. Die Gemeinde stritt etwa ein Jahrzehnt darüber, ob die Brandruine abgebrochen oder wieder ausgebaut werden sollte. Inzwischen hatte aber Fürst Friedrich Alfred von Schönburg-Harten-

3 Stefan W. Krieg-von Hößlin: Johann Traugott Lohse. Der erste sächsische Industriearchitekt; in: Technische Denkmale in Sachsen (Arbeitsheft 27 des Landesamtes für Denkmalpflege Sachsen), Dresden 2017, S. 139–150.

4 Fast alle architektonischen Motive des Harthauer Herrenhauses finden sich auf den Bildtafeln in Lorenz Johann Daniel Suckows Buch „Erste Gründe der bürgerlichen Baukunst“ wieder.

5 Krieg-von Hößlin (wie Anm. 3).

6 Georg Buchwald (Hrsg.): Neue sächsische Kirchengalerie. Ephorie Schneeberg, Leipzig 1902, Sp. 199 ff.; Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Chemnitz, 12613 Gerichtsbücher, GB AG Chemnitz Nr. 79, fol. 137v ff.

Kirche in Wildbach, Inneres
Wikimedia (Kora27)



7 Buchwald (wie Anm. 6), Sp. 97 ff.

8 Album der sächsischen Industrie, Neusalza 1856, Bd. 1, S. 100 f.



Mechanische Weberei
Auerhammer, Lithographie, 1856

Autor
Frank Müller
Chemnitz

stein (1876–1840) einen Plan des Architekten Raffael Riegel aus Wien mitgebracht, der zwischen 1817 und 1826 realisiert wurde.⁷ Das ehemalige Rittergut Klösterlein in Aue geht auf den Wirtschaftshof des Augustiner-Chorherrenklosters Zelle zurück, das im späten 12. Jahrhundert gegründet worden war, aber nie zu größerer Bedeutung gelangte. Nach der Reformation ging daraus ein Rittergut hervor. Es war an verschiedene Familien des sächsischen Adels verlehnt, bis es im Jahre 1797 die Familie von Brandenstein erwarb. Das Gutshaus brannte 1816 ab, woraufhin Carl Erdmann von Brandenstein Johann Traugott Lohse mit dem Wiederaufbau beauftragte. Über den Baumeister des ungefähr 1837 errichteten Gebäudes der mechanischen We-

berei in Auerhammer gibt es keinen schriftlichen Beleg. Das Kielbogendach des Gebäudes war aber für Johann Traugott Lohses spätere Industriebauten so typisch, daß man ein hinterlassenes Projekt Lohses vermuten möchte. Auftraggeber war ein Schneeberger Aktienverein gewesen. Die Weberei wurde von Wasserkraft angetrieben und besaß ein firmeneigenes Gaswerk für die Beleuchtung. Nach zwei Besitzerwechseln gelangte das Gebäude ca. 1857 an die Familie Lilienfeld, die das Unternehmen bis 1933 weiterführte. Während das Produktionsgebäude nicht mehr existiert, ist das analog dazu gestaltete Wohnhaus, das ursprünglich einen Dachreiter mit Glocke trug, noch vorhanden.⁸

Bedeutung Lohses

Johann Traugott Lohse war mit Sicherheit ein sehr strebsamer und lernwilliger Mensch, der ein gutes Gespür für geschäftliche und ingenieurtechnische Möglichkeiten besaß. Als dörflicher Handwerksmeister ohne akademische Ausbildung bildete er eine eigene architektonische Handschrift im Geiste seiner Zeit heraus und schuf repräsentative Kirchen, Spinnmühlen und Herrenhäuser. Als Arbeitgeber wurde er in Schlettau überwiegend positiv wahrgenommen. Seine Architektur trug wahrscheinlich viel zur Akzeptanz der Spinnmühlen bei, da sie vertraute Formen nur in einen größeren Maßstab übertrugen.

Es wäre zu wünschen, dass sich mehr Investoren fänden, die willens und in der Lage wären, diese in ihrem Fortbestand bedrohten, jedoch in ihrer Grundsubstanz soliden Bauten zu sanieren und einer neuen Nutzung zuzuführen.



Gesamt-Ansicht der Wellner-Werke

Tradition und verantwortungsbewußte Werkskunst haben hier eine Pflegestätte gefunden, die sich in den ausgereiften schönen und edlen Formen der weltbekannten Original-Wellner-Bestecke und Tafelgeräte widerspiegelt



Sächsische Metallwarenfabrik
AUGUST WELLNER SÖHNE
Aktiengesellschaft · AUE i. Sa.

Bestecke aus Aue

Oliver Titzmann

Die Industriestadt Aue definierte ihre enorme Produktivität einst im Wesentlichen über drei Sparten: Maschinenbau, Textilherstellung und Metallproduktion. Letztere brachte auch die Erzeugung von Bestecken und Tafelgeräten hervor, die weltweit Absatz fanden und einen fast schon legendären Klang genossen.

Dr. Geitners Argentanfabrik

Angefangen hatte alles mit der Nacherfindung eines von den Europäern gesuchten Metalls, das sie in der Zeit der Befreiungskriege (1813-1815) am Pferdegesschirr tatarischer Reiter bewundern konnten. Es glänzte silbrig, war aber keines und nutzte sich kaum ab. Die Chinesen hatten es erfunden und „Pak-Fong“ genannt. Aber das Geheimnis der Legierung wollten sie nicht preisgeben. So versuchte sich daran auch der Schneeberger Arzt, Chemiker und Unternehmer Dr. Ernst August Geitner. Seit 1819 schmolz und legierte er alles an Metallen, was er für möglich hielt. Im Frühjahr

1823 hatte er es in den Händen: Eine Mischung aus dem Blaufarbenwerk-Abfallprodukt Nickel, dem bekannten Kupfer und dem silbrigen Zink. Dr. Geitner nannte die Legierung „Argentan“. Andere Namen, die später verwendet wurden, waren Neusilber oder Alpaka (auch Alpacca). Aus dieser Legierung fertigte er Bleche, die er mit Erfolg weiterverkaufte und aus denen andere Löffel und Tafelgeräte herstellten. Der zögerliche sächsische Staat erlaubte das erst 1826 und dann noch mit vielen Einschränkungen, die Dr. Geitners Unternehmen behinderten. Seine Neustädter Argentanfabrik verlegte Dr. Geitner 1831 in einen Teil des von ihm 1829 erworbenen Auerhammer, den er umfangreich sanierte. Bald schon übergab Dr. Geitner das Werk in Auerhammer seinem Schwiegersohn Franz Adolph Lange, der daraus eine prosperierende Argentanfabrik entstehen ließ, die in eigenen Gießereien, Walzwerken und Drahtziehereien hochwertige Bleche, Stangen, Drähte und Bänder, so genannte Halbzeuge, in sämtlichen Argentan- und Bronze-Qualitäten fertigte.

Werbung der Sächsischen
Metallwarenfabrik August
Wellner Söhne AG, 1933
Archiv Oliver Titzmann



August Wellner (Mitte) mit
seiner Belegschaft, 1896
Archiv Oliver Titzmann

Argentanfabrik Christian Gottlieb Wellner

Doch die Argentanfabrik blieb nicht allein. Schräg gegenüber entstand zur gleichen Zeit die Argentanfabrik der Gebrüder Unger, die nicht nur das Metall legierten und Halbzeuge produzierten, sondern auch Kannen, Leuchter, Löffel und Beschläge herstellten. Ein Schwager der Ungers war Christian Gottlieb Wellner, der in beiden Fabriken arbeitete, den Produktionsablauf verinnerlichte und den Wunsch hatte, eine eigene Argentanfabrik zu führen. Dafür erwarb er 1834 das auch in Auerhammer gelegene Gelände eines alten Zainhammers mit einem maroden Schmelzofen. Viele Jahre musste er gegen tausend Widerstände ankämpfen, die in unterschiedlicher Weise das eigene Werk verhindern wollten. Mit dem Rückhalt seiner Wellner-Familie und dem unbändigen Willen, seinen Traum zu verwirklichen, gelang es ihm 1845, das erste eigene Argentan zu schmelzen, zu gießen und später auch zu walzen. Wellners Bleche verkauften sich sehr gut und erlaubten ihm den Ankauf der alten Schmelzhütte, in der er die Produktion von Löffeln und Beschlägen aufnehmen wollte. Doch diesen Schritt ging 1858 sein Sohn August, der eigentlich Tischler war, doch nun das väterliche Teilerbe antreten musste und die Argentanverarbeitung aufnahm. Die Bleche dafür erwarb er von seinem jüngeren Bruder Christian Gottlieb Wellner, der den Zainhammer aus dem väterlichen Erbe erhalten hatte. Gottlieb und August Wellner verstanden sich gut und arbeiteten noch eine Weile eng zusammen.

August Wellner Söhne (AWS)

Da August Wellner schon 1854 mit der Herstellung von einfachsten Argentanprodukten

begonnen hatte, gilt dieses Jahr als das Gründungsjahr seines Unternehmens „Carl August Wellner“. Die Firma konnte auch so heißen, denn sie war ein reines Familienunternehmen. Seine Frau und seine Kinder hatten schon früh mitzuarbeiten, denn Hilfskräfte mussten ja bezahlt werden, was August Wellner vermeiden wollte. Auch eine Buchführung sah er als überflüssig an. „Stellt gute Dinge her, das überzeugt und hält das Geschäft am Laufen“, meinte er. Und seine Pfeifenköpfe, Bierseideldeckel und Löffel fanden guten Absatz, so dass August Wellner bald eine Mühle für ein größeres Walzwerk ankufte, die ihm aber kein Glück brachte und die er bald wieder veräußerte. Aber ein schmales Grundstück unterhalb der Schmelzhütte im Bereich alter Lehmgruben sollte ab 1884 zum Standort eine der größten Erfolgsgeschichten der sächsischen Industriegeschichte werden. Hier wuchs in den Jahren bis zur Jahrhundertwende aus einem eher werkstattähnlichen Gebäude ein Fabrikgelände, das fast jährlich erweitert werden musste. Dieser Erfolg ist auch August Wellners Schwiegersohn Peter Paul Gaedt zuzuschreiben, der 1890 als wandernder Geselle in Aue ankam und bald in die Führung des Unternehmens einsteigen sollte. Was er mitbrachte, das waren Eigenschaften wie Innovationsfreude, Geschäftssinn und Durchsetzungskraft, die gepaart mit August Wellners Streben nach absolut perfekter Qualität zur Erfolgsformel der 1898 erwachsen gewordenen Sächsischen Metallwarenfabrik August Wellner Söhne (AWS) wurde. Der Vater hatte Jahre gebraucht, um seine Firma den Söhnen Albin, Paul und dem Schwiegersohn Paul Gaedt zu überlassen.

Um 1900 sortierte Paul Gaedt neu: Die AWS begann nun selbst mit der Argentanherstellung, was Gottlieb Wellner, Augusts Bruder, nicht gefiel, denn sie stieg nun voll in die Bestecke- und Tafelgeräteherstellung ein und produzierte äußerst erfolgreich Halbzeuge (Bleche, Bänder, Stangen) in bester Qualität, die sich allesamt hervorragend absetzen ließen. Den Messerstahl dazu bezog die AWS aus Solingen, das für seine überragende Qualität der Klingen bekannt war und ist. Zwischen der Jahrhundertwende bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stieg die AWS in diesen Sparten zu einem der bedeutendsten Produzenten Europas auf. 2.000 Arbeiter stellten jährlich 36 Millionen Besteckteile her und 5.000 Tonnen verschiedene Nickellegierungen in Blech und Draht. Das Auer Unternehmen stand auf Augenhöhe mit den Branchenriesen Krupp Berndorf, WMF und Bruckmann. Renommierete Hotels und Restaurants in ganz Europa und im Orient führten Wellner-Produkte. Selbst die größten deutschen Luxusliner ihrer Zeit waren komplett mit „Wellner“ ausgerüstet. Einflussreiche Design-

künstler ihrer Zeit (Peter Behrens, Joseph Maria Olbrich) entwarfen für die AWS Bestecke. Hunderte Besteckmuster in jeglicher Form und Art mit jeweils bis zu 120 verschiedenen Sonderbesteckteilen, dazu Hunderte verschiedene Hohlwaren und Tafelgeräte zeigten die voluminösen, aufwändig gestalteten Kataloge. Was für eine Genugtuung, dass der alte August Wellner, der 1909 seine Augen für immer schloss, diese Entwicklung noch miterleben konnte.

Nach der Unterbrechung des Weltkrieges, in dem die AWS im Rüstungsgeschäft gut verdienen konnte, gelang es dem Unternehmen, sich in der harten Nachkriegszeit mit ihren Unruhen, Streiks und der Inflation am Markt zu behaupten und sogar weiter zu wachsen. Zu den bekannten Markenzeichen (Würfel und Elefant) kamen nun noch die AWS-Terrine und die drei Gnomen hinzu, die es bildhaft und erfolgreich verstanden, die Wellner-Produkte zu bewerben. Durch gelungene Rationalisierungsmaßnahmen und die Erweiterung in die Umgebung über Zweigwerke steigerte sich die Produktion in den 1920er Jahren noch. Nun arbeiten 4.500 Arbeiter und 300 Angestellte in der AWS, die sich anschickte auch die Vergnügungspaläste Berlins und anderer Großstädte zu erobern.

Die schwere weltweite Wirtschaftskrise um 1930 erfasste auch die AWS und hätte sie beinahe zu Fall gebracht. Doch mit umfangreicher finanzieller Unterstützung und einer Flucht nach vorn schafften die Wellner-Werke den Sprung in die Moderne. Bis 1939 stellten sie die Produktion von Alpaka-, Silber- und versilberten Waren in weiten Bereichen auf Bestecke- und Tafelgeräte in Edelstahl um, führten sachliche, zeitgenössische Besteckmuster ein, kooperierten mit anderen Firmen (Rosenthal) und erhielten zum Ausgleich für das durch die rigide NS-Politik schwächelnde Auslandsgeschäft Rüstungsaufträge. Die Wellner-Töchter Gowe und Druidenau produzierten derweil hochmoderne Kühlschränke und Kühlanlagen in „Wellner-Qualität“. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges erhöhte sich der Anteil der Rüstungsproduktion sukzessive und verdrängte bis 1942 die zivile Produktion fast vollständig. Die AWS stellte nun Infanteriemunition und Kartuschen für Granaten, Torpedokörper und Turbinenteile sowie sämtliche metallene Ausrüstungsgegenstände für die Truppe her. 1942/43 entstand nahe Eibenstock ein großes Rüstungswerk der AWS, in dem sowohl hunderte Fremd- und Zwangsarbeiter als auch sowjetische Kriegsgefangene Geschosshülsen für die 8,8 cm-Flak fertigten. Die „Rüstungsschmiede“ AWS war auch der Grund, weshalb sie nach dem Krieg von der sowjetischen Besatzungsmacht völlig demontiert und in die Ukraine abtransportiert wurde.

Mit viel Geschick gelang 1948 noch die Überführung des leeren Betriebsgeländes in Volks-



**Wellners
Alpaca-Silber**

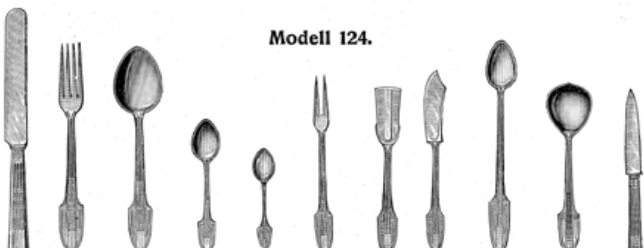


**Bestecke
und Tafelgeräte.**



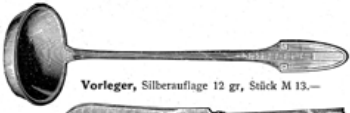
Original-Entwurf von Professor Peter Behrens.

Modell 124.



Gegenstand	Silber- auflage Gramm	Mark
Esslöffel per Dtd.	90	34.—
Essgabeln „ „	30	34.—
Tischmesser „ „	18	33.75
Kaffeeöffel „ „	15	16.—
Moccalöffel „ „	15	12.—
Dessertöffel „ „	20	29.70
Dessertgabeln „ „	60	29.70

Gegenstand	Silber- auflage Gramm	Mark
Dessertmesser per Dtd.	24	29.75
Cabaretgabeln „ „	24	21.—
Butter- und Käsebesteck Paar	5	5.—
Limonadenöffel „ Dtd.	24	21.—
Kompottlöffel „ „	48	36.—
Obstmesser mit Reinnickel- klingen „ „	15	21.20



Vorleger, Silberauflage 12 gr, Stück M 13.—



Tranchierbesteck Paar M 11.75



Brotmesser Stück M 3.60



**Salatbesteck mit Horschlingen
Paar M 7.20**



**Salatbesteck massiv
Paar M 8.70**



**Gemüseöffel
Stück M 6.75**



**Fischbesteck massiv
Dtd. Paar M 70.—**



**Fischtranchierbesteck massiv
Paar M 10.50**



**Austern-
gabel
Stück M 1.80**

eigentum und damit die Möglichkeit eines Neubeginns. Aus der AWS war nun der VEB Auer Besteck- und Silberwarenwerke (ABS) geworden. Bis 1956 blieb die Produktion noch bescheiden, auch mangels moderner Antriebstechnik und neuer Arbeitsmaschinen. Erst ein Regierungsbeschluss erhob die ABS zum Schwerpunktbetrieb der Besteckfertigung in der DDR, was es dem Unternehmen ermöglichte, bis zum Bau der Mauer 1961 wieder

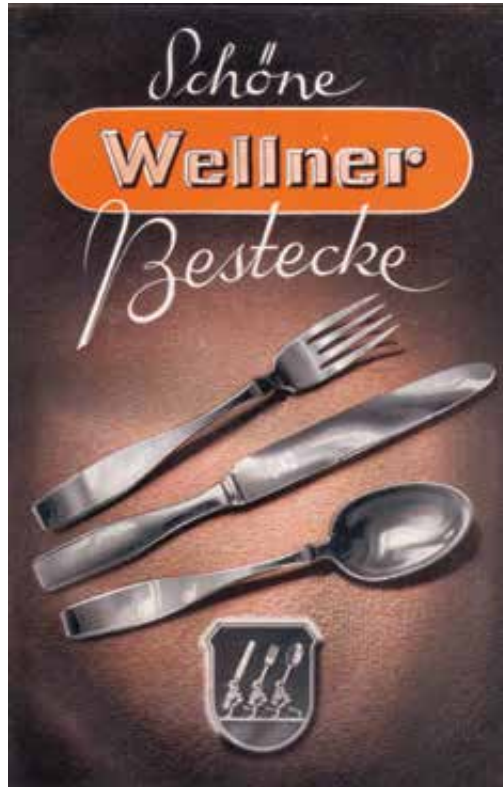
Besteck nach Entwurf
von Peter Behrens, 1906
Archiv Oliver Titzmann

Verwaltungsgebäude der
Sächsischen Metallwarenfabrik
August Wellner Söhne in Aue
mit Arbeitern der „Löffelfabrik“
in der Mittagspause, 1914
Archiv Oliver Titzmann



links: Werbung für Wellner-
Besteck, 1936
Archiv Oliver Titzmann

rechts: Werbung für Eisbecher des
VEB Auer Besteck- und Silber-
warenwerke, um 1960
Archiv Oliver Titzmann



Klingen aus Solingen beziehen zu können, die in der Qualität deutlich besser waren als die selbst gefertigten Messerklingen der eigenen Produktion. Nun entwickelte die ABS neue Besteckmodelle, die oft eine Prämierung fanden und die Zeit des einfallslosen Kopierens alter Muster weitestgehend beendete. Die Produktion von Alpaka-Bestecken und versilberten Qualitäten musste im Verlauf der 1960er Jahren mangels Nachfrage und nicht vorhandener Rohstoffe zurückgefahren und schließlich eingestellt werden. Eine Reihe neu entworfener



Werbung für Auer Zwiebelmus-
ter-Besteck aus dem VEB Auer
Besteck- und Silberwarenwerke,
um 1988
Archiv Oliver Titzmann



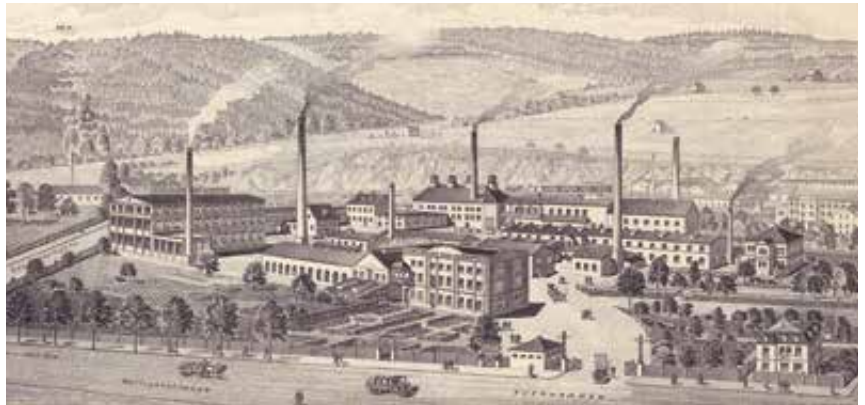
Edelstahlbestecke und Tafelgeräte der 1960er bis 1980er Jahre konnte nationale und internationale Auszeichnungen erlangen, doch den Qualitätsstandard in der Produktion zu halten, fiel der ABS trotz ausgeklügelter Rationalisierungsmaßnahmen immer schwerer. Im Rahmen der umfangreichen Kombinatbildung Ende der 1970er Jahre, die dazu führte, dass der Großteil der DDR-Besteckfertigung der ABS angegliedert wurde, ging das Unternehmen zunehmend zu einer Massenproduktion über, die preiswert sein musste und große Stückzahlen auf den Markt werfen konnte. Trotzdem gelang es der ABS nicht, die inländische Nachfrage und die des RGW (Wirtschaftsverbund des „Ostblocks“) auch nur halbwegs zu befriedigen. Aus der durchschnittlichen Masse heben sich nur die zeitlosen Designerstücke in der Tafelgeräteproduktion ab, die nicht nur in der DDR fast überall Verwendung fanden, sondern auch international gelobt und geschätzt wurden, sondern auch Bestecke in besonderer Optik und Haptik, wie es das Porzellanbesteck (Modell 700) im Zwiebelmusterdekor vermochte.

Durch eine umfassende Automatisierung in den 1970er Jahren konnten viele der äußerst schmutzigen und unzumutbaren Arbeitsplätze abgebaut werden. Während in den 1980er Jahren weite Bereiche der ABS schon auf Verschleiß gefahren werden mussten, erlangten neue Besteckmuster zum Ende der DDR hin noch einmal Aufmerksamkeit und Messgold. In die Produktion überführt, wurde davon kaum etwas. Mit dem Zusammenbruch der DDR fand sich auch die ABS in der Abwärtsspirale der allgemeinen wirtschaftlichen Situation wieder. Für die neuen marktwirtschaftlichen

Gegebenheiten war sie nicht gerüstet und die Konkurrenz auf dem Besteckmarkt zeigte kein Interesse an einem neuen Mitbewerber. Unzählige Rettungsversuche in den 1990er Jahren scheiterten oft schon nach wenigen Monaten. Nach der Entlassung fast aller Mitarbeiter und der Erkenntnis, dass eine wie auch immer gartete Produktion am alten Standort nicht sinnvoll erscheinen mag, versuchte eine Gruppe ehemaliger Mitarbeiter mit Unterstützung aus Aues neuer Partnerstadt Solingen einen Neuanfang im Schneeberger Gewerbegebiet. Noch heute kämpft dort ein kleines Unternehmen in der Bewahrung der alten Tradition um einige Marktanteile. Das historische Fabrikgelände konnte die Stadt unter Einsatz erheblicher freier Mittel erwerben, teilabbrechen und die wertvollen Kerngebäude sanieren, die nun eine bundesweite Betreibergesellschaft von Senioren- und Pflegeeinrichtungen für ihre Zwecke ausbauen wird. Damit bleiben der Stadt und der Region ein Teil der historischen Bausubstanz der einst legendären Wellner-Fabrik erhalten.

Christian Gottlieb Wellner (Gowe)

Gottlieb Wellner hatte von seinem Vater Christian den Zainhammer mit Schmelzofen und Walzwerk erhalten. Die Gründung seines Unternehmens, das er „Gottlieb Wellner“ (Gowe) nannte, datierte er auf Jahr 1845 zurück, in dem sein Vater mit der Argentanproduktion begonnen hatte. Die Gowe produzierte in sechs Walzwerken ausschließlich Halbzeug und lieferte sie in alle Welt. Zu den Abnehmern gehörte auch die AWS, die sich erst 1900 unabhängig machte, und das Werk seines Schwagers Carl Friedrich Hutschenreuter, beide in Aue. Das Portfolio der Gowe entsprach in etwa dem, was auch die benachbarte Argentanfabrik von F. A. Lange herstellte. Nur die Produktionsmenge der Langes konnte sie nie erreichen, sie lag bei der Gowe in etwa bei 1.000 Tonnen im Jahr. 1906 übergab Gottlieb Wellner das Unternehmen an seinen Sohn Christian, der selbst die Führung des Rodewischer Zweigwerks übernahm und seinerseits seinen Stiefsohn Max das Auerhammer Werk zur Leitung übertrug. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges entschied sich die Gowe sehr zum Entsetzen der AWS zum Einstieg in die Bestecke- und Tafelgeräteproduktion. Mit fast 1.000 Arbeitern und reichlich 50 Angestellten stellte die Gowe unversilberte und versilberte Waren her, die sich dank eines sich erholenden Marktes Mitte der 1920er Jahre gut verkaufen ließen. In diesen Jahren erfolgten große Erweiterungen bis hinunter an die Gasanstalt. Dafür musste das Unternehmen durch Umwandlung in eine Aktiengesellschaft Kapital akkumulieren und zusätzlich umfangreiche Kredite aufnehmen. Doch der Umsatz brach in der Zeit der Weltwirtschaftskrise massiv ein



Christian Gottlieb Wellner GmbH
in Auerhammer, um 1930
Archiv Oliver Titzmann

und hätte die Gowe 1930 eigentlich in den Konkurs geführt. Er konnte nur verhindert werden, indem die AWS die Gowe übernahm und als Tochterunternehmen weiterführte. Rechtlich blieb die Gowe weiter bestehen, faktisch hatte sie jedoch aufgehört zu existieren. Die AWS strukturierte die gesamte Produktion um und band sie ab 1939 in die Rüstungsproduktion des Hauptwerks ein. Aus diesem Grund verfiel auch die Gowe 1946/47 der Demontage und wurde am Ende aus dem AWS-Verband herausgelöst. Eine erneute eigenständige Existenz erschien jedoch nicht sinnvoll, so dass das Werk 1949 dem benachbarten VEB Halbzeugwerk Auerhammer, der früheren F. A. Lange Metallwerke AG, die ihrerseits ja aus dem Geitner'schen Argentanwerk hervorgegangen war, angegliedert wurde, in deren Folge die Gowe endgültig darin aufging und in dieser besonderen Weise heimgekehrt war.

Carl Friedrich Hutschenreuter (CFH)

Die dritte große Auer Besteckfabrik hatte ihre Wurzeln ebenfalls in Auerhammer. Hier arbeitete seit dem Ende der 1830er Jahre der Thüringer Gürtlergeselle Carl Friedrich Hutschenreuter in der Unger'schen Argentanfabrik. Er verstand sich mit den Wellner-Brüdern August und Gottlieb hervorragend und verliebte sich in deren Schwester Erdmuthe, die er bald darauf ehelichte. 1852 machte Hutschenreuter seinen Meister, mietete sich in die Neue Mühle (heute Schorler & Steubler) am Zschorlgräbel (heute Walthergraben) ein, holte sich vom Schwager Gottlieb die Argentanbleche und fertigte daraus Pfeifenköpfe, Beschläge und Schnallen, die in ganz Sachsen im Hausiererhandel verkauft wurden. Mit der Gründung der Fabrik von Schorler & Steubler in unmittelbarer Nachbarschaft ging den Hutschenreuters das Wasser des Grabens verloren, weshalb Carl Friedrich Hutschenreuter 1874 eine Fabrik an der Auerhammerstraße, wenige Meter oberhalb des alten Standortes, bauen ließ und nun wieder über die volle Wasserkraft verfügen konnte. Im gleichen Jahr verstarb der Firmengründer, so dass der erst 25-jährige Carl

Werbung für Bestecke und
Geräte der Metallwarenfabrik
C. F. Hutschenreuther & Co.
in Aue, vor 1945
Archiv Oliver Titzmann



Emil Hutschenreuter schneller, als ihm lieb sein konnte, die Leitung des Unternehmens in die Hände nehmen musste. Mit ihm begann der Übergang vom Handwerk zur Fabrikarbeit, denn nun verging kein Monat, in dem nicht eine neue Maschine angeschafft wurde. Nun stellte die Firma vor allem Leuchter, Tür- und Fensterbeschläge, Bierseideldeckel und Aschenbecher aus den Blechen her, die Gottlieb Wellner jeden Monat lieferte. Carl Emil, der leidvoll erfahren musste, wie es ist, in das kalte Wasser der geschäftlichen Selbstständigkeit geworfen zu werden, arbeitete wiederum seinen Sohn, Christian Emil, frühzeitig in die Führung der Fabrik ein, so dass er schon in den 1890er Jahre ein Mitspracherecht erhalten konnte. 1895 stieg Hutschenreuter nun auch in die maschinelle Besteckproduktion ein. Dafür brauchte es ein neues Walzwerk und moderne Maschinen. Bald schon war auch der Standort an der Auerhammerstraße zu klein geworden, so dass die Firma 1912 in die Wettinerstraße in ein großzügiges, langgestrecktes, modernes Fabrikgebäude umsiedelte. Nach den Umstellungsschwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg erweiterte die Metallwarenfabrik C. F. Hutschenreuter & Co. 1918 die Produktionsstrecke bis zur Herstellung des Argentans, so dass nun alles in eigener Regie gefertigt werden konnte. Nun brauchte auch Hutschenreuter die Bleche der Gowe nicht mehr, die ihrerseits nun in die Besteckfabrikation eintrat. Die durch einen Steinbock symbolisierte Firma C. F. Hutschenreuter entwickelte sich in den 1920er Jahren zur drittstärksten Kraft in Aue in dieser Branche. In diesen Jahren arbeiteten etwa 450 Arbeiter und 50 Angestellte im Unter-

nehmen, die nun ausschließlich Bestecke und Tafelgeräte produzierten und keine Halbzeuge, wie es die Konkurrenten Gowe und AWS auch noch taten. Anfang 1923 übernahmen die Brüder Emil und Johannes das Unternehmen in eigene Verantwortung und forcierten die Produktion vor allem der Hotelgeräte. Die Hutschenreuter-Erzeugnisse waren etwas preiswerter zu haben als die der AWS und lassen im Rückblick das Besondere im Design vermissen. Doch der gute Querschnitt aus beliebten Faden-, Perlen- und Medaillonmustern fand seinen Absatz, der einen Jahresumsatz von bis zu drei Millionen Reichsmark bescherte. Nach dem Überstehen der Weltwirtschaftskrise gelang es Hutschenreuter nach 1932, rasch auf dem Gebiet der Edelstahlbestecke Fuß zu fassen und diese Marktpositionen zu verteidigen. In Schweden ließ die Firma ein Zweigwerk errichten, in dem auch versilbert wurde und von dem aus der nordeuropäische Markt gut beliefert werden konnte.

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges stieg der Anteil der Rüstungsaufträge und erreichte, auch unter Ausbeutung der Arbeitskraft von Fremd- und Zwangsarbeitern, im Jahre 1944 fast 95 Prozent des Produktionsvolumens. Hutschenreuter fertigte keine Munition, sondern ausschließlich Ausrüstungsgegenstände für die Armee. Das war auch der Grund, weshalb die Firma nicht enteignet wurde. Trotzdem beschlagnahmte die sowjetische Besatzungsmacht das Werk und ließ es fast völlig demontieren und abtransportieren. Mit dem verbliebenen Material begann ab 1946 die Ersatzproduktion von Haushaltsgegenständen, bis Anfang der 1950er Jahre die Produktion von Bestecken und Tafelgeräten wieder aufgenommen werden konnte. Zum Überleben der Firma trugen auch die alten Geschäftsverbindungen und der gute Leumund bei, auf die Hutschenreuter zurückgreifen konnte. Die devisenklamme DDR konnte auf einen solchen Valuta-Beschaffer nicht verzichten (etwa 40 Prozent der Produktion ging in das westliche Ausland) und ermöglichte der halb privat gebliebenen Firma eine Galgenfrist bis 1972. Dann zerschlug der Staat die Firma, benannte sie in VEB Bestecke und Metallwarenfabrik (BEMET) um, wickelte die Produktion systematisch ab, löste 1976 auch die Nachfolgefirma auf und gliederte das Gebäude und die Produktion der benachbarten ABS als Zweigstelle an, die dort hinein ihre Messerfertigung verlegte. Damit hatte die Geschichte der Metallwarenfabrik Hutschenreuter ein unwiderrufliches Ende gefunden.

Wie stark die AWS/ABS mit dem Leben der Auer Einwohner verbunden war, bezeugt allein die Tatsache, dass fast jeder Auer jemanden kennt, der einst in der „Löffelfabrik“ gearbeitet hatte. Und so manche Familie hat heute noch ihr Wellner-Besteck in der Schublade, holt es nur zu Feiertagen heraus und hält große Stücke auf die stolze Tradition der Besteckfertigung in der Muldestadt.

Autor
Dr. Oliver Titzmann



Der Auer Werkzeugbau – Präzision aus Tradition

Karla Hecker

Im Jahr 1900 verfügte die Stadt Aue schon über eine ansehnliche Industriestruktur mit überregionaler Ausstrahlung. Die Anzahl der Betriebe wuchs rasant, von 38 Betrieben im Jahr 1890 auf 130 im Jahr 1905. Auch die Zahl der Einwohner wuchs. Zählte man 1895 knapp 3000 Einwohner, waren es 1919 um die 20.000. Im Zentrum der Folgeindustrie, die sich aus dem Erzbergbau entwickelte, stand die Metallverarbeitung. Im Jahr 1905 gab es zwölf Maschinenbaufabriken, davon fünf mit jeweils mehr als 100 Beschäftigten. Neben Textilmaschinen gehörten auch Maschinen zur Blechbearbeitung und der Schnitt- und Stanzenbau zum umfangreichen Sortiment der Auer Betriebe. Aber auch in Schwarzenberg befasste man sich mit dem Werkzeugbau, Jahrzehnte vor anderen Regionen. So kann man sagen, dass die Wiege des Werkzeugbaus im Erzgebirge stand.

Der Auer Schlossergeselle Bernhard Hiltmann gründete 1882 seine „Werkstatt für Handarbeit“. Sein Unternehmen entwickelte sich zum

Bedeutendsten in der Branche. Der in der Mark Brandenburg geborene Hiltmann kam als „Wanderbursche“ nach Aue und folgte damit seinem Bruder Gustav, der zunächst bei der 1861 gegründeten Firma Erdmann Kircheis gelernt hatte. Gustav sammelte zwar bei Erdmann Kircheis beträchtliche Erfahrungen, strebte aber bald nach Eigenständigkeit. In Bernhard Lorenz fand Gustav einen tüchtigen Mitstreiter. Beide gründeten 1879 die Firma Hiltmann & Lorenz. Die dort hergestellten Pressen gelangten unter dem Markenzeichen „Hilo“ zu Weltruhm. Bernhard Hiltmann heiratete die Tochter des Schneeberger Stadtschreibers Rosenfeld. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor. Inspiriert durch das Beispiel seines Bruders gründete Bernhard am 2. Februar 1882 sein eigenes Unternehmen. Auch der Dritte der „Hiltmänner“, Bruder Edmund, gründete 1892 in Aue seine Firma für Schnitt- und Stanzwerkzeuge, allerdings nicht im Metallbereich, sondern für Pappen, Zelluloid und Stanniol.

Standort der AWEBA Werkzeugbau GmbH in Aue
Foto: AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue

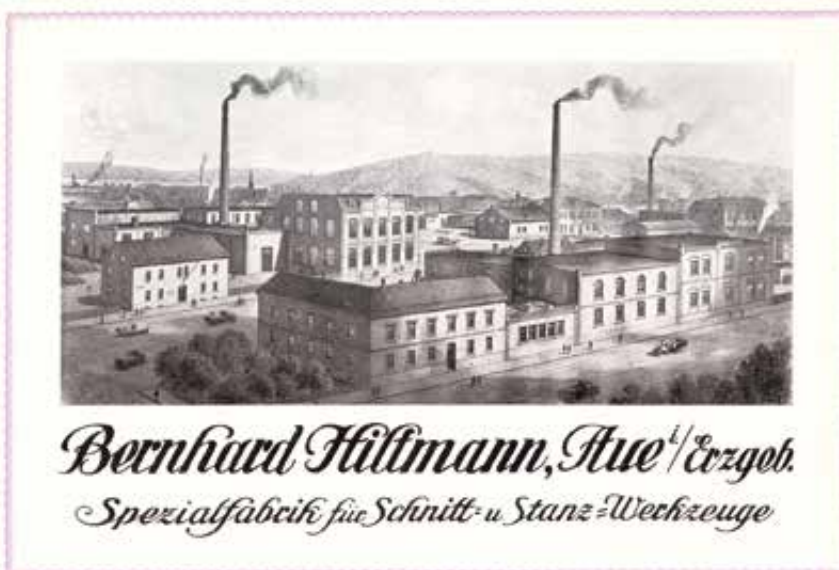
Hinweis
Der Artikel entstand auf der Grundlage der Chronik 125 Jahre Auer Werkzeugbau und mit freundlicher Unterstützung der AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue.



Ehrentafel der Belegschaft zum 25-jährigen Betriebsjubiläum, 1907
AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue

Hiltmann-Fabrik in der Moltkestraße (heute Marie-Müller-Straße) in Aue, um 1910
AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue

Doch zurück zu Bernhard. In seiner ersten Werkstatt an der Auerhammerstraße, Ecke Mühlstraße fertigte er zunächst Stanzvorrichtungen für Spielzeuge und Haushaltswaren. Legendar sind die aus seiner Werkstatt kommenden Pfeiffendeckel, die schön verziert waren. Bernhard Hiltmann machte mit vielen technologischen Neuerungen auf sich aufmerksam, wofür er Auszeichnungen und Medaillen erhielt. Schließlich reichten die gepachteten Räume nicht mehr aus und man baute an der Moltkestraße, heute Marie-Müller-Straße, neu. Ein Briefkopf aus dem Jahr 1908 belegt die Bandbreite der Erzeugnisse. Sie reichen von Werkzeugen zur Dosenfertigung über die Massenfabrikation von Kaffeekannen bis zur Anfertigung von Gravuren. Als er im Jahr 1919 verstarb, übernahmen seine Söhne Hugo und



Fritz die Leitung des Unternehmens. Sie hatten mit den Folgen des verlorenen Krieges, mit Inflation und Weltwirtschaftskrise zu kämpfen. Und dennoch gelang es ihnen, sich an der Herstellung eines neuen Produktes zu beteiligen. In Beierfeld produzierte man Sturmlaternen, für die die Auer erste Werkzeugsätze lieferten. Weitere Verbindungen wurden aufgebaut, Fahrrad-, Schreib- und Nähmaschinenhersteller kamen als Kunden hinzu. Sogar die Sowjetunion bestellte bei Bernhard Hiltmann, so kam man recht gut durch die 1920er Jahre.

Mit dem Komplet- bzw. Blockschnitt, den die Firma damals einführte, konnte gratarm und plan gearbeitet werden. Die fertigen Teile fanden Anwendung in der Elektroindustrie und im Gerätebau. Damit begann man eine Produktionslinie, die heute noch im Unternehmen anzutreffen ist. In den 1920er Jahren arbeitete man mit dem AEG-Zweigwerk in Annaberg und mit dem Porzellanhersteller in Selb zusammen. So kamen auch andere Materialien ins Spiel, wie Kunstharze, die in Form gepresst wurden. Die Pressflächen der Werkzeuge wurden verchromt, um eine bessere Oberflächenqualität der Fertigteile zu erhalten. Schließlich arbeitet man auch für Motorrad- und Automobilhersteller. In den Jahren 1929/30 erfolgte die Umstellung von Dampfmaschinen auf Transformatorenbetrieb.

Die 1930er Jahre brachten für die Firma Hiltmann einen beträchtlichen Wirtschaftsaufschwung, was mit der Erweiterung der Belegschaft auf 280 Mitarbeiter verbunden war. Die Automobilindustrie boomte und brachte den Auer Werkzeugmachern umfangreiche Aufträge ein. Schließlich war der Produktionsstandort nicht mehr ausreichend, es entstand 1936 bis 1938 ein Neubau an der Marie-Müller-Straße. Der moderne Maschinenpark umfasste Dreh-, Hobel-, Rund- und Flächenschleifmaschinen sowie Kopierfräsmaschinen.

Der moderne Betrieb zog die Aufmerksamkeit der maßgeblich für die Rüstungsindustrie zuständigen Stellen auf sich. Aus Aufzeichnungen der Familie Hiltmann ist überliefert, dass die Torpedo-Versuchsanstalt Eckernförde, ein Stützpunkt für den Bau von U-Booten, etwa 1938 Kontakt mit der Firma aufnahm. So erging der Auftrag nach Aue, eine Produktionsstätte für die Herstellung von Feinmechanik für Marinegeräte aufzubauen. Außerdem sollen Vorrichtungen für die V1 und V2 geliefert worden sein. Aber nicht nur Bernhard Hiltmann arbeitete für die Rüstungsindustrie, in Aue war es nahezu jeder Betrieb der Metallverarbeitung. Die Mitarbeiterzahl stieg auf 350, außerdem waren Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit eingesetzt.

Mit Ende des Krieges endete auch die Ära Hiltmann. Fritz Hiltmann wurde am 8. Mai 1945

verhaftet und zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt. Auch sein Bruder Hugo wurde als Kriegsverbrecher eingestuft, obwohl dessen politisches Engagement deutlich geringer war als das seines Bruders. Von einem Tag auf den anderen hatten die Hiltmanns keine Befugnisse mehr, durften ihr Eigentum weder betreten, noch Gegenstände und finanzielle Mittel entnehmen. Infolge des Volksentscheids vom 30. Juni 1946 wurden das Unternehmen und die Familie enteignet. Eine symbolische Wiedergutmachung fand erst nach dem Untergang der DDR statt.

Zwischen dem Kriegsende am 8. Mai und der Gründung des VEB Auer Werkzeugbau am 15. April 1951 absolvierte das Unternehmen eine turbulente Zeit. Im Juni 1945 hatte sich in der Stadt Aue ein antifaschistischer Industrieausschuss gegründet, um die Produktion lebenswichtiger Güter wieder in Gang zu bringen. Bei B. Hiltmann waren das Werkzeugreparaturen, Stanzwerkzeuge für Nägel, Werkzeuge für Kochgeschirr und Ähnliches. Doch bereits im August 1945 musste diese Arbeit aufgegeben werden. Die Sowjetische Militäradministration hatte die vollständige Demontage des Betriebes angeordnet. Einen neuen Anfang gab es 1947, als der Betrieb mit der Herstellung von Bergbauausrüstungen begann. So kam das Werk 1948 zur ABUS (Ausrüstungsbetriebe für den Bergbau und die Schwerindustrie) in Halle unter sowjetische Direktion. Die SDAG Wismut übernahm 1949 den Betrieb als Werk 505. Man benötigte wieder mehr Platz, deshalb wurde Räume der ehemaligen Besteckfabrik Wellner hinzugepachtet. Für die nun 1.300 Mitarbeiter gab es warmes Mittagessen und zusätzliche Lebensmittel. Das Kapitel Wismut endete Ende 1950, als das Werk 505 an das Werk 512, ehemals Hiltmann & Lorenz, übergeben wurde. Facharbeiter und Lehrlinge gingen mit. Bald gab es Hilfe aus Dresden. Der damalige Ministerpräsident Max Seydewitz (1892–1987) stellte 50.000 DM (Ost) Soforthilfe bereit. In den 1951 gegründeten Lehrbetrieb der ABUS wurden auch die Wismut-Lehrlinge vom Werk 512 mit eingegliedert. Kurze Zeit später gab es die nächste Zäsur. Am 15. April 1951 wurde der VEB Auer Werkzeugbau offiziell gegründet. Das Kürzel AWEBA war bereits vorher gang und gäbe und wurde als Firmenlogo übernommen. Die Wismut gab als „Startgeschenk“ fünfzehn Werkzeugmacher und fünf Maschinenarbeiter zurück. Walter Betthausen wurde Werkleiter und führte den Betrieb fast 30 Jahre. Zu den ersten Produkten gehörten u. a. Krananlagen, Hydraulikaggregate und Winden, die bis nach China exportiert wurden. Ohne den Auer Werkzeugbau wären die Produktion von Textilmaschinen, Waschautomaten oder elektrischen Küchengeräten



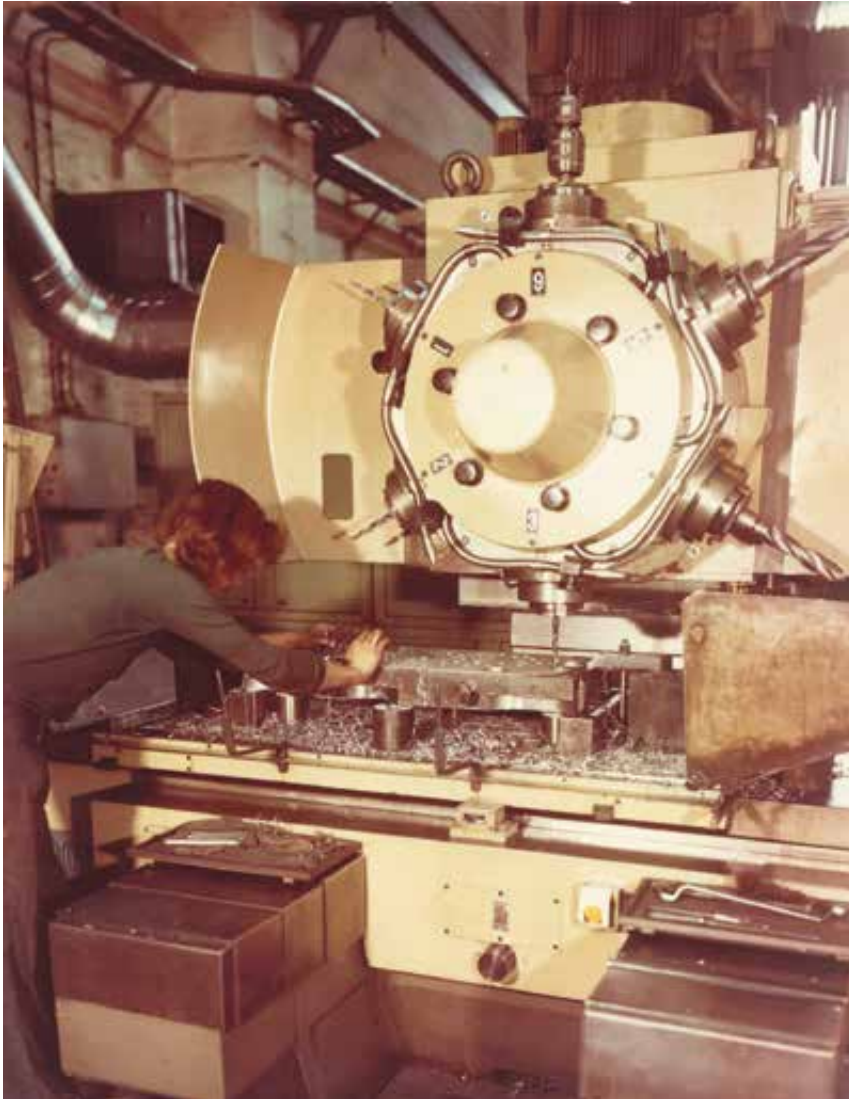
in der DDR nicht so schnell ins Laufen gekommen. Die AWEBA lieferte Teile für die Herstellung von Motoren und deckte 1951 fast den gesamten DDR-Bedarf für die Produktion von Elektromotoren.

Die AWEBA war zwar nicht Rechtsnachfolger von Bernhard Hiltmanns Fabrik, führte jedoch deren Traditionen bei Schnitten für die Elektroindustrie in zeitgemäßer Weise fort. Dieses viel Fachwissen erfordernde Produktionsprogramm bestand bis 1989 fort. Im Betrieb hatte sich ein Forscherteam etabliert, dass die Produktionsmethoden immer weiter verbesserte, wie zum Beispiel durch die Herstellung von

Fritz (rechts) und
Hugo Hiltmann, 1937
AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue



Lehrlingsausbildung beim VEB
Auer Werkzeugbau, 1950er Jahre
AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue



VEB Auer Werkzeugbau,
Frästechnik, 1970er Jahre
AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue

hartmetallbestückten Schneideelementen. Damit stellte die AWEBA ihre Wettbewerbsfähigkeit auch über DDR-Grenzen hinaus unter Beweis. Mit ihren Produkten konnte die DDR-Wirtschaft die teuren Importe aus dem nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet ablösen. Längst bestand der Betrieb nicht mehr nur aus dem Stammwerk an der Marie-Müller-Straße, es wurden auch Räume bei Schorler & Steubler als Werk II genutzt. Am 1. Januar 1961 kam Werk III hinzu, die ehemalige Werkzeugaufirma von Gustav Rockstroh. Werk IV folgte in einem ehemaligen Kasernengebäude. In der Nähe dieses Werkes wurde 1966 eine Lehrwerkstatt mit 80 Ausbildungsplätzen eingerichtet. Weitere Zweigwerke befanden sich in Räumlichkeiten des alten Auer Krankenhauses und im ehemaligen Herkules-Sägegatterbau. Schließlich kam ein Neubau eines Werkes auf die Tagesordnung, und am 15. November 1968 erfolgte der erste Spatenstich am heutigen Standort an der Damaschkestraße, auf dem sich vorher ein Landwirtschaftsbetrieb befand. Der Bau stockte einige Jahre, weil notwendige Bau-

kapazitäten durch den Neubau des Pumpspeicherwerkes Markersbach gebunden waren. Im Jahr 1977 entstanden weitere Produktionsflächen, eine Härtere, eine Betriebsküche mit Speisesaal sowie Garagen. Redet man mit ehemaligen Mitarbeitern über die DDR-Zeit, fällt oft der Satz: „Technisch waren wir immer an der Spitze.“ Bis 1971 wuchs die Belegschaft auf 750 Mitarbeiter. Jeder zehnte besaß einen Hoch- bzw. Fachschulabschluss.

Auch die technischen Voraussetzungen waren für damalige Verhältnisse „Spitze“, weil man ständig an neuen Technologien arbeitete und die Verfahren verbesserte. Der Auer Werkzeugbau erwarb dafür neue NC-Technik, später CNC-Technik. In den Hallen standen Maschinen der Hersteller Studer und Hauser aus dem nichtsozialistischen Wirtschaftsgebiet. Normalerweise bekamen nur stark exportorientierte DDR-Betriebe Technik aus dem Westen. Der AWEBA gelang es aber, aufgrund ihrer Stellung als alleiniger Zulieferbetrieb für Elektromotoren, die notwendigen Devisen zu erhalten. In den 1970er Jahren hielt auch die elektronische Datenverarbeitung Einzug. Projekte wie Lohn- und Betriebsabrechnung konnten umgesetzt werden. Man übernahm auch auf diesem Gebiet Aufträge für andere Betriebe. Ab 1970 gehörte die AWEBA zum Kombinat Umformtechnik Erfurt. Insgesamt 21 auf Umform- und Spritzgießtechnik spezialisierte Betriebe arbeiteten gemeinsam an Komplettlösungen für Anlagen und Werkzeuge. Auf neuen Betätigungsfeldern, wie etwa die Herstellung von Plattenheizkörpern oder der Fertigung von Rollbocklenkgabeln, war die AWEBA erfolgreich. War es in der DDR üblich, dass Betriebe auch Konsumgüter mitfertigen mussten, schwamm man hier etwas gegen den Strom. Der Betrieb argumentierte, dass man ja Werkzeug für die Herstellung von Konsumgütern liefere. Doch Mitte der 1970er Jahre änderte sich die Situation, weil es zunehmend zu Engpässen bei Konsumgütern kam und auch Konsumgüter für den Endverbraucher hergestellt werden mussten. Ein solches Konsumgut war die Lochsäge für Heimwerker, von der jährlich 6000 Stück gefertigt wurden. Daneben entwickelten die Werkzeugbauer ein Bestrahlungsgerät für Hautkliniken, das bei Schuppenflechte eingesetzt werden konnte. Getestet wurden sie im Klinikum Aue und in der Charité in Berlin.

Per 1. Januar 1981 kam es zu einer kurzen Neustrukturierung von zwei Auer Betrieben. Der VEB Auer Werkzeugbau und der ehemalige Kircheis-Betrieb VEB Blechbearbeitungsmaschinenwerk Aue wurden zusammengelegt. Diese 2300-köpfige Wirtschaftseinheit wuchs jedoch nie zusammen, so wie es ihre Initiatoren vom zuständigen Kombinat gedacht hat-

ten. Die Blema produzierte Fertigungsstraßen für die Dosenfabrikation für den Export, die AWEBA hauptsächlich Schneidwerkzeuge für die inländische Elektromotorenerzeugung und Umformwerkzeuge.

Ende der 1980er Jahre mehrten sich im Werkzeugbau die Stimmen, die eine Entflechtung befürworteten, schließlich befürwortete die Kombiatsleitung die Trennung. Am 1. September 1990 wurde die Zwangsehe geschieden. Das war zugleich der Gründungstag der AWEBA Werkzeugbau GmbH Aue. In das Jahr 1990 ging der Auer Werkzeugbau mit einem Auftragsbestand von rund 70 Millionen DDR-Mark. Zunächst ein gutes Polster, doch im Laufe des Jahres stornierten viele DDR-Betriebe ihre Aufträge – eine Folge des Zusammenbruchs der Automobil- und Elektroindustrie im Osten Deutschlands. Bereits im Herbst 1989 fokussierte sich die Betriebsleitung darauf, nach Partnern aus dem Westen Ausschau zu halten. So hieß nun ein entscheidender Punkt in der Umstrukturierung des Betriebes, der Aufbau völlig neuer Vertriebslinien. Die Werkzeugbauer schwärmten in die alten Bundesländer aus und wurden dort im Automobilbau und bei anderen Werkzeugbauern vorstellig. Diese Bemühungen führten zu den unterschiedlichsten Reaktionen. Sie reichten von verbindlichem Interesse, über Absagen bis hin zu abgewickelten Aufträgen, die nie bezahlt wurden. Andererseits entwickelten sich aus zaghaften Kontakten langjährige Geschäftsbeziehungen. Mit INA, einem Unternehmen der Schaeffler-Gruppe, konnte die AWEBA im März 1990 einen der ersten Verträge mit einem westdeutschen Unternehmen schließen. Weitere INA-Aufträge folgten, die auch zuverlässig bezahlt wurden. Ein solch faires Verhalten legten nicht alle Auftraggeber an den Tag.

Weitere Verträge folgten mit Automobilzulieferern, so dass die AWEBA 1990 einen Umsatz mit Unternehmen in Westdeutschland von neun Millionen DM hatte – und das vom Ausgangsniveau Null. Der Geschäftstourismus setzte von „West“ nach „Ost“ ein, und man konnte sich von dem Auer Betrieb ein so gutes Bild machen, das die westdeutschen Vertreter beeindruckte. Es gab auch einige Interessenten für den unter Treuhandverwaltung stehenden Betrieb, darunter auch INA. Es kam nicht zum Verkauf an INA, weil das ehemalige Kombinat Umformtechnik seine Betriebe nur im Paket verkaufen wollte. Das Unternehmen INA hatte aber wesentlichen Anteil am Aufbau des neu entwickelten Segments „Hochgenaue Werkzeuge“, der 1991 bei der AWEBA begann. Ein wechselseitiger Knowhow-Austausch gehörte zur Tagesordnung. Als 1996 der Auer Betrieb die Auszeichnung „Bester INA-Lieferant“ erhielt, war das

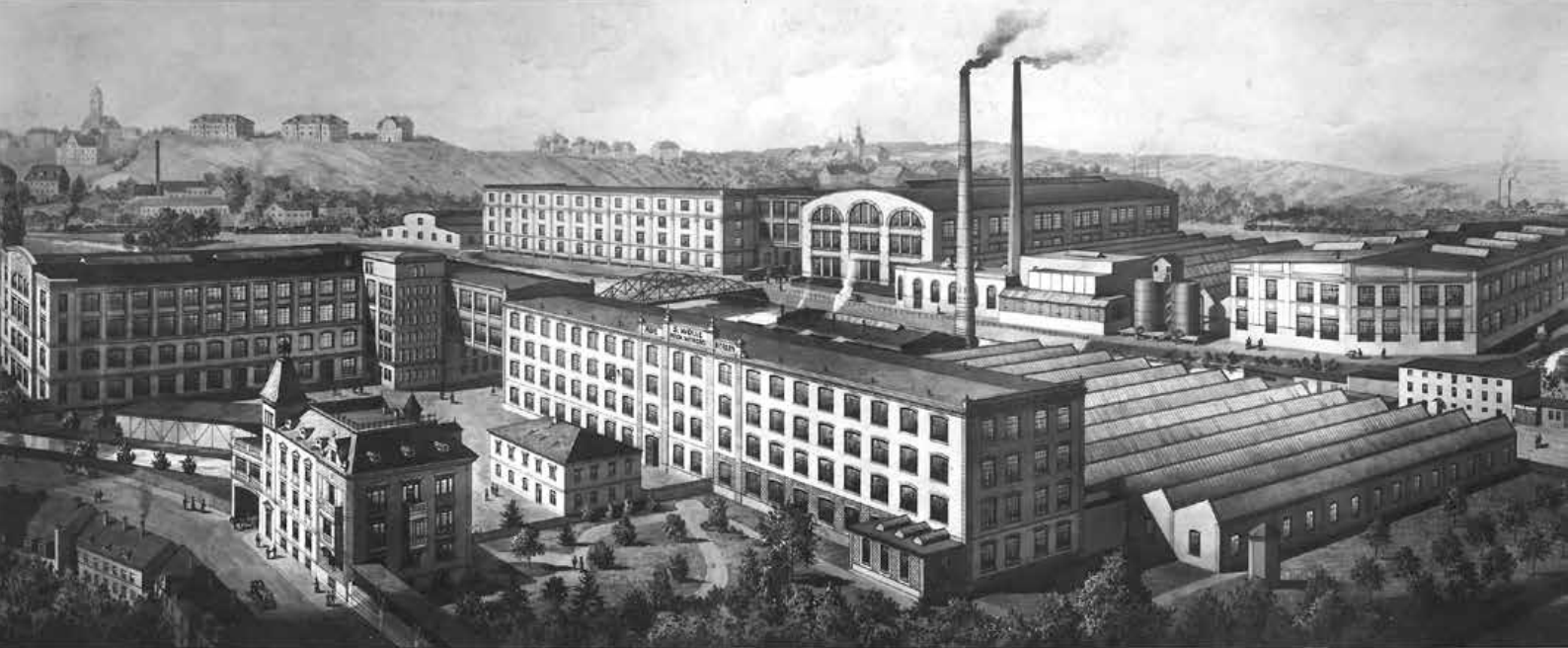


Unternehmen längst in der Marktwirtschaft angekommen.

Seitdem hat sich der Auer Werkzeugbau breit aufgestellt und das Produktportfolio vergrößert. Durch Firmenzukäufe wuchs die AWEBA zu einer Unternehmensgruppe heran, zu deren Tochtergesellschaft seit 2013 die WVL Werkzeug- und Vorrichtungsbau Lichtenstein mit ihren Standorten in St. Egidien und Zwickau zählt. 2016 erfolgte ein Wechsel der Eigentümer. Fortan gehörte die AWEBA Group zur Schuler Group GmbH, die ihren Sitz im baden-württembergischen Göppingen hat. Die Schuler Group GmbH ist der Marktführer in der Umformtechnik. Gemeinsam lassen sich erstmals komplexe Anlagen aus einer Hand realisieren, die die komplette Lieferkette aus Pressen, Werkzeugen, Vorrichtungen sowie Engineering abbilden. Zu den Hauptabsatzmärkten der Unternehmensgruppe zählt die weltweite Automobilindustrie, die in den letzten Jahren in einem fundamentalen Transformationsprozess den Umstieg auf E-Mobility fokussiert. An diesem Fokus hat sich auch AWEBA neu ausgerichtet. Waren noch vor wenigen Jahren Werkzeuge für den Antriebsstrang von Automobilen mit Verbrennungsmotor gefragt, setzt man nun auf Werkzeuge zur Herstellung von Komponenten für Elektroautos. Damit beweist der Auer Werkzeugbau erneut, flexibel reagieren zu können, sich den Erfordernissen des Marktes anzupassen und so einer der attraktivsten Arbeitgeber im Westerzgebirge zu sein.

Hauser-Technik zur Wendezeit

Autorin
Karla Hecker



140 Jahre Unternehmen Curt Bauer in Aue

Karla Hecker

Fabrik der Firma S. Wolle in Aue
mit Geschäftshaus in Berlin und
Nebenwerk in Eibau (Oberlausitz),
Schaubild, um 1900
Curt Bauer GmbH

Hinweis
Der Artikel entstand mit freund-
licher Unterstützung von Micha-
el Bauer im März 2023

Als um 1820 die Ausbeute an Eisen und Zinn zurückging, mussten sich die Bewohner des westlichen Erzgebirges in den alten Hammer- und Bergorten nach neuen Einnahmequellen umsehen. Nach und nach traten Spinnmühlen, Holzschleifereien und Papierfabriken, Maschinenfabriken und Textilwerke an die Stelle der Hammerwerke und Schmelzhütten. Am 1. Januar 1882 wurde in Aue von Alwin Bauer und Samuel Wolle eine Niederlassung der Firma S. Wolle gegründet. Obwohl das Berliner Stammhaus der Firma S. Wolle schon 1848 bestand, war diese Gründung ein Meilenstein zur Entwicklung der einheimischen Textilindustrie. Sie übernahmen die Mechanische Weberei der Firma Geißler & Co., welche sich seit 1867 in der ehemaligen Langmühle befand. Die Langmühle stand an der Stelle, wo sich das Wohn- und Geschäftshaus der heutigen Curt Bauer GmbH in der Bahnhofstraße 16 befindet. In

der Langmühle produzierte anfangs auch Carl August Wellner seine Bestecke. Carl August Wellners Ehefrau verunglückte 1872 tödlich in diesem Gebäude.

Alwin Bauer, dem die Leitung des Textilbetriebes übertragen wurde, war Weber und Kaufmann und machte das Unternehmen zum leistungsfähigen, mehrstufigen Textilbetrieb. In der Weberei, die anfangs etwa 100 Arbeiter beschäftigte, wurde Baumwollgewebe hergestellt. Um 1900 besaß die Fabrik hunderte Webstühle sowie eine komplette Ausrüstung. Im Jahr 1898 wurde der Zweigbetrieb in Eibau in der Oberlausitz dazu erworben, welcher hauptsächlich eine Weberei für Frottierware war. Um die Weberei noch besser mit Rohstoffen beliefern zu können, entstand ein Gleisanschluss zur Bahn. In Chemnitz beteiligte man sich ab 1920 an einer Spinnerei. Weltweit genoss das Unternehmen einen hervorragenden



links: Alwin Bauer, Unternehmer
in erster Generation
Foto: Curt Bauer GmbH



Curt Bauer, Unternehmer
in zweiter Generation
Foto: Curt Bauer GmbH

den Ruf und das Exportgeschäft florierte. In der Hauptsache wurden Tischzeuge, Bettstoffe, Wäsche- Konfektions- und Rolleauxstoffe sowie Gartendecken und Frottiertücher hergestellt. Die Erzeugnisse wurden nicht nur in Deutschland verkauft, sondern auch nach England, Frankreich, Österreich, Rumänien, Ägypten, in die Türkei und die USA, nach Südamerika und Australien geliefert. Im Jahr 1906 waren 758 Arbeiter beschäftigt. Es wurden große Neubauten errichtet, Weberei und Fertigwarenaufmachung erweitert. Vier Jahre später entstanden eine eigene Küche und ein Speisesaal. Es gab eine Betriebskrankenkasse und eine Altersversorgung. Als Georg Wolle 1906 starb, übernahm sein Neffe Siegfried Heidemann seine Position. Ab 1915 wurde Alwin Bauers Sohn Curt Mitinhaber und trat bald als Firmenchef an die Stelle des Vaters. Unter der Leitung von Curt Bauer entstand 1920 die Kommanditgesellschaft S. Wolle GmbH Aue i. Sa. Die Kommanditgesellschaft wurde 1926 zur S. Wolle GmbH. Ab 1922 gehörten Zettellei, Schlichterei, Spulerei, Weberei und Musterzeichnerei zum Betrieb, veredelt wurden die Gewebe in Rauherei, Sengelei und Bleicherei.

Die Nationalsozialisten erzwangen in den 1930er Jahren die Umbenennung der weltbekannten Firma – Samuel Wolle war jüdischer Herkunft– in Curt Bauer. Es folgte die radikale Unterbrechung der Webproduktion, Gebäudeteile mussten für durch fremde Firmen betriebene Rüstungsindustrie freigemacht werden, Textilmaschinen wurden ausgelagert. Von 640 Webstühlen 1939 arbeiteten 1945 nur noch 45, die Zahl der Arbeiter sank von 700 auf 125. Curt Bauer setzte sich gegen die

unmenschliche Behandlung der in der Auer Rüstungsproduktion Beschäftigten zur Wehr. Infolgedessen wurde er 1943 eine Zeitlang inhaftiert und erhielt nach dem Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 eine Vorladung vom Volksgerichtshof wegen Wehrkraftzer- setzung. Um Haft und mutmaßlicher Hinrich- tung zu entgehen, wählte er am 30. August 1944 den Freitod.

Nach Kriegsende begannen die Söhne Curt Bauers, Alexander und Wolfgang Bauer, mit 300 Arbeitskräften in Aue den Betrieb wieder mit Weberei, Veredlung und Konfektion zu installieren. Auch das Zweigwerk in Eibau/ Oberlausitz wurde wieder aufgebaut und die Webereiproduktion aufgenommen.

Curt Bauer GmbH,
Legerei, vor 1945
Foto: Curt Bauer GmbH





Alexander Bauer, Unternehmer
in dritter Generation
Foto: Curt Bauer GmbH

Der sowjetische Stadtkommandant enteignete den Betrieb nicht, weil Curt Bauer Opfer des nationalsozialistischen Regimes war, doch die Spannungen mit den Machthabern in der sowjetischen Besatzungszone bzw. DDR wuchsen. Wolfgang Bauer ging deshalb in den Westen Deutschlands. Horrende Steuern von bis zu 100 Prozent sollten Unternehmer wie Alexander Bauer zur Aufgabe zwingen. Anfang 1953 wurden er und seine Frau Margarethe unter dem Vorwurf einer Steuerschuld verhaftet und zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Arbeiteraufstand am 17. Juni 1953 zwang zum Einlenken: Die Bauers wurden freigelassen und Alexander durfte den Betrieb weiterführen. In den folgenden Jahren entstanden eine Betriebsküche und ein Betriebskindergarten, eine Sanitätsstelle sowie Ferienobjekte. Schließlich musste Alexander Bauer 1957 eine staatliche Beteiligung akzeptieren, nur so konnte er die Technik erneuern. 1972 wurden alle noch verbliebenen privaten und halbstaatlichen Betriebe in der DDR verstaatlicht. Das betraf auch das Unternehmen Alexander Bauers. Ab April 1972 firmierte der Betrieb als VEB Damastweberei Aue. Alexander Bauer war als Betriebsdirektor bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1981 tätig.

Die Söhne Alexander Bauers, Michael und Gert, wuchsen im elterlichen Haus neben der Damastweberei auf. Beide erlebten aus dieser Perspektive die Anstrengungen zur Rettung

der Firma unter sozialistischen Bedingungen. Gert absolvierte hier ab 1980 die Facharbeiterausbildung. Fast alle Tisch- und Bettwäsche wurde in westliche Länder exportiert. Ab 1981 leiteten die Betriebsdirektoren Bertram Höfer, Gerd Arnold und Ulrich Oertel das Unternehmen. Am Ende der DDR-Ära besaß der Betrieb moralisch verschlissene Technik und kaum wettbewerbsfähige Sortimente, jedoch qualifizierte und hochmotivierte Mitarbeiter. Alexander Bauer stellt im März 1990 den Antrag auf Reprivatisierung. Vom 1. Juli an firmiert der Treuhandbetrieb als Curt Bauer GmbH im Aufbau. Michael und Gert Bauer übernahmen die Firma am 1. Juli 1990. Im März 1993 bestätigte die Treuhand rückwirkend zum 1. Juli 1991 das Reprivatisierungsgesuch. Seither leiteten die beiden Brüder als Geschäftsführende Gesellschafter die Curt Bauer GmbH Aue. Michael zeichnete für Marketing und Vertrieb, Gert für Produktion und Technik verantwortlich. Zunächst gelang das Überleben, das Sichern erster Investitionen. Noch 1990 liefen 15 moderne Jacquardwebautomaten an, zwei Jahre darauf wurde die Weberei modernisiert. Parallel baute man ein neues Vertriebssystem auf und profilierte die Sortimentspalette gemäß den Kundenwünschen. Verkauft wurde damals vor allem Meterware für konfektionierte Bettwäsche. Das Versandgeschäft lief ausgezeichnet, und der Markt in Westafrika blieb ein Standbein. Mitte der 1990er Jahre wurde der Bereich Veredlung in Angriff genommen, es entstand eine Abwasseraufbereitungsanlage. Eine 1998 erbaute 3.500 Quadratmeter große Halle nahm Weberei sowie Rohwaren- und Garnlager auf. Seit 1996 lieferte die zu DDR-Zeiten verschrottete Wasserturbine Strom, der ein Fünftel des Bedarfs der Curt Bauer GmbH deckt.

Das Jahrhunderthochwasser 2002 traf die Firma besonders hart. Große Teile des Betriebes standen unter Wasser. Besonders schlimm war die Veredlungsabteilung betroffen, hier stand das Wasser bis zu einer Höhe von 1,80 Metern. Aus diesem Anlass realisierte das Unternehmen in den Jahren 2003 und 2004 die umfangreichsten Investitionen der damaligen 125-jährigen Firmengeschichte. Gleichzeitig

links: Feine Tischwäsche
Foto: Curt Bauer GmbH



rechts: Edle Bettwäsche
Foto: Curt Bauer GmbH



wurde die Grundlage geschaffen, um sich auf dem deutschen Markt und den internationalen Märkten zu behaupten. Kernvorhaben waren der Neuaufbau der Veredlung binnen sechs Monaten, komplette Hallenumbauten sowie der Hochwasserschutz. Insgesamt sieben Millionen Euro wurden in Technik und Gebäude investiert. All dies war notwendig, um Kundenerwartungen bei Dessins und Modetrends, Preis, Größe und Schnitt, vor allem jedoch Qualität zu entsprechen. Erarbeitete Marktpositionen zu behaupten, war darum ein entscheidendes Ziel. Der Trend vom Aktions- zum Sortimentsgeschäft wurde früh erkannt. Produzierte man in den 1990er Jahren hauptsächlich Tischwäsche, besitzt Curt Bauer zwischenzeitlich eigene Kollektionen in Tisch- und Bettwäschesortimenten.

Im In- und Ausland am stärksten gefragt ist derzeit hochwertige Bettwäsche. Aktuelle Dessins kauft Curt Bauer auf internationalen Fachmessen, doch werden auch traditionelle Muster aus früheren Jahren der Firma im 21. Jahrhundert neu aufgelegt. Begehrt bei Liebhabern, bestätigten sie den 140-jährigen erfolgreichen Weg und Weltruf des erzgebirgischen Unternehmens auf unverwechselbare Weise. Heute haben Erzeugnisse aus dem Hause Curt Bauer in Deutschland sowie vielen Ländern Europas, Westafrikas, Nordamerikas, Mittel- und Ostasiens sowie in Russland einen exzellenten Ruf. Der Betrieb wetteifert mit den besten Anbietern weltweit. Der enorm wachsende Kostendruck kann, wenn überhaupt, nur sehr moderat an die Kunden weitergegeben werden.

Gleichzeitig gelingt es dem mittelständigen Unternehmen, 120 Arbeitsplätze zu sichern und durch Unterstützung von Vereinen, Sport und Kultur das Leben der Menschen in Sachsen zu bereichern. Die Lehrausbildung ist ein sehr wichtiges Feld im betrieblichen Geschehen für die Sicherung des Nachwuchses. Die Auszubildenden lernen Maschinen- und Anlagenführer/-in für Textiltechnik beziehungsweise Veredlung, Fachlagerist/-in oder Industriekaufmann/-frau. Den Problemen der ständigen Weiterentwicklungen der einzelnen Sortimentslinien wird größte Aufmerksamkeit geschenkt.

Die stete Zielstellung, die Produktion in Deutschland weiter fortzusetzen, setzt hohe Anforderungen an die ständige technische Weiterentwicklung und Erneuerung auf der einen Seite. Auf der anderen Seite müssen Produkte im oberen Preissegment hergestellt und vertrieben werden, um den hohen Herstellungskosten in Deutschland Rechnung zu tragen. Dies bedingt ein hohes Maß an Entwicklungsarbeit, um den Kundenwünschen jederzeit gerecht werden zu können. Für die Bauers war immer sehr



wichtig, sowohl mehrere Standbeine im Sortiment, als auch eine breit gefächerte Vertriebskultur zu haben. Im Bereich der Haustextilien entstand eine hochwertige Kollektion von Brokatdamast-Bettwäsche mit Designgestaltungen und Farbgebungen.

Das Segment der Bekleidungsdamaste für Westafrika als zweite Säule im Sortiment spricht sehr anspruchsvolle und auf europäische Qualität bedachte afrikanische Kunden an. Mit besonderen Ausrüstungstechniken wird diese Ware veredelt und erhält einen besonders hohen Glanz, eine spezielle Haptik und teilweise Duftstoffe. Auch hier sind ständig Entwicklungen im Design, der Farbe und dem Finish der Ware erforderlich.

Das Sortiment der technischen Textilien, welches seit etwa 15 Jahren in die Produktpalette aufgenommen wurde, ist für die Zukunft des produzierenden Betriebes ein wichtiges neues Standbein geworden. Es werden Spezialgewebe für den Automobilbereich, wie Gewebe für Laderaumabdeckungen, Verkleidungen von Ausstelldächern bei Camping-Vans und Kälteisolationsgewebe hergestellt. Die Sortimentsentwicklung in diesem Bereich erfolgt durch Kundenanforderungen, wenn zum Beispiel neue Fahrzeugmodelle entstehen oder andere Einsatzgebiete erschlossen werden. Alles in Allem erfordern diese umfangreichen Aufgaben von der Entwicklung über die Produktion bis hin zum Vertrieb sehr qualifizierte Mitarbeiter.

2014 wurde der nächste Generationswechsel im Unternehmen vorbereitet. Es entstand eine Familienverfassung, und die Gesellschafter Gert und Michael Bauer übertrugen ihre Gesellschaftsanteile an ihre Kinder. Michael Bauer, der ältere Vertreter der vierten Generation, trat zum 1. Juli 2021 in den Ruhestand und legte die Leitung in die Hände seiner beiden Kinder Claudia und Ralph Bauer, sodass nun Gert, Claudia und Ralph Bauer die Curt Bauer GmbH führen. Es erfüllt die Familie mit besonderem Stolz, dass auch die fünfte Generation das Unternehmen in die Zukunft führt.

Gert Bauer, Ralph Bauer, Claudia Bauer und Michael Bauer, Unternehmer in vierter und fünfter Generation
Foto: Curt Bauer GmbH

Autorin
Karla Hecker



Auer Freimaurerloge
„Zu den drei Rosen“, Schnee-
berger Straße 32 in Aue,
Zustand 2008
Wikimedia (Angela M. Arnold)

Die Auer Freimaurerloge

Gunther Kath

Die Ausführungen basieren auf einem 2022 entstandenen, noch nicht veröffentlichten Bericht. Angeregt durch die 850-Jahrfeier der Stadt Aue werden einige Details zum historischen Gebäude der alten Rosenloge und zu seiner Nutzung beschrieben. Ich danke dem Archivar Berndt Thomas Möckel für die Unterstützung.

- 1 Zur Geschichte des Gebäudes vgl. Untersuchungen zu einer Umnutzung des ehemaligen Clemens-Winkler-Clubs zu einer Kreisbibliothek, Stadtverwaltung Aue-Bad Schlema, Bauamt, November 2016; Umbau und Umnutzung zu einem Standesamt, Informationen der Stadtverwaltung Aue-Bad Schlema, Bauamt.
- 2 Diese und weitere Angaben folgen der Bauakte im Archiv der Stadt Aue-Bad Schlema.

An markanter Stelle, im Winkel zwischen der Schneeberger Straße und der Auffahrt zur Bahnhofsbücke, erhebt sich das immer noch imposante Gebäude der ehemaligen Freimaurerloge.¹ Dieses Haus wurde 1911 für eine Freimaurerloge errichtet, deren Gründung damals durch Abspaltung von der Schneeberger Loge erfolgte. Da bereits 1933 die Auflösung erzwungen wurde, ist das Gebäude nur 24 Jahre seinem eigentlichen Zweck entsprechend genutzt worden.

Im Mai 1910 ging beim Rat der Stadt Aue ein Antrag zum Bau eines „Gesellschaftshauses“ von 33,2 Meter Länge auf den Parzellen 375 bis 375 ein.² Der Auer Baumeister Bochmann, der die Pläne zusammen mit dem Leipziger Architekten Otto Jührich unterzeichnete, der als Bauleiter angegeben ist, hatte die erforderlichen Grundstücke selbst erworben, um den Ablauf zu beschleunigen. Die Bauzeichnungen offenbaren große Abweichungen vom später errichteten Bau. Der Riss von 1910 weist einen fast 160 Quadratmeter großen Arbeitssaal, einen Meistersaal und einen

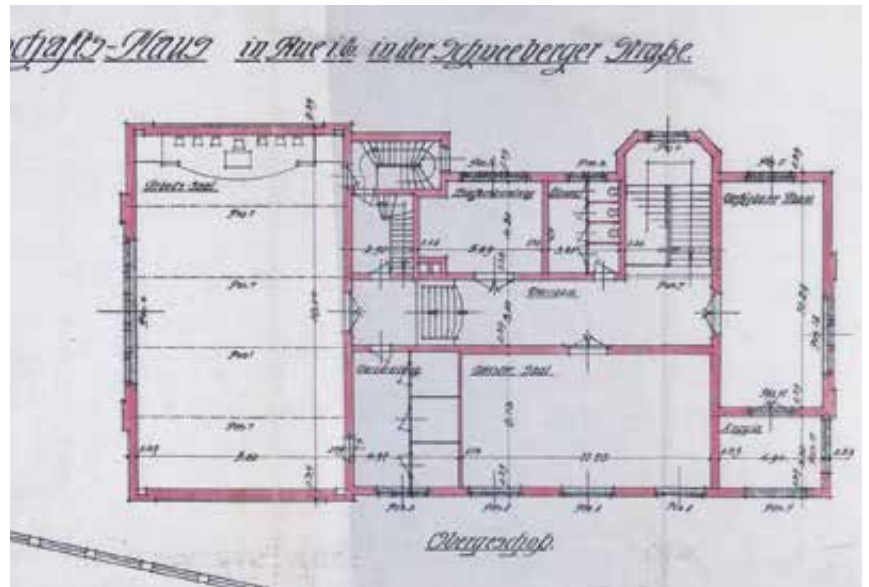
Trakt zur „Vorbereitung“ als Hauptflächen aus. Details weisen darauf hin, dass der Meister vom Stuhl seinen Sitz an der Stirnseite zur Schlemaer Straße hatte. In der „Vorbereitung“ wurden Aufzunehmende auf die Initiation und Lehrlinge und Gesellen auf ihre Beförderung oder Erhebung vorbereitet. Die dafür erforderliche „dunkle Kammer“, in der man den wichtigen Schritt der Aufnahme noch einmal überdenken sollte, ist auf späteren Bauzeichnungen nicht mehr zu finden. Dem Meistersaal vorgelagert ist eine Art Vierung mit etwa drei Metern Seitenlänge als Schallkuppel, unter der die Sprache in allen Richtungen deutlich abgestrahlt wird. Diesem Effekt kann heute noch nachgespürt werden. Archivar Möckel vermutet, dass hier der Zeremonienmeister stand und die Brüder „zur Arbeit“ rief. Die „Flüsterecken“ im Arbeitssaal sind leider wegen der später abgehängten Decke nicht mehr in Betrieb. Hier konnten interne Gespräche mit einem Gegenüber geführt werden, ohne dass Dritte davon etwas mitbekamen.

Der Ablauf im Tempel war weniger spektakulär, als Außenstehende annehmen. Wenn die Brüder den Saal betraten, wurden sie durch den Zeremonienmeister, den Aufsehern und dem Meister vom Stuhl empfangen. Der Stuhlmeister und die Beamten saßen an den Stirnseiten, und die anderen Brüder nahmen an den Längsseiten Platz. Es folgten rituelle Wechselgespräche, auch zur inneren Sammlung. Kleine Musikstücke wurden mit einbezogen, und ein Bruder hielt einen Vortrag, der Herz oder Geist ansprechen sollte. Nach etwa 60 bis 90 Minuten endete die Arbeit mit dem Auszug der Brüder. Im benachbarten Meistersaal kam man im Gegensatz zum durch Rituale geleitetem Ablauf eher zwanglos zu Gesprächen und Bruderabenden zusammen, gelegentlich auch mit Gästen. Auch Veranstaltungen mit den Ehefrauen, hier als Schwestern bezeichnet, in den Logenferien sind überliefert. Im Erdgeschoss waren der Speisesaal mit Nebenflächen und das Konferenzzimmer die bestimmenden Räume. Im Untergeschoss wird eine aus Kammer, Küche und Stube bestehende Hausmeisterwohnung ausgewiesen, weiterhin eine Kegelbahn und ein Weinkeller. In späteren Rissen wird diese Ebene als Untergeschoss bezeichnet und ein noch tiefer gelegener Keller mit Zugang über ein zweites Treppenhaus ausgewiesen.

Einige Fassaden sind durch Lisenen optisch gegliedert. An der Südseite ist eine Art Portikus errichtet worden. Die vier dorischen Säulen mit je acht Trommeln stehen jedoch nicht frei, sondern sind an ihrer Rückseite mit dem Mauerwerk verbunden.

Für den Bau (ohne Ausstattung und Grundstückskosten) wurden 70.000 Mark veranschlagt. Im Oblastenbuch der Gemeinde wird bereits am 15. Juni 1911 auf Blatt 888 bescheinigt, dass das Grundstück mit einem „Gesellschaftshaus“ bebaut wurde. Als Eigentümerin wird jetzt die Freimaurerloge „Zu den 3 Rosen“ genannt.

In einem Schreiben an die Stadt Aue beantragte die Loge eine weitgehende Freistellung der üblicherweise von der Stadt selbst vereinnahmten Gebühren, u. a. für Inspektionen und Bauabnahme. Begründet wurde das mit der wohlthätigen Wirkung der Loge. Der entsprechende Auszug lautet: „Nicht zu vergessen ist auch die Wirkung dieses Vereins auf dem Gebiet der allgemeinen Wohlfahrt und der Unterstützung der Armen und Kranken. Die neue Loge ist begründet mit einer Mitgliederzahl von etwa 70 Personen, welche in Anbetracht der guten Sache, welcher sie sich gewidmet haben, gern und freiwillig bereit sind, jeder nach seinen Kräften und Verhältnissen, die erforderlichen pekuniären Opfer zu tragen.“ Der Vorstand beschwerte sich weiterhin darüber, die Grundstücke teuer erworben zu haben. Bereits kurze Zeit später musste zudem ein Teil dieser Fläche für Fahrbahnarbeiten an der Schlemaer Straße unentgeltlich zurückgege-

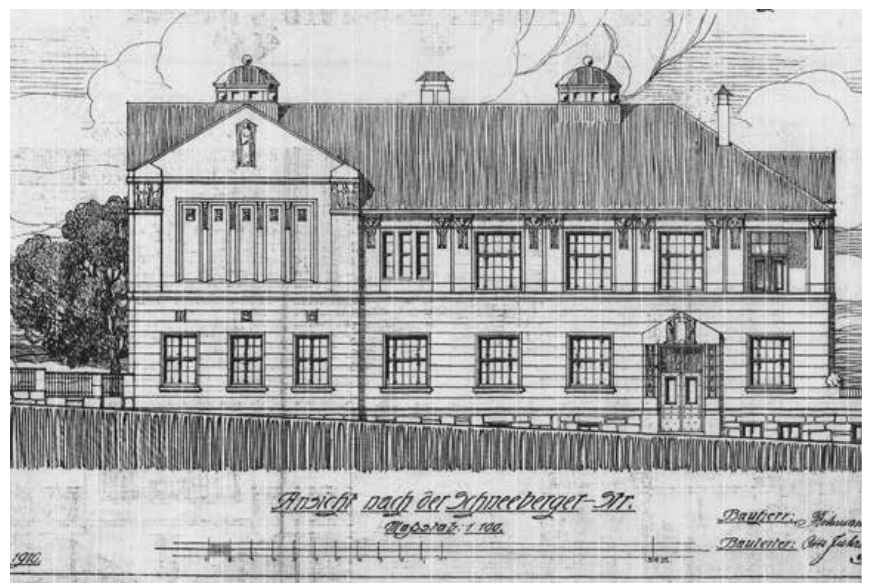


ben werden. An anderer Stelle wird ausgeführt: „Schon der Umstand, daß Aue central gelegen und von allen Seiten gut und bequem zu erreichen ist, wird für viele edelgesinnte Männer, welche Verständnis und Interesse für die Bestrebungen der Loge haben, Veranlassung sein, die Aufnahme in der Loge in Aue anzustreben.“

Am 21. April 1911 teilte der Logenvorstand der Stadt Aue mit, dass der Verein im Vereinsregister unter der Nummer 16 mit der Bezeichnung „Zu den 3 Rosen im Erzgebirge“ eingetragen wurde. Die Zahl 3 hat in der Johannis-Freimaurerei mehrere Bezüge, unter anderem zur Anzahl der Grade: Lehrling, Geselle und Meister. Das Logenbijou, also das Abzeichen, zeigt auf der einen Seite drei an den Ecken angeordnete Rosen und auf der anderen Seite die freimaurerischen Werkzeuge Senkblei, Winkel und Zirkel. Rosen gelten als Sinnbild der Treue, der Liebe, aber auch der Vergänglichkeit. Im benachbarten Schneeberg war die Loge „Archimedes zum sächsischen

Entwurf für ein „Gesellschaftshaus“, 1910, Grundriss des Obergeschosses

Entwurf für ein „Gesellschaftshaus“, 1910, Ansicht zur Schneeberger Straße





Bijou der Auer Loge
„Zu den drei Rosen“



Bunde“, gegründet 1809, in der heutigen Seminarstraße aktiv. Diese Loge verfügte über ein großzügig bemessenes Logenhaus. Aus internem Schriftverkehr dieser Loge geht hervor, dass vor allem die schlechte Verkehrsanbindung ein Grund war, die Gründung einer eigenständigen Loge in Aue zu beantragen. Zwischen den Zeilen ist noch ein zweiter Grund erkennbar: Ein Teil der Schneeberger Bürger sei der Loge nicht wohlgesonnen, so „dass eine erspriessliche Weiterarbeit in diesem Umfeld nicht mehr gegeben sei“. Am 9. Mai 1911 berichtete der Meister vom Stuhl, dass die Großloge von Sachsen der Errichtung einer Bauhütte „Zu den drei Rosen im Erzgebirge“ zugestimmt habe und dass 61 Brüder wunschgemäß aus ihrer bisherigen Loge entlassen werden. Die Schneeberger Loge sprach den Wunsch nach einer guten Zusammenarbeit aus und teilte mit, dass sie mit den neu aufzunehmenden Brüdern im Juni 1911 insgesamt 81 Mitglieder habe, so dass der Fortbestand gesichert sei. Im Gegensatz zu vielen anderen Neugründungen war die Auer Loge mit einer ausreichenden Anzahl von Brüdern im Meistergrad ausgestattet und damit sofort arbeitsfähig. Die Lichteinbringung und damit der Start in die Logenarbeit war 1912. Die Mitgliederzahl stieg schnell über 100. Dem 1. Vorstand gehörten Franz Pabst und Friedrich Wilhelm Stahl, Besitzer des Schneeberger Hotel „Zum sächsischen Haus“, an. Öffentlich bekannt war vor allem Karl Tetzner, der als Bürgermeister in Schlema und Kurdirektor im gleichen Ort wirkte.

Bereits in der Weimarer Republik wurden die Logen diffamiert und bekämpft. Die Logen leisteten zunächst keinen gemeinsamen Widerstand und so war die öffentliche Meinung durch Presse und Rundfunk frühzeitig weitgehend ablehnend geprägt.

Direkte Anschläge in dieser Phase waren allerdings selten, und so ist die Geiselnahme in der Auer Loge eine Besonderheit. Nach einem Polizei-

bericht brachen am 17. Oktober 1923 Teile einer kommunistischen Hundertschaft in das Gebäude ein und durchsuchten alle Club- und Logenräume nach Waffen. Dabei hielten sie den Meister vom Stuhl Stahl und den Bruder Wethmann als Geiseln fest. „Mit Unterstützung der Polizei befreiten sich die Unterzeichneten nach Stunden unfreiwilliger Gefangenschaft“, lautet die Notiz. Damit ging die Geiselnahme unblutig zu Ende. Von den Forderungen der Eindringlinge ist nichts bekannt, und so ist es wahrscheinlich, dass dieser Einsatz nicht primär gegen die Freimaurerei selbst gerichtet war, sondern generell auf einen Umsturz der Gesellschaft abzielte.

Die Nationalsozialisten, die im Januar 1933 die Macht übernommen hatten, lehnten Freimaurerlogen vehement ab. Als das Verbot der Logen absehbar war, wurde auf Beschluss der Brüder im Juni 1933 die Auer Freimaurerloge in den Verein Casino e.V. gewandelt. Bereits im Februar 1933 heißt es in einer Anordnung des Reichspräsidenten: „Die Vereinslokale sind sofort zu schließen und ihr Vermögen ist zu beschlagnahmen.“ Auch dem Casino e.V. war keine lange Existenz beschieden. In zwei Versammlungen mit bereits stark reduzierter Teilnehmerzahl wurde die Auflösung beschlossen. Eine interessante Episode dieser Zeit ist der Kampf um das Schankrecht. Details sind in den Akten des Rates der Stadt Aue enthalten, aus denen ersichtlich ist, dass die Logenführung versuchte, die Konzession wiederzuerlangen, dabei jedoch unterlag und die Kosten des Verfahrens zu tragen hatte. Während der Nutzung des Gebäudes für die „Deutsche Krippenschau“ teilte der Stadtrat mit, dass es nicht ausgeschlossen sei, dass das Haus anschließend für öffentliche Zwecke genutzt werde. Nach der Ausstellung zog die Sparkasse ein und beendete damit die maurerische Nutzung des Gebäudes. Die Mitglieder der Auer Loge hielten in einem Kegelverein weiterhin Kontakt untereinander, und so bemühte sich der „harte Kern“ nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs um eine Reaktivierung, die jedoch am 6. Mai 1946 durch einen Bescheid der Polizei blockiert wurde. Später argumentierte man in der DDR gegen die Wiederzulassung mit der Aussage, die humanistischen Ziele der Freimaurerei seien im Sozialismus bereits umgesetzt worden. Das Logengebäude wurde vom Clemens-Winkler-Club genutzt und steht seit 1991 leer. Die Stadtverwaltung erwog zeitweise einen Abriss. 2018 beschloss der Stadtrat, das Gebäude entweder abzureißen und durch eine Grünfläche zu ersetzen oder zu sanieren und danach als Standesamt oder zur Erweiterung der Stadtbibliothek zu nutzen. Die Sanierungskosten werden mit 3,2 Millionen Euro veranschlagt, für die Sicherungsmaßnahmen wird jährlich ein fünfstelliger Betrag aufgewendet.

Im Unterschied zu Schneeberg, wo die Freimaurerloge wiedererstand, ist die Auer Rosenloge nicht wieder reaktiviert worden.

Autor
Gunther Kath
Aue



Das Wunder von Bad Schlema

Oliver Titzmann

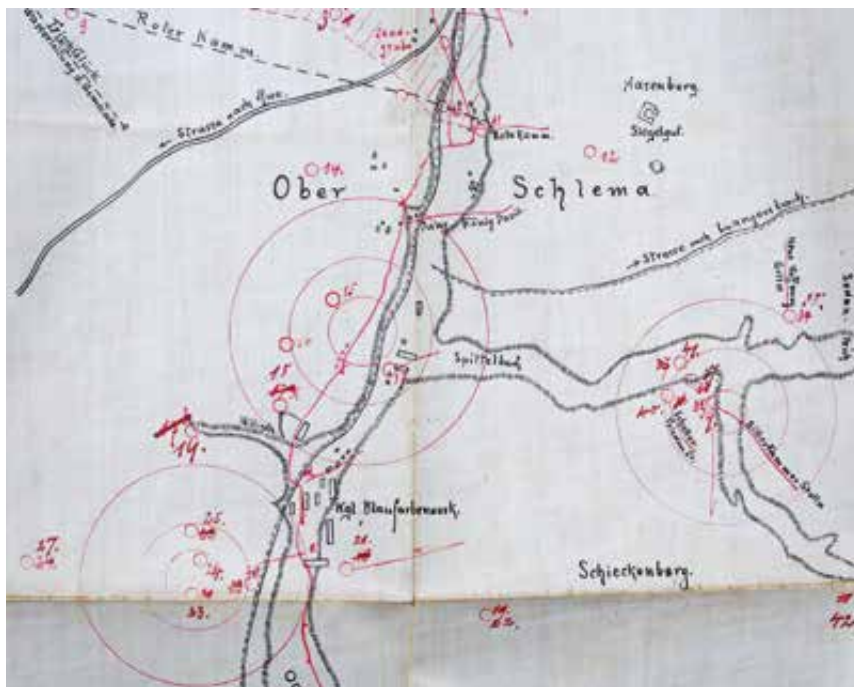
Dem großen Chemiker Justus von Liebig (1803–1873) bot man einmal an, eine Badekur in Gastein zu machen. Als Naturwissenschaftler ließ er sich erst einmal eine Probe des Wassers kommen, um deren Zusammensetzung nach ihrem therapeutischen Wert beurteilen zu können. Das Urteil war ernüchternd. Trotz der offensichtlichen Armut an Mineralien nahm er später doch noch eine Kur und war über deren Wirkung begeistert: Es muss etwas Elektrisches in dem Wasser sein, meinte er verblüfft.

Das „Elektrische“ der Quellen vieler großer Heilbäder konnten erst Henri Becquerel (1852–1908) 1896 und Marie Curie (1867–1934) 1898 nachweisen. Das Radium (von lat. Radius = Strahl) beeinflusste nachweislich die Heilwirkung des „Radiumwassers“. Mangels besseren Wissens setzte sich rasch der Glaube durch, das Vorhandensein von Radium im Wasser sei der ausschlaggebende Faktor. So gerieten die unsauberen Begriffe „Radiumbad“ und „Radiumquellen“ in Umlauf. Die Heilwirkung der Quellen beruht allerdings auf dem Vorhandensein des gasförmigen Zerfallsprodukts des Ra-

diums, der so genannten Radium-Aushauchung, genannt Radiumemanation (Radon). Dieser Begriff konnte sich erst Jahrzehnte später allgemein durchsetzen.

Marie Curie hatte das Uran zum Experimentieren aus dem erzgebirgischen Bergbauort St. Joachimsthal (Jáchymov) in Böhmen bezogen. Der Wiener Wissenschaftler Heinrich Mache (1876–1954) untersuchte 1905 die dortigen Wässer und stellte in der Wernerlaufquelle die starke Aktivität von 600 Mache-Einheiten (8.100 Becquerel) in einem Liter Wasser fest. Schon ein Jahr später eröffnete in St. Joachimsthal das erste Radiumbad seine Pforten. In Sachsen begannen nun hektische Aktivitäten, die mit der Hoffnung verbunden waren, auf der hiesigen Seite des Gebirges auch radonhaltige Quellen zu finden. Carl Schiffner (1865–1945) und Max Weidig (1879–1912) von der Bergakademie Freiberg erhielten den Auftrag, in allen sächsischen Bergbauregionen, in denen Uran zu vermuten ist, danach zu suchen. Ende 1908 waren sie im Schneeberger Bergrevier und gelangten über diesen in den Marx-Semmler-Stolln auf Oberschlemaer Flur. Hier trauten sie ihren

Kurgäste vor dem Kurhaus
Oberschlema, 1929
Archiv Oliver Titzmann



Kartierung von Radonwasser im
Oberschlemaer Tal, 1910
Archiv Oliver Titzmann

Augen nicht, denn das Fontaktoskop zeigte allein im Mischwasser des Stollens unfassbar hohe Werte. Nach deren Ursache in Form von Radonquellen zu suchen, war den Wissenschaftlern nicht möglich, weshalb sie einige Gerätschaften dem für die Wasserhaltung des Blaufarbenwerks Oberschlema zuständigen Werkbaumeister Richard Friedrich überließen. Der talentierte und wissbegierige Autodidakt war ein Glücksfall für das Schlematal, denn er analysierte in den Jahren bis 1913 alle Oberflächen- und Grubenwässer und konnte den Bereich der stärksten Wässer zwischen den Lichtlöchern 15 und 14 des tief unter dem Tal verlaufenden Marx-Semmler-Stolln lokalisieren. Allein hier fand und fasste Friedrich

Radonwasserausgabe
am 23. Juni 1913
Archiv Oliver Titzmann



Radonwasserausgabe
am 23. Juni 1913

20 Radonquellen, die er für einen künftigen Kurbetrieb vorbereitete. Doch der sächsische Staat entschied sich 1912 für Brambach mit der dort gefundenen Wetтинquelle mit 2.270 Mache-Einheiten (30.645 Bequerel pro Liter) als staatliches Radonbad. Für Oberschlema bedeutete diese Entscheidung wohl das Ende aller Kurbadhoffnungen. Oder doch nicht?

In einer trotzigsten Flucht nach vorn beschlossen die Oberschlemaer dem Staat Konkurrenz zu machen. Sie bauten über dem Fundort der stärksten Quellen im Radiumort des Marx-Semmler-Stolln eine Kaue über dem „Radiumtagschacht“, pumpten das Wasser nach oben und schenkten es, etwas theatralisch, aber sehr öffentlichkeitswirksam, am 16. Juni 1913 an die Bevölkerung aus. Der Startschuss zum „Radiumbad“ in Oberschlema war gegeben. Doch alle Pläne vom Kurbad im Silberbachtal, alle damit verbundenen Hoffnungen und sehr viel Geld vernichtete der 1914 ausbrechende Erste Weltkrieg. Um die Vorarbeiten nicht vergebens erscheinen zu lassen, gründeten die Oberschlemaer mit der Hilfe der Nachbarkommunen und über 170 Einzelpersonen am 25. September 1915 die Radiumbad Oberschlema – Schneeberg GmbH. Mit dem kleinen Grundkapital erwarb die Gesellschaft einige Grundstücke neben der Wasserausgabe über dem Stollen, begann 1916 mit einem provisorischen Kurhausbau und weihte ihn am 15. Mai 1918 offiziell ein. Am Tag darauf begann der Kurbetrieb in Oberschlema. Bis zum Jahresende kamen knapp über 400 Kurgäste.

Oberschlemas erster Badearzt, Dr. Walther Mittenzwey, befragte die Gäste nach ihrer Rückkehr zur Wirkung der Kur und stellte eine Zufriedenheit von 92,6 Prozent fest. Jubelnd sprach er vom „deutschen Gastein“. Viele alte Krankheiten konnten auskuriert werden; wer unter starken Schmerzen litt, hatte bald keine mehr. Gäste, die im Rollstuhl ankamen, schoben ihn zurück zum Bahnhof und einige trugen sogar ihre Krücken auf den Schultern nach Hause. Die spezifische Zusammensetzung der mineralreichen, aber kohlenstoffarmen Oberschlemaer Wässer mit dem hohen Radongehalt (bis 5.227 Mache-Einheiten, das sind 70.564,5 Bequerel pro Liter), und dem heilfördernden Mikroklima des Tales begünstigten einen Kurerfolg, der so nicht für möglich gehalten wurde. Die Badeärzte Oberschlemas hatten es angesichts der Parallelität der laufenden Radonbalneologie und den wissenschaftlich geführten Beobachtungen schwer, den Kurgästen die Wirkung des Radons zu erklären. So behelfen sie sich mit der populären Beschreibung, dass das Radon während der drei Therapieformen (Baden, Trinken, Inhalieren) in den Organis-

mus dringe, vom Blut zum Zellkern gebracht werde, ihn dort sanft bestrahle, woraufhin der Zellstoffwechsel angeregt werde, die Zelle sich entschlacke und gleichsam verjünge und aufgetretene Entzündungen, die zu Gicht und Rheuma führen, abklingen ließ.

Im Verlauf der 1920er Jahre entwickelte sich der Kurbetrieb, und damit einhergehend der ganze Ort, in einer atemberaubenden Geschwindigkeit. Die Zahl der Gäste verdoppelte sich fast pro Jahr, einige ertriotzten sich sogar eine Kur, indem sie einfach nicht wieder abfuhrten, und bis zu 3.000 Kurgäste pro Jahr ließ die Badeverwaltung abweisen, da sie nicht mehr im Badekalender untergebracht werden konnten. 1927 mussten die ersten Kurgäste um 4 Uhr morgens in die Badezellen und die letzten verließen sie um Mitternacht! Dieser Zustand musste sich rasch ändern: 1927/28 erweiterte sich das Kurhaus um einen großen Anbau und um einen Kurhaussaal, der endlich eine Kurbetreuung auch bei schlechtem Wetter gestattete. Neue Kuranlagen, später mit großem Konzertplatz, entstanden im und um das Kurzentrum. Am Gleesberghang schmückte bald ein modernes Fremdenheimviertel den wachsenden Ort, der nun von einer herrlichen Promenade mit Teichen, Brücken, Rondellen und einer Grotte bereichert wurde. Im Silberbachtal fand sich eine Naturbühne inmitten einer romantischen Erzgebirgslandschaft aus verbrochenen Stollen, verschwiegene Wegen, murmelnden Bächen und altem Baumbestand. Was sich wie aus einem Werbeprospekt liest, war in Wirklichkeit auch so zu finden. Die Kurgäste waren voll des Lobes und empfahlen Radiumbad Oberschlema, wie der Kurort sich seit 1924 nennen durfte, mit eifriger Mundpropaganda weiter. Die Zahl der Gäste, die vier Wochen und länger blieben, stieg bis zum Ende des Jahrzehnts auf über 10.000. Östlich der Weser hatte nur Bad Elster mehr Kurgäste. Radiumbad Oberschlema, „das stärkste Radiumbad der Welt“, war zu einem Markenzeichen geworden.

Die enorme Inanspruchnahme der Radonquellen – Oberschlema gab keine verdünnten Bäder ab und konnte trotzdem über 1.000 pro Tag verabreichen – verlangte nach weiteren Wässern, die 1930 gefunden werden konnten. Dabei war auch eine Quelle, die kurz unterhalb der Stollensohle des Radiumorts erbohrt worden war und einen Radongehalt von 13.500 Mache-Einheiten (182 250 Becquerel pro Liter) bei einem Liter Schüttung pro Minute aufwies. Dieses „Hindenburgquelle“ genannte Heilwasser ist bis heute die stärkste jemals weltweit gefundene natürliche Radonquelle gewesen. 1947 wird sie, wie alle anderen Heilquellen des Bades, im Uranbergbau der SAG Wismut zerstört werden.



Die nächste Erweiterung der Bade- und Kuranlagen erfolgte zwischen 1933 und 1935. Das Kurhaus wurde deutlich vergrößert und grundhaft modernisiert, die Zahl der Wannen verdoppelt und viele neue Therapieräume geschaffen. Dazu kam ein prägnantes großes Kurhotel im Stil der neuen Sachlichkeit in unmittelbarer Gebäudeverbindung zum Kurhaus. Hier konnte der verwöhnte Kurgast logieren und alle Annehmlichkeiten sowie die Kurmittel gleich im Hotel erhalten. 1939 errichteten die Gemeinde und das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biophysik in Frankfurt am Main in einem neu erbauten Gebäude ein „Radiumforschungsinstitut“. Diese 1941 eingeweihte Außenstelle leitete der renommier-

Oberschlema, Luftbild
des Kurviertels, 1937
Archiv Oliver Titzmann



Werbung für das Radiumbad
Oberschlema, 1940
Archiv Oliver Titzmann



Abbruch des Kurviertels
in Oberschlema, 1953
Archiv Oliver Titzmann

te Biophysiker Boris Rajewsky (1893–1974) persönlich. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurde hier weltweit erstmalig die Wirkung der Radioaktivität auf den menschlichen Organismus in Langzeitstudien erfasst, erforscht und dokumentiert. 1939 sollten weitere umfängliche Ausbau- und Erweiterungspläne der Bade- und Kuranlagen (u. a. die Verlegung des Kurzentrums in das Silberbachtal) in Angriff genommen werden, die 1947 abgeschlossen sein sollten. Wiederum verhinderte der kommende Krieg die Pläne. Ende der 1930er und Anfang der 1940er Jahre erreichte die Kurgästeszahl mit bis zu 17.000 Patienten einen neuen Rekord. Doch schon 1940 mussten Teile der Unterkunftsmöglich-

Schlema, ehemaliges
Kurzentrum, 1991
Archiv Oliver Titzmann



keiten für Lazarettzwecke freigemacht werden. Radiumbad Oberschlema wurde zum Standort eines großen Reservelazaretts. Ab 1943 erfuhr der Kurbetrieb trotz weiter hoher Frequentierung erhebliche kriegsbedingte Einschnitte und kam im Mai 1945 völlig zum Erliegen. Die neue Kursaison 1946 übertraf dann alle Erwartungen. Fast 9.000 Kurgäste kamen wieder in die Kureinrichtungen, und auch das gesellschaftliche Leben, freilich unter neuen Vorzeichen, lief wieder an.

Im August 1946 tauchten sowjetische Geologen auf, die wussten, dass dort, wo Radonquellen sprudeln, auch Uran zu finden sein muss. Sofort ordnete die sowjetische Besatzungsmacht an, unter dem Kurhaus, direkt neben den Quellen, das Uran aus dem Fels zu schlagen. Jeder Protest war ohne Erfolg. Die Sowjets brauchten die Atombombe, und hier lag der Grundstoff dazu: Erz um jeden Preis! Am 15. November 1946 musste der Kurbetrieb eingestellt werden. Alle Kurgäste hatten umgehend Radiumbad Oberschlema zu verlassen. Am nächsten Tag kamen die Bergarbeiter. Und sie strömten zu Tausenden in den Badeort, der in den nächsten Jahren völlig im Bergbau, seinen Schächten und Halden, zu versinken begann. 1950 arbeiteten 25.000 Bergleute in 20 Großschächten im und unter dem Ort und erzeugten einen Hohlraum, der insgesamt 200.000 Kubikmeter umfasst und bis in fast 2.000 Meter Tiefe reicht. Das Erz kam in die Sowjetunion, das taube Gestein blieb zurück und bildete riesige Halden, die ein Drittel der Gemeindeflur bedeckten. 1950/51 war der ehemalige Kurort instabil geworden und sackte fast unmerklich ab. Die Gebäude erlitten irreparable Schäden und konnten nicht weiter genutzt werden. Zwischen 1952 und 1956 verschwand der ganze Ortskern mit Kurhaus, Kurhotel, Rathaus, Kirche und den Kuranlagen. Über 360 Häuser wurden beseitigt, die Menschen ausgesiedelt, und hinter Stacheldraht bildete sich eine trostlose Einöde, Deformationsgebiet genannt.

Mit dem Zusammenbruch der DDR Ende 1989 geriet eine ganze Region in eine wirtschaftliche Perspektivlosigkeit, trotz aller politischer Euphorie über die neu gewonnene Freiheit. Die als lebensunwert angesehene Einheitsgemeinde Schlema, wie sie seit 1959 hieß, lag ausgebeutet, weggeworfen und abgeschrieben im haldenüberdeckten Schlematal, das von der Presse als „Tal des Todes“ diffamiert wurde. Schlemas Bürgermeister Konrad Barth schwor mit seinen Mitstreitern die Einwohner zu einer Flucht nach vorn ein, so wie es 1912/13 schon einmal der Fall war. In bewusster Anknüpfung an die Tradition des ehemaligen Radiumbades sollte sich Schlema wie der verbrannte Vogel Phönix in der griechischen Mythologie aus der Asche erheben.

„Wir haben auch gar keine andere Wahl, bei 25 Prozent Arbeitslosigkeit“, meinte der Bürgermeister 1992 in einem ZDF-Interview. Bei Untersuchungsarbeiten gefundene Wässer und neu erschlossene Brunnen an einer tiefen geologischen Störung am Rande des Ortes begründeten den Optimismus nach einem neuen Radon-Kurbetrieb in Schlema. Diese Wässer wurden 1992 im Rahmen einer Studie wissenschaftlich untersucht und als Heilquellen zertifiziert und bestätigt. Noch im gleichen Jahr gründete sich eine Kurgesellschaft, die mit der Verabreichung von Radonbädern begann. Dafür und zur Unterbringung der Kurgäste wurde ein Teil der ehemaligen Wismut-Poliklinik umgebaut. Das „Parkhotel“ empfing seine ersten Gäste.

Die Begeisterung jener Aufbruchsjahre ist heute kaum mehr vorstellbar. Sie erfasste auch die Landespolitik. Die Gattin des Ministerpräsidenten konnte ihre Sympathie für die Menschen im Schlematal, die ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen bereit waren, kaum mehr verbergen, überzeugte ihren Mann, nach Schlema zu kommen und seine Aufmerksamkeit nicht zu versagen. Auch die Bundespolitik sah sich in der Pflicht, der geschundenen Uranbergbauregion zu helfen. 1995 erhielt Schlema Fördermittel über 56 Millionen DM zugesprochen, die zum Bau eines neuen Kurzentrums zu verwenden waren. 1996 begannen die Arbeiten, 1997 erfolgte das Richtfest und am 25. Oktober 1998 konnte das neue Kurmittelhaus mit Gesundheitsbad der Öffentlichkeit übergeben werden. Der großflächige und weitläufige neue Kurpark mit Teichen, Sitznischen, Segelkonstruktion und abwechslungsreicher Bepflanzung befindet sich genau auf der ehemaligen Ortslage Oberschlema, die infolge der Auswirkungen des Uranbergbaus abgebrochen werden musste. Große Schautafeln, so genannte Zeitfenster, erlauben hier und drüben am Hammerberg vergleichende Rückblicke in die Vergangenheit und lassen den Verlust erahnen, den Radiumbad Oberschlema durch seine Zerstörung erleiden musste.

Seither hat sich viel getan. Der Ort wurde in den letzten 30 Jahren mit einem finanziellen Aufwand von 1,5 Milliarden Euro durch den Sanierungsbetrieb Wismut grundhaft renaturiert, rekultiviert und in weiten Bereichen revitalisiert. Die Einwohner renovierten ihre Häuser und viele öffneten sie für die neuen Gäste. Mit dem Abschied des alten und der Übergabe an den neuen Bürgermeister, Jens Müller, erhielt Schlema 2005 seinen alten Titel „Bad“ zurück. 2016 übergab der langjährige Geschäftsführer der Kurgesellschaft, Steffen Matthias, den Staffelstab an seine Nachfolgerin. Nun führt Dr. Kathrin Bös-



ecke-Spapens die Gesellschaft, die 2018 das schöne Jubiläum „100 Jahre Kurbetrieb im Schlematal“ und das 20-jährige Bestehen des Kurmittelhauses begehen konnte, das seither schon von Abermillionen Gästen besucht wurde. Die Fusion der Kommunen Aue und Bad Schlema 2019 sicherte die Möglichkeit, auch mit eigenen Mittel in die Zukunft des

Bürgermeister Konrad Barth und Ministerpräsident Kurt Biedenkopf bei der Eröffnung des neuen Kurmittelhauses in Schlema am 25. Oktober 1998
Archiv Oliver Titzmann



Radonbades investieren zu können. Trotz des schweren Rückschlages durch die auferlegten Einschränkungen in der Zeit der Corona-Pandemie begab sich die Kurgesellschaft bei laufendem Betrieb in eine umfassende Modernisierung des Kurmittelhauses und seiner therapeutischen Anlagen, die 2026 abgeschlossen sein wird und in einem blühenden Kurpark, der 2026 einen zentralen Teil der Landesgartenschau bilden soll, seine vollständige Übergabe erleben kann. Schlemas Wässer wirkten Wunder. Und sie wirken heute noch.

Gesundheitsbad Actinon
Foto: Kurgesellschaft Schlema

Autor
Dr. Oliver Titzmann



Uran – Bad Schlemas weltgeschichtliche Bedeutung

Hermann Meinel

Schlema, Halde Schacht 38,
Mitte der 1950er Jahre
Foto: Heinz Pinkert

Kurgäste und Touristen, welche den pittoresken Kurort besuchen, schwärmen vom schönen Kurpark und den Wanderwegen, welche sich entlang des Hammer- und Schafberges bis hin zum Klosterberg erstrecken. Die Pensionshäuser beispielsweise an der Markus-Semmler-Straße atmen förmlich Geschichte. Sie sind in den späten 1920er Jahren errichtet worden, als das Radiumbad Oberschlema das drittgrößte Kurbad Deutschlands war. Gäste aus aller Welt suchten hier Erholung und Linderung ihrer körperlichen Gebrechen. Erst auf den zweiten Blick fällt auf, dass der Ort massiv durch den Uranerzbergbau geprägt worden ist und die Landschaft in und um Schlema durch ein gewaltiges Sanierungsprogramm in den heutigen Zustand versetzt wurde.

Überblick über den Uranerzbergbau im Schlematal

Schon mit der Entdeckung der Kernspaltung im Jahr 1939 begann das Zeitalter des atomaren Wettlaufs der Supermächte. Damals, vor mehr als 80 Jahren, schien die Entwicklung von Atomwaffen ein probates Mittel, um militärische Überlegenheit zuerst über Deutschland und später über den politischen und militärischen Gegner zu erlangen.

Ab dem Jahr 1943 geriet das Westerzgebirge in den Fokus sowjetischer Wissenschaftler und Militärs. Ihnen war bekannt, dass Pechblende in bestimmten geologischen Formationen des Erzgebirges auftrat. Die Menge konnte man damals nicht abschätzen. Zuerst wurde für das

Westerzgebirge ein Vorkommen von 700 Tonnen Uranmetall prognostiziert. Für das Gebiet um Johannegeorgenstadt und Schneeberg sollten es 250 Tonnen sein. Eine recht überschaubare Menge, wenn man berücksichtigt, dass das waffenfähige Uran 235 nur zu etwa 0,9 Prozent im Uranmetall vorhanden ist.

Zum damaligen Zeitpunkt waren nur drei bedeutende Uranvorkommen in der Welt bekannt. Es handelte sich um die Lagerstätte am Großen Bärensee in Kanada, um Vorkommen im damaligen Belgisch-Kongo (heute Demokratische Republik Kongo) und im böhmischen St. Joachimsthal (Jáchymov).

Für die sowjetischen Spezialisten war jedoch anfangs jedes noch so kleine Vorkommen recht, weil Uran nicht frei zugänglich war. Aus diesem Grund wurde 1945 im August mit der Regierung der Tschechoslowakischen Republik ein Abkommen zur Gewinnung von Uran in St. Joachimsthal für die Sowjetunion abgeschlossen. Im Westerzgebirge und Vogtland wurden ab Ende 1945 alte Gruben befahren und das Metall A9 gesucht. Später tauchte der Name Wismut auf, um den eigentlichen Zweck des neuen Bergbaus, die Förderung von Uranerz, zu verschleiern und geheimzuhalten.

Unter dem Radiumbad Oberschlema waren nur zwei erzführende Urangänge bekannt, der Radiumflache und der Richard-Friedrich-Flache. Im Rahmen der Instandsetzung alter Grubenbaue stieß man schließlich unter dem Kurhotel vom Radiumbad Oberschema auf einen etwa 40 cm starken Erzgang mit Pechblende.

Dieser Fund leitete den Niedergang und die Zerstörung des Kurortes ein. Das heutige Bad Schlema wurde wie kaum ein anderer Ort im Westerzgebirge so massiv vom Uranbergbau der SAG/SDAG Wismut überprägt. Die Zerstörung des Kurzentrums nahm man in Kauf, um möglichst viel und rasch Uranerz abzubauen und dem sowjetischen Atomprojekt zuzuführen. Suchten Mitte der 1930er Jahre etwa 13.000 Kurgäste jährlich den Ort auf, mussten die Schlemaer 1948 ca. 24.000 Bergleute täglich ertragen! Binnen kürzester Zeit versank der Ort unter Bergbauhalden, ein Kurbetrieb war nicht mehr möglich. Die Zeit des intensiven Uranbergbaus war in Oberschlema schon Anfang der 1950er Jahre beendet. Zurück blieben ein zerstörter Ortskern mit einem Senkungsgebiet, welches nur unter Lebensgefahr zu betreten war, und eine riesige Haldenlandschaft. In und um Bad Schlema wurden auf 39 Bergeshalden mehr als 45 Millionen Kubikmeter Geröll abgelagert. Nahezu ein Drittel der Ortslage war nicht mehr nutzbar. Die Schlemaer Einwohner mussten sich in dieser zerstörten Landschaft einrichten.

In der Region um den Ort betrachteten viele Menschen diese Zerstörungen als einen akzept-



tablen Preis für guten Lohn und einen hohen Lebensstandard. Krieg, Hunger und Not und die Entbehrungen während der Flucht und Vertreibung waren nicht vergessen. Im Bereich Oberschlema und Schneeberg errichtete man im Jahr 1953 etwa 1.300 Wohnungen in den neuen Bergarbeitersiedlungen. Wohnungen waren in ganz Deutschland knapp. Schaute man damals auf die Namensschilder an den Haustüren standen dort Namen, welche ihren Ursprung nicht im Erzgebirge hatten. Bei den Kramlowskis, Przebylskis, Guttkowskis, Hayduks und Svobodas handelte es sich um Vertriebene und Heimatlose, welche im Uranbergbau der Wismut ihren Lohn mit harter und gesundheitsschädlicher Arbeit verdienten und ihren Familienangehörigen ein Leben in bescheidenem Wohlstand ermöglichten. In vier neu errichteten modernen Kulturhäusern fanden Theateraufführungen statt. Namhafte Künstler aus dem In- und Ausland traten dort auf und in den vielen Arbeitsgemeinschaften fanden Generationen von Bergarbeitern und ihren Familien Möglichkeiten zur sinnerfüllten Gestaltung der Freizeit.

Sportvereine der Betriebssportgemeinschaft Wismut brachten sogar Olympiasieger hervor. Später entstanden Kindertagesstätten und moderne Schulen. In der Friedrich-Schiller-Schule wurden beispielsweise 1953 die ersten Fachkabinette in einer Schule der DDR eingerichtet. Noch heute wird das Lehrschwimmbecken aus jener Zeit für den Schwimmunterricht genutzt.

In den Geschäften der Handelsorganisation Wismut bot man hochwertige Konsumgüter an. Das Gesundheitswesen der SDAG Wismut betreute die Bergarbeiter und deren Familien auf einem hohen Niveau im Bereich

Uranpechblende,
sogenanntes Bombenerz
Foto: Hermann Meinel

Niederschlema wurde sogar ein Nachtsanatorium eingerichtet. Hier konnten die Beschäftigten des Uranbergbaus ambulante Kuren durchführen. Man suchte das Haus nach der Schicht auf und wurde hier medizinisch behandelt.

Kaum einer der Bergarbeiter realisierte, welche Folgen ihre bergmännische Tätigkeit im Ort hatte. Man lief nach der Schicht schnell zum „Gummibahnhof“, um nach Hause zu fahren, und schaute sich nicht groß um. Der Ort Schlema war als „Dreckige Schlem“ bekannt, wo man nicht sehr gern wohnte.

In mehr als 40 Jahren intensivstem Bergbau entstand auf einer Fläche von 23 Quadratkilometern unter Schlema das größte Bergwerk Europas. Im Schlematal gab es insgesamt 54 Tagesschächte. Auf 62 Sohlen bis in eine Tiefe von 1.800 Metern erstreckte sich das Uranbergwerk mit einem Hohlraum von 41 Millionen Kubikmetern. Im tiefsten Bereich des Uranbergwerks herrschten Gesteinstemperaturen von 65 Grad Celsius! Die enormen Dimensionen und den Umfang der bergmännischen Tätigkeit kann man kaum erfassen.

Allein unter Schlema und Alberoda waren auf einer Länge von etwa 4.200 km horizontale Grubenbaue aufgeföhren. Das entspricht etwa der Strecke von Berlin nach Moskau und zurück!

Das Ende des Uranbergbaus und der Beginn der Sanierungstätigkeit der Wismut GmbH

Ende der 1980er Jahre wurde festgestellt, dass der Abbau von Uranerz im Bereich Niederschlema – Alberoda 1992 eingestellt werden muss, weil die Lagerstätte dann erschöpft sei. Der politische Wandel in der DDR eröffnete für den Bergbauort vollkommen neue, ungeahnte Möglichkeiten. Der Uranerzbergbau im Bereich Niederschlema – Alberoda fand am 1. März 1991 mittags um 12.00 Uhr mit der Förderung der letzten beiden mit Uranerz gefüllten Hunte sein symbolisches Ende. Bei der SDAG Wismut handelte es sich zu diesem Zeitpunkt um einen hochmodernen Bergbaubetrieb, in welchem gut ausgebildete Facharbeiter und Ingenieure ihrer Arbeit nachgingen. Dieser hoch qualifizierte Personalbestand bildete die Belegschaft der am 20. Dezember 1991 neu gegründeten Wismut GmbH. Die Angestellten der Wismut GmbH entwickelten Sanierungskonzepte von höchstem wissenschaftlichen und technologischen Standard, dem von Fachleuten in der ganzen Welt mit Respekt und Anerkennung begegnet wird.

Im Wismut-Vertrag vom 20. Mai 1991 wurden jene Aufgaben festgeschrieben, welche innerhalb von 25 Jahren eine nach höchstem Standard sanierte Bergbaufolgelandschaft formten und den Menschen ein lebenswertes Umfeld schufen. In diesem Zeitraum sollten Betriebsanlagen demontiert, untertägige Grubenbaue und Tagebaue und industrielle Absetzbecken gesichert und saniert werden. Außerdem wurden Wasserbehandlungsanlagen zur Reinigung kontaminierter Grubenwässer errichtet und die Filtrerrückstände fachgerecht eingelagert. Ein weiterer wichtiger Arbeitsbereich des Sanierungsunternehmens Wismut befasst sich mit der Umweltüberwachung, um beispielsweise mögliche Grubenbrüche zu verhindern. Bei all diesen Arbeiten mussten die Anforderungen der gültigen Strahlenschutzgesetze eingehalten werden. Damals zweifelten viele Menschen an der Umsetzung all dieser umfangreichen Maßnahmen, in deren Folge auch ein neues Kurbad in Schlema entstehen sollte. Als der damalige Bürgermeister Schlemas, Konrad Barth, stolz verkündete, dass Schlema wieder Kurbad werden sollte, erntete er im freundlichsten Fall nur ungläubiges Kopfschütteln. Regelrechte Lachsalven rief sein flotter Spruch „Was für Österreich

oben: Das Gelände des heutigen Kurparks, 1964
Foto: Museum Uranerzbergbau

unten: Aue-Bad Schlema
Blick auf den Kurpark von Bad Schlema im Mai 2023
Foto: Hermann Meinel



Bad Gastein, wird für Deutschland Schlema sein!“ hervor.

Die Sanierungsarbeiten im Ort neigen sich nun ihrem Ende zu. Eine langfristige Umweltüberwachung, und Geländepflege seitens der Wismut GmbH wird auch in den kommenden Jahren notwendig sein. Am 20. April 2023 wurde der letzte Tagesschacht der Wismut, der Schacht 208 im Ortsteil Niederschlema, mit einer Betonblombe versiegelt und die untertägige Sanierung beendet. Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wurden allein im Bereich von Bad Schlema mehr als eine Milliarde Euro für die Sanierung der Bergbaufolgelandschaft aufgewendet. Eine schier unglaubliche Summe, welche in der DDR für Sanierungsaufgaben wohl nie hätte aufgebracht werden können.

Geschichte und Traditionen bleiben

Bei der Betrachtung von historischen Fotos ist man immer wieder erstaunt, wie massiv die Landschaft zerstört wurde. Beschäftigt man sich jedoch mit dem mehr als 800 Jahre währenden Bergbau in Sachsen, so sind Umweltzerstörung und „Verbrauch“ von Landschaft schon immer ein Thema gewesen. Der Spruch „Ich bin Bergmann! Wer ist mehr?“ galt nicht nur in der DDR. In Sachsen gilt bis heute der Bergmann als der Schöpfer des Wohlstandes der Gesellschaft.

Die Freiheiten der Bergleute führten zu einem ihnen eigenen Selbstbewusstsein. Daraus entwickelten sich Traditionen, welche sich sehr deutlich von denen in anderen Bergrevieren in Deutschland unterscheiden. Prächtige Unifor-



men, wie sie die Knappschaften und Bergbrüderschaften bei den vielen Bergparaden tragen, künden von den Leistungen unserer Vorfahren. Der Kampf um die Erhaltung der Privilegien förderte den Zusammenhalt der Bergleute und beförderte die Entstehung von Traditionen. Diese wirken heute noch wie ein Band, welches die Menschen der Region zusammenhält, sie verbindet. Im damals im Entstehen begriffenen Uranbergbau der SAG Wismut fanden zahlreiche

Verwaltungsarbeiten unter Tage im Schacht 208 Bad Schlema
Foto: Thomas Ackermann, Wismut GmbH



Sanierte und rekultivierte Halde des Schachts 38, 2019
Foto: Hermann Meinel

Heimatlose, Vertriebene und Kriegsheimkehrer freiwillig oder über Dienstverpflichtung eine neue Arbeit. Not war allgegenwärtig. Erster Anreiz für die Arbeit im Schacht war ein warmes Mittagessen. Es gab süße Nudeln oder „Kälberzähne“, ein Gräupcheneintopf. Ob damals wohl jemand nachgefragt hatte, ob die Speisen vegan seien?

Ab 1948, als Geologen der Wismut in der Region um Oberschlema realisierten, dass man wohl eine große Uranlagerstätte über viele Jahre ausbeuten könne, trat ein Wandel in der Bergbauregion ein. Wie geschildert, wurden zahlreiche Sozialeinrichtungen und Wohnungen geschaffen, um die Menschen in der Region zu halten. In den vielen Kulturhäusern und Tanzsälen wurden Vortragsabende über Regional- und Ortsgeschichte gehalten, um den „Unhiesigen“ die Landes- und Ortsgeschichte zu erklären. In den Mettenschichten zur Weihnachtszeit erklärten die alten „Bergwurzeln“, ehemalige Beschäftigte der Sachsenerz GmbH, die bergmännischen Sitten und Gebräuche.

Die Vermittlung von Kenntnissen der erzgebirgische Bergbautradition galt als Angebot, sich mit der neuen Heimat zu arrangieren, sesshaft zu werden und somit dauerhaft als Arbeitskraft im Bergbau zur Verfügung zu stehen. Die bergmännischen Traditionen wurden in den Volkskunstgruppen und dem Erzgebirgensemble weiter entwickelt und hatten Bezug zum Arbeitsalltag.

Mit den politischen Umwälzungen Anfang der 1990er Jahre und Beitritt der ehemaligen DDR zur Bundesrepublik Deutschland änderte sich für viele Menschen das Leben. Alte Werte und Lebensleistungen wurden in Frage gestellt und oft nach dem Zeitgeist gewertet. Das Wirken des Bergbauunternehmens Wismut wurde ausschließlich auf Umweltzerstörung, Krankheit und Tod reduziert.

Mit der Gründung des Traditionsvereins Wismut begannen ehemalige Bergleute und interessierte Bergbaufreunde die Geschichte des Uranbergbaus in Schlema auf eine sachliche Weise zu erforschen und ohne Idealisierung auch die dunkle Seite der Wismut darzustellen. Zum 8. Deutschen Bergmannstag 1996 in Schneeberg war bei der Großen Bergparade ein Marschblock von Bergleuten mit dem Ehrenkleid des Bergmanns der SDAG Wismut beteiligt. Diese Bergkameraden bekamen viel Beifall von der örtlichen Bevölkerung und den Gästen. An jenem Festwochenende wurde in Schlema das Museum Uranbergbau eröffnet. In dieser Einrichtung wird die Industrie- und Sozialgeschichte der SAG/SDAG Wismut erforscht und in einer ansprechenden Weise museal dargestellt.

Wie stark heute noch der Mythos Wismut lebt, bezeugen die Schlachtgesänge, welche während der Fußballspiele von Erzgebirge Aue angestimmt werden. „Wir kommen aus der Tiefe, wir kommen aus dem Schacht!“ oder „Zwei gekreuzte Hämmer und ein großes W. Das ist Wismut Aue, unsre BSG“. Damit wird der Geist der Wismutkumpel beschworen, welcher sich auf unbedingte Kameradschaft bei schwerster körperlicher Arbeit unter Tage im Schacht begründet.

Bedeutung des erzgebirgischen Uranerzbergbaus für das UNESCO Welterbe Erzgebirge/Krušnohoří

Vor mehr als 20 Jahren begannen Enthusiasten und Wissenschaftler der TU Bergakademie Freiberg, das Projekt UNESCO-Welterbe Erzgebirge/Krušnohoří zu entwickeln. Am 6. Juli 2019 wurde der Region der Welterbetitel zuerkannt. Damit findet der mehr als 800-jährige erzgebirgische Bergbau seine besondere Würdigung. Jener Bergbau prägte das Erzgebirge in seinem deutschen Teil ebenso wie auf der böhmischen Seite. Das Erzgebirge ist das am dichtesten besiedelte und am intensivsten montan genutzte Mittelgebirge Europas. Fünf wichtige Bergbauperioden prägten die Landschaft. Wissenschaft, Technik, Verwaltung des Bergbaus und Traditionen gaben wichtige Impulse bei der Entwicklung anderer Bergbauzentren in Deutschland, Europa und der Welt.

Der Uranerzbergbau als letzte Bergbauperiode beeinflusste dabei im besonderen Maße die Landschaft und hatte enorme Auswirkungen im sozialen Umfeld. Stellte er doch im Hinblick auf die daran beteiligten Menschen und die technologischen Leistungen alle vorherigen erzgebirgischen Bergbauperioden förmlich in den Schatten. Die sich an die Einstellung des Uranbergbaus anschließende Sanierung der Bergbaufolgelandschaft ist eine weitere Besonderheit, weil sie in diesen Dimensionen in der Welt nicht üblich ist. Diese sanierte Haldenlandschaft von Bad Schlema ist eines von 22 Bestandteilen des UNESCO-Welterbes Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří.

Die erlebbare Geschichte des Uranerzbergbaus und die Ergebnisse der Sanierungstätigkeit der Wismut führen dazu, dass zahlreiche Touristen und Fachbesucher den Ort Bad Schlema besichtigen und sich über die speziellen Leistungen der Wismut GmbH informieren. Und natürlich kommen auch viele Besucher, welche sich über das Leben unter den Bedingungen des „Kalten Krieges“ und des Wettrüstens der Supermächte informieren möchten.

Autor

Hermann Meinel
Museum Uranbergbau
Bergstraße 22
08301 Aue-Bad Schlema
info@museum-uranbergbau.de



Das Auer Stadtbad in der Hakenkrümme

Heinz Poller

Vorbereitung zum Bau

Mit der Einführung des 8-Stunden-Arbeitstages im Jahre 1918 konnte man sich vermehrt Gedanken über die Freizeitgestaltung machen, um als Stadt auch Freizeitangebote zu planen. Um die Arbeitslosigkeit zu senken, wurde Anfang der 1920er Jahre in ganz Deutschland begonnen, Freibäder zu bauen.

Freibäder entsprechen der Lebensreformbewegung, die sich Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte. Durch die Industrialisierung zogen die Menschen in die Städte. Dadurch ergaben sich Wohnungsnot, Enge, gesundheitliche Schäden durch Rauch und Lärm. Naturheilvereine, Jugend- und Sportgruppen, Heimat- und Naturschutzvereine versuchten dem entgegenzuwirken und eine gesunde Lebensweise zu fördern. Man wollte mit Freibädern eine Auszeit anbieten, also die Möglichkeit, in Licht, Luft und Sonne und natürlich im Wasser zu baden. Und das ging nur mit

Aufenthaltsbereichen am Strand und auf der Wiese.

Natürlich beteiligte sich die Industriestadt Aue am deutschlandweiten Aufruf zum Bau eines Volksbades. Dazu gab es sogar eine Broschüre mit dem Titel „Das Volksbad“. Darin konnte man, Bilder und Referenzlisten eingeschlossen, lesen, wie die Kommunen Freibäder zu bauen hatten. In der Auer Stadtverwaltung gab es sogar einen Volksbadeausschuss, der sich Gedanken machen musste, wo in Aue ein Stadtbad errichtet werden könnte. 1920 begann die Suche nach einem Baugrundstück. Man hatte verschiedene Flächen in Augenschein genommen. Einer der Orte, die in Frage kamen, war das Lumpachtal. Hier sollte der „Lumpichbach“ das Bad speisen. Aufgrund der schlechten Erreichbarkeit und der Hanglage wurde diese Variante jedoch verworfen.

Weitere Möglichkeiten sah man auf der Wiese hinter dem Rittergut Klösterlein in Bahnhofsnähe sowie auf der Wiese unterhalb des Schlachthofes, auf welcher später dann das Stadion erbaut wur-

Freibad Hakenkrümme,
Zustand nach 1933

de. Hier sollte der Lößnitzbach die Wasserzufuhr gewährleisten. Abgelehnt wurden diese Vorschläge wegen des, durch die Lößnitzer Wäscheindustrie, verdreckten Wassers. Ebenfalls wegen des schmutzigen Wassers wurde auch der Vorschlag zum Bau des Bades auf der Schäferwiese unterhalb der Schlemaer Straße abgelehnt.

Das einzige Gelände, wo der Wasserzulauf damals nicht von Betrieben genutzt wurde, war das Gelände der Fürstlich Schönburgischen Herrschaft – eben die Hakenkrümme. Als die Stadt Aue das Grundstück kaufen wollte, verweigerte die Herrschaft in Hartenstein allerdings zunächst den Verkauf, genehmigte aber glücklicherweise die Verpachtung. Erst später kam es doch noch zum Kauf. Wie fortschrittlich die Verantwortlichen der Stadt Aue bei der Planung des Freibades waren, sieht man schon an der Auswahl des Leipziger Bauingenieurs Alfred Paatz. Er war Spezialist für Hallenschwimmbäder, Sommer-Badeanstalten, medizinische Bäder, Spiel- und Sportplätze sowie Turn- und Stadthallenbauten. In vielen Fachzeitschriften wurde er als Experte für solche Bauaufträge genannt.

Die Größe des Bades mit 50 Meter Länge war 1921 eine Seltenheit. Noch 1924 hörte man von Planer und Auftraggeber folgende Meinung: Das große Becken würde zur dauernden Belastung werden, da das Umwälzen, Filtrieren, Chlorieren und Ergänzen hohe Kosten erfordere, ebenso die Überwachung des langen Bassins zur Vermeidung von Badeunglücken. Außerdem seien nur wenige Schwimmer in der Lage, 100 Meter (Hin- und Rückstrecke) zu schwimmen.

Von solchen negativen Schlagzeilen ließ man sich nicht von dem Vorhaben abbringen. Der Leipziger Bauingenieur Praatz, der Auer städtische Baumeister Schiffner, Dachdecker August Walther, Malermeister Köhler, das Baugeschäft Lederer & Strobel wurden mit den Arbeiten beauftragt. Vom ersten Spatenstich bis zur Eröffnung vergingen nur zehn Wochen. Welch eine Meisterleistung, wenn man bedenkt, dass das Schaffen eines Bauuntergrundes auf einer teilweisen felsigen und vom Wald bewachsenen Fläche erfolgte. Auch gab es zu dieser Zeit noch nicht die heutige Badstraße, welche bequem den Wanderer von der Rudolf-Breitscheid-Straße in die Hakenkrümme führt. Nur über den Badweg, am alten Niederpfannenstieler Friedhof vorbei und unter der Eisenbahnbrücke hindurch, gelangte man zur Baustelle.

Im „Auer Tageblatt“ vom 14. Juli 1921 wurden die Technischen Daten veröffentlicht. Die geplante Größe des Bades betrug 20 x 50 Meter, die Kosten wurden auf 200.000 Mark geschätzt. Das Becken wurde in Eisenbeton errichtet. Die größte Tiefe von 2,80 Meter befand sich in der Sprunggrube. Das Schwimmbassin wurde durch Balken in Abteile für Kinder, für Nichtschwimmer und Schwimmer eingeteilt. Zur Erhöhung der Wasserdichtheit erhielt das Bassin einen Isolieranstrich.

Die Wasserzuführung erfolgte durch eine ca. 500 Meter lange Rohrleitung aus dem Schwarzwasser. Das natürliche Gefälle des Flusses nutzte man, um das Wasser des Bassins so hoch zu heben, dass eine vollständige Entleerung des Schwimmbassins, bis auf die Sprunggrube, jederzeit für Reinigungsarbeiten erfolgen konnte. Am Bassin kam ein Sprungturm mit einem Ein-Meter- und einem 3-Meter-Brett zur Aufstellung. 52 Einzelauskleidekabinen sowie ein großer, zwischen Männern und Frauen geteilter Raum dienten dem Umkleiden. Weiterhin wurde ein Waschplatz mit je drei Brausen für Männer und Frauen vorgesehen, denn jeder Benutzer des Bades sollte sich reinigen, bevor er ins Schwimmbad ging. Ein Eingangsgebäude mit Kasse und Aufenthaltsraum für den Bademeister wurde ebenfalls erbaut.

Die Eröffnung

Am 17. Juli 1921 wurde das Freibad in der Hakenkrümme eröffnet. Zur Eröffnungsfeier kosteten die Eintrittskarte 6,- Mark für Sitzplätze (grüne Karten) und 2,50 Mark für Stehplätze. Die Einweihungsfeier gestaltete sich als sportliches Ereignis ersten Ranges. Etwa 100 Vertreter von Sportschwimmvereinen verschiedener Großstädte, wie beispielsweise Dresden, Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Plauen und Halle, waren zu Gast.

Nach der Einnahme des gemeinsamen Mittagmahls und einem Willkommensgruß setzte sich der Zug vom Gasthaus „Bürgergarten“, an der Schwarzenberger Straße, mit einer Musikkapelle in Richtung Hakenkrümme in Bewegung. 3.000 Zuschauer begleiteten das Ereignis. Einschließlich der Vertreter der Vereine des Arbeiter-Wassersport-Verbandes und des Deutschen Schwimmverbandes waren ca. 200 Schwimmerinnen und Schwimmer an der Eröffnung beteiligt. Bei herrlichen, aber heißem Sommerwetter, welches in den Nachmittagsstunden von einem kurzen Gewitter ohne Regen unterbrochen wurde, brachte für die Zuschauer keinen Abbruch.

Stadtrat Schubert dankte in seiner Festrede den Auer Stadträten, den Erbauern und dem Fürsten von Schönburg-Waldenburg für die Überlassung des Geländes. Er weihte das Bad der Gesundheit der Bewohnerschaft Aues mit dem Wunsche, dass es dem jetzigen und zukünftigen Geschlechtern zum Segen reichen möge. Der Auer Bürgermeister Hofmann, der an der Eröffnung nicht teilnehmen konnte, lobte das Bad in seinem Grußschreiben mit den Worten: „Die Lage ist herrlich. Just alpin muten uns die gewaltigen Hänge des Burkhardtswaldes an, die hier einen eindrucksvollen Talabschluß bilden. In unmittelbarer Nähe rauscht der Fluß, auf allen Seiten grüner, frischer Wald mit seinem rauschen und Vogelgesang, keine staubige Straße in der Nähe, fern jeder störende Verkehr. Kaum ein zweites Mal wird man in Sachsen in so günstiger Nähe zu einer Stadt und

doch in stiller Waldeinsamkeit ein so schön gelegenes Schwimmbad finden. Sicher wird das Bad ein Liebling der Bürgerschaft werden und von Jahr zu Jahr besser und schöner ausgestattet und stärker besucht und so zu einem wahren Jungbrunnen für die Volksgesundheit werden.“

Der Weiheprung wurde von Otto Richter vom Schwimmklub Poseidon Leipzig ausgeführt. Eröffnet wurde das sportliche Ereignis mit einem Kunstreigen, geschwommen von acht Damen und acht Herren vom A. S. B. Plauen. Es wurden Kunstspringen, Staffel- und Einzelschwimmwettbewerbe und Wasserspiele gezeigt. Einer der vielen Höhepunkte war das Streckentauchen. Fridolin Kohle vom Schwimmverein Lypsia Leipzig durchschwamm das 50 Meter lange Bassin unter Wasser. Eine Werbung für den Wassersport war das Wasserballspiel der Ligamannschaften Leipzig gegen Halle. Den Abschluss der sportlichen Aktivitäten zeigte der Auer Verein „Freie Schwimmer“ mit spaßigen Einlagen.

Ein besserer Beweis für seine Notwendigkeit, für die Sehnsucht nach dem Freibad konnte gar nicht erbracht werden, als nach der Eröffnung etwa 500 Personen das Bad nutzten. Diesen Personen war das Baden im Freien ein Bedürfnis, und es waren nicht nur Kinder, die sich lustig im Wasser tummelten, vielmehr dürften auch Erwachsene und Kinder die Schar der Badenden gebildet haben. Eigentlich sollte Herren-Badetag sein, doch war auch der Andrang von Damen stark, dass bald das gemischte Baden im Gange war.

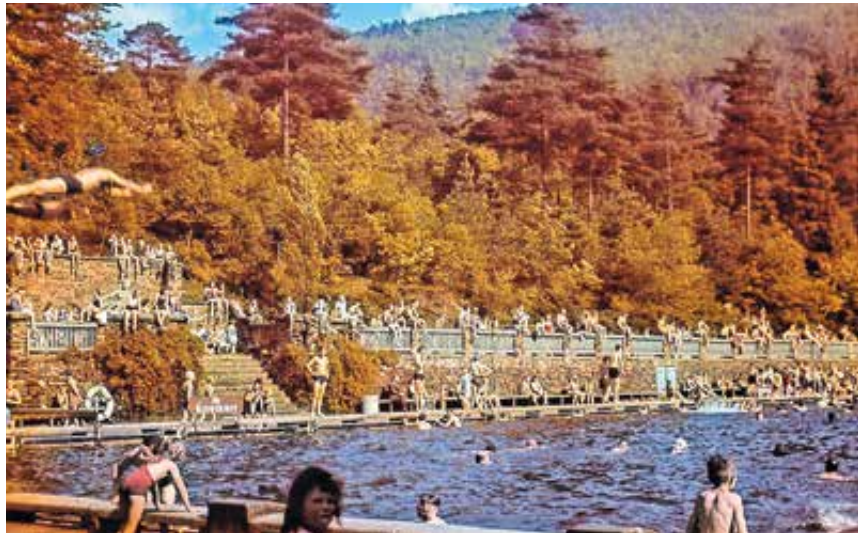
Das eine sehr große Zahl der Badbesucher des Schwimmens kundig war, war ein weiterer Beweis für die Wohltat, die die Stadt ihren Bürgern mit dem Bau des Bades getan hatte. Übrigens konnte man auch sehr gute und gewandte Sprünge vom Sprungturm aussehen. Der Schwimmsport ist also keineswegs etwas Neues, man konnte sich in Aue nur nicht darin betätigen, weil bisher die Gelegenheit dazu fehlte.

Nutzung und Erweiterung

In dieser Zeit begann man, intensiv in Deutschland für den Schwimmsport zu werben. Das geschah auch in Aue und Umgebung. Man gründete den Verein für volkstümlichen Wassersport. Später wurde daraus unter der Schirmherrschaft des Auer Turnvereins der Schwimmverein Neptun Aue. Das Vereinslokal war das „Cafe Georgi“ (heutige Bibliothek).

Es gab aber auch negative Meinungen zum Bau des Freibades. In der Presse konnte man lesen: „Die Erzgebirger sind wasserscheu! Die Auer baden nicht im Freien!“. Mit solchen Einwendungen wurde sogar von einzelnen städtischen Vertretern die Forderung auf Schaffung eines Freibades bekämpft.

Kritisiert wurde auch das gemischte Baden beider Geschlechter. Um die „Sittlichkeit“ streng ein-



Freibad Hakenkrümme, Badebetrieb, 1930er Jahre

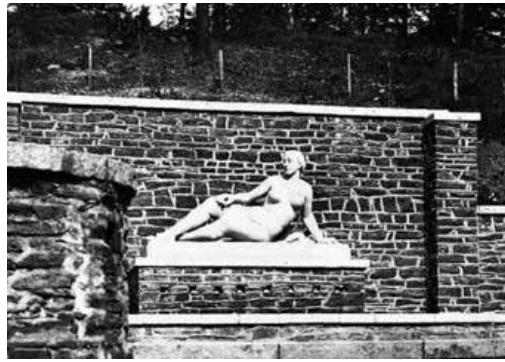
zuhalten, wurden die Öffnungszeiten nur für Männer und nur für Damen angeboten. An den meisten Wochentagen jedoch war das Bad für beide Geschlechter geöffnet. In der Badeordnung las man Folgendes: „Es ist wiederholt als störend gefunden worden, dass Herren während des Damenbades sich im Bade aufhielten, mitunter auch im Badekostüm. Ein solches sittenwidriges Verhalten verstößt gegen die guten Sitten. So soll von Nachmittag 1-6 Uhr dem männlichen Geschlecht der Zutritt verboten werden.“

Im ersten Jahr wurden 50.000 Badegäste gezählt. 1929 erreichte man bei schönem Sommerwetter 62.081 Badegäste. Zahlreiche Personen verbrachten den ganzen Tag ihrer Urlaubszeit in diesem idyllischen Waldwinkel und fanden so ohne nennenswerten Aufwand Erholung.

Auf Grund der großen Beliebtheit des Freibades, nicht nur bei der Auer Einwohnerschaft, begann man mit Um- und Ausbauten des Bades. 1925 übernahm die Stadt Aue das Grundstück in einem Flächentausch. Damit war der Weg zum großzügigen Ausbau des Bades frei. Die Zahl der Umkleidezellen wurde wesentlich vermehrt, eine neue Wasserleitung von einem hochgelegenen Teich im Lumpichttal wurde geschaffen. Der Teich mit seiner sonnigen Lage diente gleichzeitig als Vorwärmer für das Badewasser. Man legte Terrassen zum Sonnenbaden an. In diese waren Sandflächen zum Ausruhen und Sonnen sowie Rasenflächen eingebettet. Es entstand ein großer Spielplatz mit Turn- und Sportgeräten. 1927 wurde ein Holzhaus errichtet, das als Kantine für die Badegäste diente. Die ganze Anlage mit den Terrassen aus Phyllitsteinen mit schwarzer, gelber und rötlicher Färbung und stahlblauen Holzfeldern, das Becken mit seinem klaren Gebirgswasser auf smaragdgrünem Grund und die weiß gestrichenen Holzbauten für die Kleiderablagen gaben im überall grün umrandeten Talkessel ein reizvolles Bild.

Belebt wurde die Steinterrasse durch eine steinerne liegende Nixe, die der Dresdner Bildhauer Prof. Eugen Hoffmann (1892–1955) fertigte. Am

Nixe von Eugen Hoffmann,
Zustand um 1930



Ausgrabungen auf dem ehemali-
gen Freibadgelände, 2022
Foto: Heinz Poller

2. Mai 1928 wurde die Figur in Aue angeliefert und aufgestellt. Mit 2,70 m Länge, 0,90 m Breite und 1,60 m Höhe einschließlich Sockel war das etwa vier Tonnen schwere Kunstwerk ein wahres Meisterstück. 1933 schuf der Auer Künstler Emil Teubner (1877–1958) die Figur „Mutter mit Kind“, die an der Schmalseite des Beckens zwischen den je sechs neuerrichteten Startblöcken zur Aufstellung kam.

Im Jahre 1935 war die Erweiterung der Teichanlage im Freibad Hakenkrümme beendet. Es bekam vom Land Sachsen die Auszeichnung „Schönstes Freibad Sachsens“.

Das Ende des Bads

Anfang 1939 plante man, hinter dem Restaurationshaus ein Naturtheater zu bauen. Aber dann begann der Zweite Weltkrieg, und die Freilichtbühne kam nicht zur Ausführung. In der Nachkriegszeit wurde man das Freibad Hakenkrümme ab 25. Mai 1947 wieder täglich von 9 bis 20 Uhr geöffnet. Dann jedoch beanspruchte die SAG Wismut das Gelände des Bades. Die Auer Stadtväter wurden 1949 gezwungen, einer Verpachtung zuzustimmen. In der Umgehung des Freibads wurde von 1949 bis 1953 Uranbergbau betrieben. 1950 legte man durch Sprengung der Felsen an der Bahnlinie Aue – Schwarzenberg den bisherigen Flussverlauf um, wodurch das Freibad verloren ging. Man wollte mit der Trockenlegung der Flussschleife in der Hakenkrümme erreichen, dass kein unnötiges Wasser den Untertagebetrieb einer dort entstandenen Schachanlage gefährde. Im Nachhinein standen Aufwand und Nutzen in keinem Verhältnis. Von der ersten Uranaufbereitungsanlage Objekt 100 (heute Nickelhütte) wurden radioaktive

Rückstände in die etwa einen Kilometer entfernte Hakenkrümme gepumpt. 1971 trug man die sogenannte Sandhalde aus radioaktiven trockenen Rückständen ab. Der „Schlammteich“ in der Hakenkrümme wurde mit dem Sand der Halde verfüllt. Durch die Sprengung des Felsens war eine Hälfte des Bades zerstört worden. Die andere Hälfte verschüttete man mit Hausmüll, Bauschutt und anderen Abfällen. Die Stadt Aue konnte die Steinfigur „Mutter mit Kind“ durch Umsetzung ins Auerhammer Bad noch retten. Warum die „Nixe“ nicht umgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurde, bleibt ein Rätsel.

Ausgrabung seit 2020

Als 2019 eine Sanierung der Mülldeponie Hakenkrümme angekündigt wurde, war zu hoffen, dass die „Nixe“ unter der Verschüttung wiedergefunden werden kann. Jedoch beinhaltete die Sanierung keine Abtragung des Bodens, sondern die Abdichtung mit einer neuen Bodenschicht. Im Gespräch mit dem Auer Fotografen Andreas Stopp hatte ich dessen Neugier geweckt, denn eines schönen Tages rief er mich an und erzählte, dass er mit seinem Freund Chris Keller vom gleichen Standort alter Badpostkarten neue Aufnahmen machte. Mit den dabei gewonnen Erkenntnissen konnte er die ehemalige Lage des Bades genau bestimmen. In kurzer Zeit fanden sich interessierte Bürger zusammen, die im August 2020 mit der Freilegung der Mauern begannen. Dabei stellte sich heraus, dass die Mauern noch zum großen Teil erhalten sind, inklusive der aufwendigen Fugengestaltung der Rückwand hinter der Steinfigur. Nach und nach wurden bei den Schachtarbeiten weitere Bauelemente der Terrasse freigelegt, wie die Treppenanlage und sogar die Absperrhähne für die Wasserzufuhr des Brunnens. Von der „Nixe“ fand sich keine Spur, auch keine Trümmerstücke.

Mit ihrer großen Begeisterung haben die „Freunde der Hakenkrümme“ die Tochter des Künstlers, der diese „Nixe“ geschaffen hat, ausfindig machen können. Ernestine Reeckmann aus Dresden war so begeistert, dass sie „unsere“ Ausgrabung besuchte. Ortschaftsratsvorsteher Thomas Colditz und Oberbürgermeister Heinrich Kohl lobten im Namen des Auer Ortschaftsrates das Engagement aller Beteiligten und sagten ihre Unterstützung seitens der Stadt Aue-Bad Schlema zu.

Leider kann man außer einem gefundenen Fragment, die nach Zehen eines Fußes aussehen, zum heutigen Zeitpunkt noch kein erfolgreiches Suchergebnis von der „Nixe“ vorweisen. Die Suche wird weitergehen. Auch wenn wir dieses steinerne Kunstwerk nicht mehr finden können, hoffen wir, dass alle gemachten Versprechungen auf Unterstützung in Erfüllung gehen und damit die geborgenen Terrassenreste für die Zukunft – in Erinnerung an das einstige Auer Freibad in der Hakenkrümme – erhalten bleiben.

Autor
Heinz Poller
Ortschronist



Kunst und Kultur in Aue-Bad Schlema

Karla Hecker

Auch für die Kunst im Erzgebirge gilt, dass alles vom Bergwerk herkommt. Wenn der Bergmann die Grube verlassen hatte, begann er zu singen und zu reimen oder ein Instrument zu spielen – oder alles zusammen. Vorherrschende Themen waren die Arbeit im Schacht und die Gefahren, die im Berg lauerten. Aber auch eine tiefe Frömmigkeit prägte die Musik der Bergleute. Vieles an altem Liedgut wird heute noch gepflegt, dazu gehört natürlich auch die erzgebirgische Mundart. Inbegriff für diese Kulturpflege ist seit 60 Jahren das Erzgebirgsensemble Aue, das in seinem künstlerischen Gesamtkonzept einmalig ist. Nach einem Weihnachtsabend im Plenarsaal des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt entstand die Idee, ein Ensemble zu gründen. Eigens für jenes erste Programm im Jahr 1962 schrieb Manfred Blechschmidt, der von da an über viele Jahre als dramaturgischer und künstlerischer Leiter

die Fäden in den Händen hielt, das Schunkellied „Ruck mer nazamm“. Im Laufe der Jahre gingen viele Mädchen und Jungen durch die Bühnenschule des „EE“, wie es liebevoll von den Einheimischen genannt wird. So auch Steffen Kindt, der heutige Leiter. In den Jahren seines Bestehens hat das Ensemble in 16 Ländern Asiens, Amerikas und Europas durch seine Ausstrahlungskraft die Menschen in seinen Bann gezogen und die Kunde vom künstlerischen Können, das hier zu Hause ist, rund um den Erdball getragen. Das Ensemble ist eine Kulturinstitution, die aufgrund ihrer künstlerischen Qualität und Vielfalt der Darbietungen einen unschätzbaren Marketingfaktor für Aue-Bad Schlema und die Region darstellt. Es macht Weltkulturerbe mit Liedern und Musiken, Tänzen, Mundart und Trachten lebendig und erlebbar. Im nachfolgenden Beitrag werden weitere Klangkörper, aber auch die Musikschule, die

Erzgebirgsweihnacht mit dem
Erzgebirgsensemble Aue
Foto: Sammlung Kulturhaus Aue

Kulturhäuser und schließlich auch eine Tanzschule vorgestellt.



Das Kulturhaus Aue von der Seite des Carolateiches
Sammlung Kulturhaus Aue

Vom Kulturhaus der SDAG Wismut Aue zum Kulturzentrum des Erzgebirgskreises

Die Entstehungsgeschichte der Kulturhäuser ist eng mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der DDR in den 1950er Jahren verknüpft.¹ Damals überwogen Kulturhausgründungen unter der Hoheit von Schwerpunktbetrieben der Industrie, der Landwirtschaft und besonderer Institutionen und Organisationen. Sie besaßen eine regional bestimmende Rolle in Gebieten, die vom jeweiligen Industriezweig dominiert wurden. Genau diese Situation gab es in der Region um Aue, Schlema und Schneeberg mit dem gigantischen Bergwerksbetrieb der SDAG Wismut ab Anfang der 1950er Jahre. Am 1. Mai 1955 begann der Bau des Kul-

turhauses „Erst Thälmann“ mit Unterstützung vieler Freiwilliger.² Am 7. Oktober 1958 wurde es seiner Bestimmung übergeben. Wie das kulturelle Leben organisiert werden sollte, beschreibt ein Vertreter der IG Wismut in einem Interview aus dem Jahre 1958: „Es werden die Funktionäre des neuen Kulturhauses vor allem die Aufgabe haben, Kunstbedürfnis und Kunstverständnis bei breitesten Kreisen unserer Bevölkerung zu wecken“. Ab 1959 nahmen nacheinander das Staatliche Kulturorchester Aue und das Tanzorchester Aue von dem Musentempel Besitz. Daneben fanden Laienkünstler ihr künstlerisches Zuhause.

Der Bestand des Kulturhauses war nach der politische Wende 1990 kurzzeitig in Frage gestellt. Schließlich entschied man sich 1995 im Landkreis für eine Profilierung des Hauses zum Kulturzentrum des Landkreises Aue-Schwarzenberg. Der große Saal mit 784 Plätzen und der kleine Saal mit 250 Plätzen werden durch ein Foyer erschlossen, in dem die Gäste bei Großveranstaltungen gastronomisch versorgt werden können. Heute beherbergt das Haus die Erzgebirgische Philharmonie Aue, das Erzgebirgssensemble Aue und den Blema-Chor „Gerhard Hirsch“ Aue e. V. Außerdem ist hier die Musikschule Erzgebirgskreis mit einer Außenstelle vertreten. Das Kulturzentrum des Erzgebirgskreises, wie es heute heißt, bietet übers ganze Jahr einen wahren Veranstaltungsmarathon. Jährlich zieht das Haus etwa 50.000 Besucher in seinen Bann.

Das Kulturhaus „Aktivist“ in Bad Schlema

Als das Klubhaus „Aktivist“ 1953 eingeweiht wurde, hatte der Uranbergbau schon enorme Ausmaße angenommen.³ Schlema gehörte zum Stadtkreis Schneeberg mit über 50.000 Einwohnern. Im gleichen Jahr öffneten zwei weitere Kulturhäuser ihre Pforten: in Wolfgangmaßen das Klubhaus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft und in Schneeberg, in der neu gebauten Bergarbeitersiedlung, das Klubhaus „Freundschaft“. Aus heutiger Sicht gab es ein Überangebot an Kulturstätten, zumal auch 1958 in Aue das Kulturhaus „Ernst-Thälmann“ eröffnet wurde. Durch die Zerstörung des Kurbades und den Zuzug von Wismut-Beschäftigten aus allen Teilen der Republik erlebte die Bevölkerungsstruktur enorme Veränderungen. Auch viele Vertriebene waren hier sesshaft geworden. Ihnen galt es, ein neues Heimatgefühl zu vermitteln. Was sollte besser geeignet sein, als gemeinsam Kunst und Kultur zu erleben oder selbst zu gestalten. Im großen Saal des „Aktivist“ gab es einen Orchestergraben, und die Akustik war so genial, dass man kaum ein Mikrophon be-

Kulturhaus „Aktivist“ in Bad Schlema, 2023
Foto: Karla Hecker



nötigte. Für Theateraufführungen konnte die Requisite des Annaberger Theaters gehängt werden. Es gab Akrobaten, Seiltänzer, Zauberer, einen Schlagerchor, eine Theatergruppe, ein Ballett und vieles mehr. Das „Aktivist“ bot außerdem Kino- und Tanzveranstaltungen. Im Jahr 1988 übergab die SDAG Wismut das „Aktivist“ an die Gemeinde Schlema zur Nutzung. Nach der Friedlichen Revolution strukturierte sich das Haus gänzlich neu. Zunächst war hier der private Bildungsträger Adlatus GmbH ansässig, später die Geschäftsstelle der Ferienstraße Silberstraße. Am 6. Oktober 1995 eröffnete die Traditionsgaststätte „Zum Füllort“, und schließlich wurde 1996 das Museum Uranbergbau eröffnet. Was mit 20 Gemälden und 50 Mineralien begann, zeigt heute auf 700 Quadratmetern anschaulich die Geschichte der letzten 100 Jahre im Schlematal. Jährlich besuchen etwa 6.000 Besucher aus allen Teilen der Welt das Museum. Viel bestaunt werden die Exponate des alten Radiumbades, des Uranbergbaus sowie Zeugnisse der Wiederbelebung des Kurbetriebes. Der Leiter, Hermann Meinel, hält regelmäßig Vorträge zu unterschiedlichen Geschichtsthemen und bietet verschiedene Führungen und Wanderungen an. Die Säle des Kulturhauses im Erdgeschoss werden heute noch gerne zu Tanzveranstaltungen und Konzerten genutzt. Besonders beliebt ist das Neujahrskonzert, auf das im Abschnitt zum Silberbachchor, in diesem Heft nochmals Bezug genommen wird. Auch wenn Aue-Bad Schlema einmal „hohen Besuch“ erwartet, wird er gerne im „Aktivist“ willkommen geheißen. So wurde an historischem Ort am 5. Juli 2019 vom sächsischen Wirtschaftsminister Martin Dulig und dem Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium Christian Hirte ein Vertrag zur Weiterführung der Sanierung der Altstandorte des Uranbergbaus bis 2035 unterzeichnet.

Und wer das Feeling von „Untertage“ erleben will, kann in der Gaststätte „Füllort“ im Erdgeschoss einkehren. Mit der Gaststätte hat der ehemalige Bergmann Ulli Werk eine Bergbauerlebniswelt geschaffen.

Von der Volksmusikschule Aue zur Musikschule des Erzgebirgskreises

Die Musikschule Aue wurde am 5. Oktober 1953 gegründet.⁴ Zunächst waren 45 Kinder und drei Lehrkräfte in den Räumlichkeiten der Albrecht-Dürer-Schule Aue untergebracht. Bereits im Januar 1954 avancierte die Auer Einrichtung zur Hauptstelle, die Musikschulen in Zwickau, Annaberg und Glauchau wurden als Außenstellen angeschlossen, später kamen Crimmitschau und Stollberg hinzu. Sie nannte sich nun Volksmusikschule Aue. Bereits das



erste Schülerkonzert, am 3. Juni 1954 im Klubhaus Fortschritt, dem späteren Tanztreff, war ein voller Erfolg.

Bald war die Musikschule aus dem kulturellen Leben der Stadt Aue und der Region nicht mehr wegzudenken. Die im Fach Gesang unterrichteten wirkten in anderen Chören mit. Gleiches galt für viele weitere Musikschüler, die zunehmend in anderen Musikgruppen außerhalb der Schule auftraten. Im Jahr 1963 erfuhr die Schule mit den Außenstellen Schwarzenberg und Olbernhau nochmals eine Erweiterung. Die Außenstellen Zwickau, Crimmitschau, Glauchau und Thalheim/Stollberg wurden eigenständig. Aber auch in Aue selbst platzte die Schule aus allen Nähten, so dass sich 1964 der Umzug in ein eigenes Gebäude notwendig machte. Ihr Domizil befand sich nun in der ehemaligen Schule des Ortsteiles Zelle in der Clara-Zetkin-Straße 29. Der desolate Zustand des Gebäudes machte einen erneuten Umzug, diesmal in die Pestalozzi-Oberschule Aue, nötig. Das Jahr 1990 und der Einigungsvertrag brachten Umstrukturierungen und Bildung der Musikschulen Aue und Schwarzenberg in Trägerschaften der Landkreise mit sich. Und man knüpfte überregional Kontakte und Freundschaften, wie z. B. nach Solingen, Aues Partnerstadt in Nordrhein-Westfalen. In zahlreichen Begegnungen standen Musikschüler aus Aue und Solingen gemeinsam auf der Bühne und begeisterten ihr Publikum.

Im Schuljahr 1992/93 fiel der Startschuss zur Erweiterung der Musikschule in eine Musik- und Kunstschule mit Angeboten in Ballett, Bildender Kunst und Klöppeln. Schließlich bildete sich, einhergehend mit der Kreisreform, 1994 die Musik- und Kunstschule des Landkreises Aue-Schwarzenberg, die 1995 ins Kulturhaus Aue umzog.

Mit den Außenstellen in Eibenstock, Schneeberg, Sosa und Raschau rückte das Musik-

Auer Sinfoniker 2018 auf der Bühne des Auer Kulturhauses
Foto: Musikschule des Erzgebirgskreises

- 1 Simone Hain/Stephan Stroux/ Michael Schroedter: Die Salons der Sozialisten. Kulturhäuser in der DDR, Berlin 1996.
- 2 Die Informationen zur Geschichte des Kulturhauses stammen aus der Chronik des Kulturhauses, vorgelegt von Steffen Georgi, heutiger Kulturhausleiter.
- 3 Für die Unterstützung bei der Erstellung dieses Abschnitts bedanke ich mich herzlich bei Hermann Meinel, Museumsleiter.
- 4 Dieser Abschnitt entstand vorwiegend auf Grundlage folgender Publikationen: Verein der Freunde und Förderer der Musik- und Kunstschule des Landkreises Aue-Schwarzenberg (Hrsg.): Musik- und Kunstschule des Landkreises Aue-Schwarzenberg. Rückblicke, Einblicke, Ausblicke, Aue 1998; 65 Jahre Musikschule Aue. Eine chronologische Übersicht, Aue 2018. Abschließende Informationen erhielt ich von Musikschullehrer Rico Reinwarth, für die ich herzlich danke.

5 Der Abschnitt entstand mit freundlicher Unterstützung von Roswitha Gläser, für deren Mitarbeit ich herzlich danke. Vgl. Werner Kaden: 120 Jahre Erzgebirgische Philharmonie Aue, Altenburg 2008.

schulangebot näher an die Schüler heran. Im Jahr 1997 gründete sich die Big Band Aue unter Leitung von Frank Matthey, 2003 finden die sächsischen Musikschultage und 2007 erstmals der Wettbewerb „Jugend musiziert“ in Aue statt. Nach der Kreisreform im Jahr 2008 fusionierten die vier Musikschulen Aue-Schwarzenberg, Stollberg, Annaberg-Buchholz und Zschopau zur Kreismusikschule des Erzgebirgskreises. Im Folgejahr gründen Vera Kürtös und Rico Reinwarth das Sinfonieorchester der Kreismusikschule, heute Auer Sinfoniker. Die Big Band spielte erstmalig 2010 beim Europäischen Blasmusikfestival. Heute werden über 3.000 Schülerinnen und Schüler vom Vorschul- bis ins Rentenalter im gesamten Landkreis unterrichtet. Der Hauptsitz befindet sich in Annaberg-Buchholz, weitere Außenstellen des Standortes Aue sind Schwarzenberg, Schneeberg und Eibenstock. Mit jährlichen Konzerten begeistern Schülerinnen und Schüler, sowie Ehemalige, unterstützt von ihren Lehrern, das Publikum. Bei den Konzerten ist das Kulturhaus Aue seit Jahren bis auf den letzten Platz besetzt. Die Musikschule gehört zu den unschätzbar wichtigen Standortfaktoren des Erzgebirgskreises. Sie bietet eine musikalische Breitenausbildung in ca. 40 Haupt- und zahlreichen Ergänzungsfächern und vermittelt das Musizieren sowohl als schönes Hobby, als auch zur Berufsvorbereitung bis hin zur Hochschulreife.

Erzgebirgische Philharmonie Aue

Mit einem Alter von 135 Jahren steht auch die Erzgebirgische Philharmonie Aue symbolisch



Musikerinnen und Musiker der Erzgebirgischen Philharmonie Aue mit Generalmusikdirektor Jens Georg Bachmann im Kulturhaus Aue
Foto: Dirk Rückschloß

für eine Musiklandschaft, die tief mit dem Bergbau verwurzelt ist.⁵ Es waren halbprofessionelle Bergsänger und Bergmusikanten, für die die Bergbehörden von 1693 an strenge Regelungen erließen, um „ordentliche“ und „wohlklingende“ Musik zu haben. Grundlage war der ungekünstelte Gesang der Bergleute. Natürlich kamen auch weitere Einflüsse hinzu, wie leistungsstarke Kantoreien, Kurrenden, Singkreise, Posaunenchor, Orgelmusik und Kirchenkonzerte. All diese Faktoren beeinflussten die Volkskultur des Erzgebirges. Es dauerte aber bis Ausgang des 19. Jahrhunderts, ehe die Geburtsstunde für die heutige Philharmonie schlug. Aue gehörte damals zu den aufstrebenden Industriestädten, die in ihrer Fülle an Branchen und den Leistungen ihrer Industriepioniere gerne mit Chemnitz verglichen wurde. Der Ehrgeiz der Stadtväter bestand darin, auch kulturell mit den Großstädten mithalten. Sowohl in Aue als auch in Annaberg-Buchholz wurden im Jahr 1888 Stadtmusikdirektoren berufen, die Orchester gründen sollten. Sie bedienten die Genres Tanzmusik und Klassik, wobei sie auch auf Beredigungen spielen mussten. Die Auer Stadtkapelle spielte ab 1927 auch im benachbarten Radiumbad Oberschlema.

Nach Kriegsende fanden sich Enthusiasten für einen Neuanfang. Das DDR-Regime wollte Bildung besonders für die Arbeiter und Bauern. Zudem fanden sich viele gute Musiker aus den osteuropäischen Ländern. Diente bis dahin der Bürgergarten oder der Clemens-Winkler-Club als Auftrittsstätte, konnte das Orchester ab 1959 seinen Sitz im neu erbauten Kulturhaus „Ernst Thälmann“ beziehen. Auch künstlerisch schärfte der Klangkörper im Laufe der Jahre sein Profil. Oper, Operetten- und Chorkonzerte gehören ebenso zu dem Spektrum wie Kirchenkonzerte. Die Friedliche Revolution hatte nicht unerhebliche Auswirkungen auf den Bestand des Orchesters. Nachdem im Juni 1996 der Kulturkonvent beschlossen hatte, die beiden Orchester aus Annaberg und Aue zusammenzuführen, wurde ein Jahr später die Theater- und Orchester GmbH gegründet. Seitdem heißt der Klangkörper „Erzgebirgische Philharmonie Aue“ und geht viele neue Wege, um Besucher anzulocken. Zehn Philharmonische Konzerte in Aue und Annaberg-Buchholz, das Bespielen der Musikaufführungen im Theater Annaberg-Buchholz, Mitwirkung beim Kultursommer Erzgebirge, musikalische Umrahmung bei den Greifenseinspielen, Gastspiele im Landkreis Erzgebirge, Open-Air-Konzerte und Konzerte außerhalb des Erzgebirges stehen auf der Agenda der Musikerinnen und Musiker.

Sein besonderes Augenmerk legt der Klangkörper auf die Begeisterung junger Menschen

für klassische Musik. Schließlich sind sie die Zuhörer von morgen. Durch Projekte in Kitas und Schulen sollen die Hörgewohnheiten der zukünftigen Generation erweitert werden. Als besonderen Höhepunkt im gesellschaftlichen Leben der Stadt Aue-Bad Schlema hat sich der alljährliche Philharmonieball im Kulturhaus Aue etabliert.

Kammerphilharmonie Miriquidi und Silberbachchor

Dass der Verein Kammerphilharmonie Miriquidi e. V. im November 1998 im Gemeindegarten Bad Schlema aus der Taufe gehoben werden konnte, ist vor allem Reinhardt Naumann zu verdanken.⁶ Der erfahrene Musiker und Dirigent leitete von 1987 bis 1998 das Staatliche Orchester Aue, später Erzgebirgisches Sinfonieorchester Aue. Getragen von dem Gedanken, den Kulturbetrieb in Bad Schlema musikalisch zu beleben, scharte er zehn erfahrene Orchestermusiker aus dem gesamten Mitteldeutschen Raum um sich und bildete ein Orchester, das in wechselnder Zusammensetzung an vielen Orten im Erzgebirge und deutschlandweit musiziert.

Schon kurze Zeit nach der Vereinsgründung, im April 1999, suchten einige sangesfreudige Bad Schlemaer Damen Musikdirektor Reinhardt Naumann auf und schlugen ihm vor, einen Chor zu gründen. Er wuchs rasch auf fast fünfzig Personen an. Im Jahr 2001 gab sich der Chor den Namen Silberbachchor und trat dem Verein „Kammerphilharmonie Miriquidi“ bei. Miriquidi, so nannte man schon zu Zeiten der alten Römer den dunklen Wald im Gebiet des heutigen Erzgebirges. Der Silberbach führt direkt durch Bad Schlema und



legt den Bezug zu den einst reichen Silbervorkommen nahe.

Reinhardt Naumann entwickelte Programme, bei denen Partnerchöre, die Kammerphilharmonie und professionelle Sängerinnen und Sänger gemeinsam auftreten. So bildet das jährliche Neujahrskonzert im Kulturhaus Aktivist einen musikalischen Höhepunkt. Die Neujahrskonzerte werden von der Vogtländischen Chorgemeinschaft und bekannten Solisten wie Jeanette Oswald und Bryan Rothfuss von der Staatsoperette Dresden gestaltet. Aber allein durch die künstlerische Handschrift von Reinhardt Naumann konnte das Neujahrskonzert zu einem unvergleichlichen Publikumsmagneten werden. Der Silberbachchor tritt regelmäßig in der Region zu Konzerten, Frühjahrs- und Weihnachtskonzerten auf und kommt direkt zum Publikum, z. B. bei Auftritten in Kirchen, Altersheimen

Kammerphilharmonie Miriquidi und Silberbachchor zum Neujahrskonzert 2019 im Kulturhaus „Aktivist“ Bad Schlema
Foto: Uwe Zenker



Blema-Chor vor dem Auer Kulturhaus
Foto: Gregor Lorenz

⁶ Dieser Abschnitt entstand abschließend im April 2023 mit freundlicher Unterstützung von Musikdirektor Reinhardt Naumann, für die ich herzlich danke.

- 7 Dieser Abschnitt entstand mit freundlicher Unterstützung von Grit Wolf, wofür ich herzlich danke.
- 8 Dieser Abschnitt entstand mit freundlicher Unterstützung von Stefan Richter (verstorben 2022) und Mario Unger-Reißmann, herzlichen Dank!

und Krankenhäusern. Er nahm an internationalen Chortreffen in Amsterdam und Prag teil, beteiligte sich an großen Chortreffen in Dresden und organisierte Chorauftritte u. a. in Pilsen, Leipzig, Nürnberg und Erfurt. Auf Initiative der Kammerphilharmonie Miriquidi e. V. fanden zwei internationale Chortreffen in Bad Schlema statt. Darüber hinaus organisierte der Silberbachchor eine Benefizveranstaltung im Jahr 2011 zu Gunsten von Opfern einer Flutkatastrophe in Pakistan. In den letzten Jahren ging allerdings die Anzahl der Chormitglieder gravierend zurück. Die Überalterung schlug erbarmungslos zu, und Jüngere rückten kaum nach. Auch die Corona-Krise machte sich bemerkbar. So zählt der Chor heute noch 20 von einst über 50 Sängerinnen und Sängern. Daher tritt er seit längerem gemeinsam mit dem Vogtlandchor Treuen auf. Für das anspruchsvolle Repertoire, zu dem gehobenes Volkslied, Kunstlied, Oratorium, Oper, Operette, Musical, Evergreen und Schlager gehören, sind natürlich auch gute Stimmen gefragt. Also ist man immer auf der Suche nach Nachwuchs.

Der Blema-Chor „Gerhard Hirsch“ Aue e. V.

Als der damals 19-jährige Gerhard Hirsch 1946 junge Sängerinnen und Sänger um sich scharte, wollte er nicht nur junge Talente fördern, sondern auch Lebensfreude vermitteln. Schließlich führte er mehrere Musikgruppen zum Blema-Chor zusammen, der 1950 schon mehr als 100 Mitglieder zählte und auf allen künstlerischen Events in der damaligen DDR präsent war.⁷ Finanzielle und materielle Unterstützung gab der Trägerbetrieb VEB Blema. In den Jahren seines Bestehens entwickelte sich der auch durch Funk und Fernsehen be-

Stefan Richter, der Vater des „Europäischen Blasmusikfestivals“, im Festzelt Bad Schlema am Dirigentenpult
Foto: Uwe Zenker



kannte Blema-Chor zu einem Botschafter der Kreisstadt Aue.

Nach der deutschen Wiedervereinigung konnte die Blema als Betrieb von den Gebrüdern Leonhardt übernommen und in sicheres Fahrwasser gebracht werden. Damit war auch die Unterstützung des Chores perspektivisch gesichert. Dieser wurde selbständiger Verein und verwendete weiterhin den Markennamen Blema. Hauptsponsor sind heute noch die Gebrüder Leonhardt GmbH & Co. KG BLEMA Kircheis. Zur großen Blema-Chor-Familie gehörten im Laufe der Jahre 140 Mitglieder. Manche blieben nur kurz, manche Jahrzehnte, wie Helga Fiedler, die im Jahr 2020 seit 70 Jahren im Chor singt. Zu den langjährig Aktiven gehört auch Heidemarie Korb, die 1994 die künstlerische Leitung übernahm. Sie meisterte bis 2023 diese Mammutaufgabe mit Perfektion und übergab den Dirigentenstab im Mai 2023 an Hendrik Beyreuther. Im Jahr 1996, zum 50. Geburtstag des Chores, erhielt das Ensemble einen neuen Namen Blema-Chor „Gerhard Hirsch“ Aue e.V. – als Hommage an den Gründer des Chores. Die Sängerinnen und Sänger zeigen ihr Können zu Weihnachts- und Muttertagskonzerten, aber auch zu weiteren besonderen Anlässen. Was typisch für das außergewöhnliche Können des Chores ist: Alle Stücke präsentieren die Chormitglieder ohne Hilfe von Noten- und Textblättern. Für viele Mitglieder ist der Chor eine Art zweite Familie. Man organisiert Hilfe für aktive und passive Mitglieder in schwierigen Lebenssituationen. Was aber vor allem zusammenschmiedet, ist die Freude und die Begeisterung am gemeinsamen Musizieren.

Bergmannsblasorchester Aue-Bad Schlema e. V.

In der Stadt Aue befand sich bis 1954 die Generaldirektion der SDAG Wismut, danach die Leitung des Bergbauobjektes 9 sowie der Betrieb für Bergbauausrüstung. Die beiden Letztgenannten hatten eigene Orchester, die 1967 zum Vereinigten Blasorchester Wismut Aue zusammengeführt wurden.⁸ Der teils 60 Musiker starke Klangkörper nahm zu DDR-Zeiten alle vier Jahre an den Arbeiterfestspielen teil, gestaltete den Tag des Bergmanns am Filzteich mit aus und gastierte auch schon mal in Ost-Berlin, um erzgebirgisches Flair in die Hauptstadt zu bringen.

Konzertreisen führten das Orchester in fast alle Länder des damaligen Ostblocks. Dabei entwickelten sich internationale Beziehungen, wie zum Beispiel zum Bergmannsblasorchester von Zabrze, einer Steinkohle-Bergbaustadt in der damaligen Volksrepublik Polen. Immer gab es eine enge Zusammenarbeit mit dem

Kreiskulturorchester Aue, heute Erzgebirgische Philharmonie Aue, in dem man sich gegenseitig mit Musikern aushalf.

Nach der deutschen Wiedervereinigung nahmen Heinz Gaede und Stefan Richter die Fäden in die Hand, stellten die Instrumente sicher, hielten die Musiker zusammen und initiierten schon 1990 die Vereinsgründung zum Musikverein „Blasorchester der Stadt Aue“. Unterstützung bei der Vereinsgründung bekamen die Musiker aus dem Erzgebirge von Musikern aus Baden-Württemberg. Bereits 1989, noch zu DDR-Zeiten, suchte der 1. Vorsitzende der Stadtkapelle Herrenberg den Kontakt nach Aue. Es war der Beginn einer Freundschaft, die bis heute anhält.

So stellten sich die Ereignisse 1989/90 im Nachhinein nicht als Bruch, sondern als Neubelebung dar, an die bis dahin keiner zu glauben gewagt hat. Spektakuläre Auftritte im Jahr 1991, wie bei der Einweihung der sächsischen Landesvertretung in Bonn, einem Konzert im Bundeskanzleramt Bonn und der Empfang durch Bundesminister Rudolf Seiters, der Europaparty auf dem Kurfürstendamm oder die Teilnahme am Europäischen Blasmusikfestival in Oberwart in Österreich, waren symbolisch ein Aufbruch in eine neue Zeit. Die Musiker pflegten sowohl deutsch-deutsche Beziehungen als auch Beziehungen ins einst „westliche Ausland“. So gehörte der Auftritt zum ZDF-Sonntagskonzert ebenso zum Programm, wie die Teilnahme am Kölner Rosenmontagszug, aber auch Auftritte in Italien und Spanien. Mitte der neunziger Jahre fand das Orchester sein neues Zuhause im Kulturhaus Aktivist und benannte sich um in „Bergmannsblasorchester Kurbad Schlema“. Im Frühjahr 2022 bezog das Orchester ein neues Domizil auf dem Bad Schlemaer Markt, direkt neben dem Festivalgelände. Im November 2019 beschlossen die Mitglieder den neuen Vereinsnamen „Bergmannsblasorchester Aue-Bad Schlema“. Präsident Thomas Schaumberger möchte mit der Umbenennung ausdrücken, dass sein Ensemble das Blasorchester für die größte Stadt im Erzgebirge ist. Absoluter Glanz- und Höhepunkt in der Entwicklung des Musikvereins war und ist das Europäische Blasmusikfestival, das jedes Jahr am dritten Septemberwochenende mit etwa 700 Teilnehmern aus 11 Nationen im Ortsteil Bad Schlema stattfindet.

Tanzorchester Aue

Manch einer vermutet, das Tanzorchester Aue⁹ sei aus dem Jugendtanzorchester der IG Wismut gebildet worden, was nicht stimmt. Letzteres bestand aus Amateurmusikern aus dem Werk 512, zunächst in der Auer Neustadt. Gründer war der Pianist Egon Vogel aus



Bockau. Musiker und Solisten waren u. a. Siegmund Leistner, Sänger und Tenorsaxophonist, und die Sängerin Helga Depré, welche das Orchester 1962 verließen. Sigmar Jargosch begann im Juni 1962 beim Jugendtanzorchester, das 1963 zum Kulturhaus „Aktivist“ Schlema wechselte und sich nach wenigen Jahren auflöste.

Siegfried Händel, Sigmar Jargosch, Harald Broßmann und Karlheinz Hübschmann wechselten nach Aue. Am 1. März 1964 erfolgte schließlich die Gründung des Tanzorchesters Aue. Siegfried Händel fungierte als musikalischer Leiter, Sigmar Jargosch trat mit verschiedenen Instrumenten und Gesang auf, war organisatorischer Leiter und verantwortlich für die Finanzierung. Im Orchester wirkten außerdem Harald Broßmann, Ludwig Bonitz, Walter Decker, Miroslav Loucki, Sepp Schlosser, Rudolf Becher und Karlheinz Hübschmann mit. Als Pianist half Hans Schäfer vom Sinfonieorchester Aue aus. Im Jahr 1977 kam Bernhard „Icke“ Suffner, einer der besten Posaunisten der DDR, vom Showorchester „Fips“ Fleischer nach Aue. Zur Sängerin Kristina Auerswald, die schon seit 1965 Orchestermitglied war, kamen 1979 noch die Sängerinnen Evelyn Franz und Sylvia Mothes hinzu. Aus den Anfangsbuchstaben entstand der Name „KES“. Günter Herrberger kam 1983 als Techniker zum Orchester. Von nun an trug das Orchester den Namen: „Tanzorchester Aue & Gesangsgruppe KES – Die Big Band des Erzgebirges“. Wie üblich wechseln in solch einem Orchester auch die Musiker, später kamen Wilfried Päßler, Gotthard Kaulfuß, Manfred Edelmann, Hans Weber, Siegfried Förster, Werner Steiner, Rudi Baum, Heiner Bock, Ludwig Böhmer, Werner Opitz, Fritz Schlegel, Frank Matthey, Wilfried Preuß, Hans Jürgen Lehmann, Bodo

Tanzorchester Aue 1975

Foto: Sammlung Sigmar Jargosch

⁹ Dieser Abschnitt entstand mit freundlicher Unterstützung von Sigmar Jargosch, für dessen Mitarbeit ich herzlich danke.



Tänzerinnen der KARO DANCERS
Foto: Marko Unger

10 Für die Unterstützung bei der Erstellung dieses Abschnitts bedanke ich mich herzlich bei Katrin Rosenkranz

Autorin
Karla Hecker

Riesner, Thomas Lauterbach und Dieter Unger, dazu. Man spielte zu Tanzveranstaltungen und Betriebsfeiern. Das Orchester ging auf Tournee und wurde schließlich auch zu Rundfunk- und Fernsehveranstaltungen in der DDR eingeladen. So auch zur bekannten Sendung „Zwischen Frühstück und Gänsebraten“ mit Heinz Quermann. Auf Tourneen in die Tschechoslowakei, Polen, mehrmals Wolgograd und im fernen Sibirien begeisterten sie ihr Publikum. Sie errangen sieben Mal Goldmedaillen bei Festspielen sowie viele weitere Auszeichnungen. Nach der Deutschen Einheit präsentierten sie sich mit Ramona Leiß im ZDF beim „Sonntagskonzert auf Tournee“ und im ARD in „Kein schöner Land“. Sie begleiteten weltbekannte Stars wie Armin Müller-Stahl auf Tournee, Johnny Logan, zweifacher Sieger des Eurovision Song Contest, Rex Gildo, Frank Schöbel und weitere Künstler. Leider wurden die Arbeitsverhältnisse der Orchestermmitglieder beim Landratsamt Aue ab 1. August 1993 beendet. Frank Matthey und Sigmar Jargosch führten das Orchester privat weiter. Nach 35 Jahren

löste Sigmar Jargosch das Orchester am 31. Dezember 1998 auf.

Tanzschule KARO DANCERS Schlema e.V.

Die KARO DANCERS haben sich dem Tanz verschrieben und tragen mit Anmut und Grazie zur facettenreichen Kulturlandschaft von Aue-Bad Schlema bei.¹⁰ Die Namensgeberin und einstige Showtänzerin Katrin Rosenkranz, die bis 2021 den Vorsitz im Verein führte, gründete schon 1991 eine Tanzschule, damals noch im Sportstudio „Am Drachenkopf“ in Schneeberg. Bis 1996 stand sie selbst auf der Bühne. Wer konnte also besser die Liebe zum Tanzen vermitteln, als Katrin Rosenkranz, die die Magie der „Bretter, die die Welt bedeuten“ sozusagen aus erster Hand weitergeben konnte. Im Jahr 2003 hob sie den Verein Tanzschule KARO DANCERS Schlema e. V. aus der Taufe, dem heute 260 Mitglieder zwischen vier und achtzig Jahren angehören. Diese kommen aus der ganzen Region zum Training in die alte Gleesbergschule in Bad Schlema. Als die Schule 2003 ihre Pforten für den Schulbetrieb schloss, waren Verein und Gemeinde froh, dass wenigstens die Turnhalle durch den Tanzverein weiter genutzt werden konnte. Sie bildet heute das Vereins- und Trainingszentrum. Im Laufe der Jahre trainierten bei den KARO DANCER weit über eintausend Kinder, Jugendliche und Erwachsene und zeigen ihr Können bei Anlässen, wie z. B. den alljährlichen Neujahrskonzerten im „Aktivist“, bei Volksfesten in der näheren Umgebung, aber auch über die sächsische Landesgrenze hinaus.

Trainiert werden die Eleven überwiegend von der künstlerischen Leiterin und jetzigen Vereinsvorsitzenden Hanka Kühn, von Tänzerinnen aus den eigenen Reihen, aber auch von professionellen Tanzlehrern mit einer Ausbildung an der Palucca-Hochschule für Tanz in Dresden. Das Ergebnis dieser guten Ausbildung kann sich sehen lassen. Allein die spektakulären Auftritte der Showtanzgruppe mit Spitzentanzeinlagen lassen die gute Mischung aus Begabung und hartem Training erahnen. Einige kommen zwei bis dreimal die Woche zum Training. Manche haben schon im Alter von vier Jahren begonnen und sind über Jahre dabei. Sogar die Wahl des Studienortes, etwa Chemnitz oder Zwickau, richtet sich nach der Nähe zum Tanzverein. Die Mädchen stellen zwar die absolute Mehrzahl, dafür sind aber die Jungen in der Breakdancegruppe, unter Leitung von Dennis Weyreder, vertreten. Sie zeigten im Jahr 2019 beim vierten Flashpark, einem überregionalen Wettbewerb der Breakdancer, ihr Können.



Die Friedliche Revolution in Aue

Heinz-Günter Kraus

Es ist aus heutiger Sicht kaum vorstellbar, dass in der Kreisstadt Aue am 6. November 1989 etwa 20.000 Menschen dem Aufruf des Neuen Forums folgten, sich in der Friedenskirche Aue zu einem Friedensgebet zu versammeln und anschließend einen Demonstrationzug in Richtung Innenstadt zu bilden. Gemäß dem Vorbild der Nikolaikirche in Leipzig hatte Superintendent Ulrich Gilbert die Auer Demonstranten bereits am 23. Oktober 1989 zu einem Friedensgebet in die Nikolaikirche Aue eingeladen. Daraus entwickelte sich der Brauch, auch in Aue jede Demonstration mit Worten und Liedern der Besinnung zu beginnen.

Auch wenn Aue nicht der Brennpunkt des Wendegeschehens 1989 war, so war dieses Gebiet keineswegs eine nachlaufende Provinz. Gerade im Rückblick auf diese Zeit kann man respektvoll sagen, dass hier die Friedliche Revolution mitgestaltet wurde.

In und um Aue gab es mehr Anlaufpunkte, um seinen Protest loszuwerden als in anderen vergleichbaren Städten. Die sogenannte „Gellertstraße“ war bei den Auer Einwohnern das Synonym für die Staatssicherheit. In unmittelbarer Nähe gab es vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) eine weitere Außenstelle: die Abtei-

lung Wismut. Im Auer Stadtzentrum befand sich die SED-Kreisleitung mit der Partei, die die absolute Führungsrolle in der DDR beanspruchte. Unweit vom Rathaus das Polizeikreisamt, in dem die Ausreisen in die BRD genehmigt oder verweigert wurden. Im Rat des Kreises, bei den „Löwen“, saßen die Kontrollorgane für Planerfüllung, die Abteilung Inneres und Gesundheitswesen. Aber auch Jugend-, Arbeits- und Finanzamt. Alles das, was gemäß des „Demokratischen Zentralismus“ gesteuert und überwacht werden musste.

Zu der allgemeinen Unzufriedenheit, wie sie es überall in der DDR gab, über die unzureichende Versorgungslage, die Stasi-Überwachung, Einschränkungen der Reisefreiheit und über den permanenten Widerspruch zwischen Anspruch der SED-Führung und der Lebenswirklichkeit, richtete sich der Groll der Demonstranten gegen weitere Ärgernisse in und um Aue.

Die Luft war an manchen Tagen in Aue unerträglich. Fuhr man vom Brünlasberg in den Auer Talkessel, tauchte man ein in eine dumpe, graue Nebelmasse. Bei der so genannten Inversionswetterlage, bei der die kalten Luftschichten am Boden bleiben, war auf den Bergen ringsum schönsten Sonnenschein. Im Tal dagegen ver-

Luftverschmutzung in Aue
Fotos: Walter Wagner



Baumpflanzung auf dem Zeller Berg, vor 1989
Archiv Heinz-Günter Kraus

blieb Nebel. Dieses Wetterphänomen ist nichts Außergewöhnliches. Jedoch durch Autoabgase, den Hausbrand in der Innenstadt und Emissionen der Industriebetriebe im Zentrum bildete sich widerlicher Smog. Öffentliche Gebäude und Betriebe waren angewiesen, Rohbraunkohle für ihre Heizungsanlagen zu verwenden. Die war meist schon bei der Anlieferung nass, lagerte oft unbedeckt im Freien und verursachte bei der Verbrennung fürchterliche Rauchschwaden. Extrem war es, wenn in den Morgenstunden in der Dürerschule mit dem Heizen begonnen wurde, die Busse am benachbarten Postplatz ihre Motoren laufen ließen und die Trabis sich durch die Innenstadt drängten.

Das Wasser der beiden Flüsse, die durch Aue fließen, glich an manchen Stellen Industrieabwässern. Eine außerordentliche hohe Belastung erfuhr die Zwickauer Mulde bereits bei Schöneheide. Obwohl die industriegeprägte Gemeinde vollständig im Trinkwasserschutzgebiet liegt, flossen die Abwässer des Faserplattenwerkes in die Mulde und von dort in die Trinkwasser-Talsperre. Erst durch den Bau eines unterirdischen Abwasserkanals um die Talsperre konnte sich die industrielle Entwicklung in der Gemeinde wieder entfalten.

Eine besonders große Unsicherheit gab es hinsichtlich der Strahlenbelastung in unserem Gebiet. Hauptsächlich der heutige Ortsteil Bad Schlema wurde deutschlandweit als „Tal des Todes“ verleumdet. Die Strahlenbelastung im Erzgebirge ist ursprünglich nicht anders als in anderen europäischen Mittelgebirgen auch. Jedoch durch den Uranbergbau der SDAG Wismut sind Schäden an Natur und Umwelt entstanden, die zu großen Befürchtungen in der Bevölkerung führten. Verstärkt wurden die Ängste noch dadurch, dass alles streng geheim war. Warum war es verboten, die Wismuthalden zu betreten? Strahlen vielleicht die Halden? Was war mit den so

genannten Schlammteichen? Warum wurde der Verkauf von Schotter aus Haldenmaterial auch für private Baumaßnahmen plötzlich eingestellt? Wie schädlich ist es, neben einer Wismuthalde zu wohnen? Wie kommt es, dass so viele Bergleute an Staublunge und Lungenkrebs sterben?

Erst nach 1989 war es möglich, die Risiken differenziert zu betrachten, öffentlich zu diskutieren und Gefahrenpotentiale Stück für Stück abzubauen. Besonders die westliche Presse hat die Gefährlichkeit überzeichnet und damit dem Image der Region sehr geschadet. Einige Aufbauhelfer aus den Altbundesländern haben deshalb sogar ihr Kaffeewasser von zuhause mitgebracht. Es bedurfte großer Anstrengungen, eine Versachlichung der Betrachtungen herzustellen.

Bereits vor den Ereignissen im Herbst 1989 gab es in Aue unterschiedlich geprägte Jugendgruppen, die außerhalb der offiziellen FDJ-Veranstaltungen ihre Freiräume suchten. So gab es in der Oberschule, dem heutigen Gymnasium, eine Gruppe von Schülern, die sich mit anderen Jugendlichen im Clemens-Winkler-Club trafen, Musik, vor allem Jazzmusik, hörten und anschließend offen über die Lage in der DDR und ihre persönliche Situation diskutierten. Da man sich Westliteratur beschaffte und über andere verbotene Literatur wie „Die wunderbaren Jahre“ des DDR-Dissidenten Reiner Kunze diskutierte und zum Teil vervielfältigte, gerieten sie bald in den Fokus der Staatssicherheit. Ab 1977 wurde der Operative Vorgang „Abiturient“ angelegt. Letztendlich waren ihre Ziele genau die, die später vom Neuen Forum formuliert wurden: Demokratisierung, Reisefreiheit, Gelegenheiten in der Gesellschaft zu schaffen, um seine Meinung zu artikulieren. Formen zu finden, die zeigen sollten, dass es nicht nur eine staatstragende Meinung gibt, sondern auch abweichende. Zu den jungen Leuten gehörte auch Jochen Läßig, einer der Mitbegründer des Neuen Forums in Leipzig. 1979 wurden die Diskussionsabende verboten, einige Teilnehmer wurden wegen staatsfeindlicher Hetze und Gruppenbildung verhaftet und 1980 der Jugendclub geschlossen.

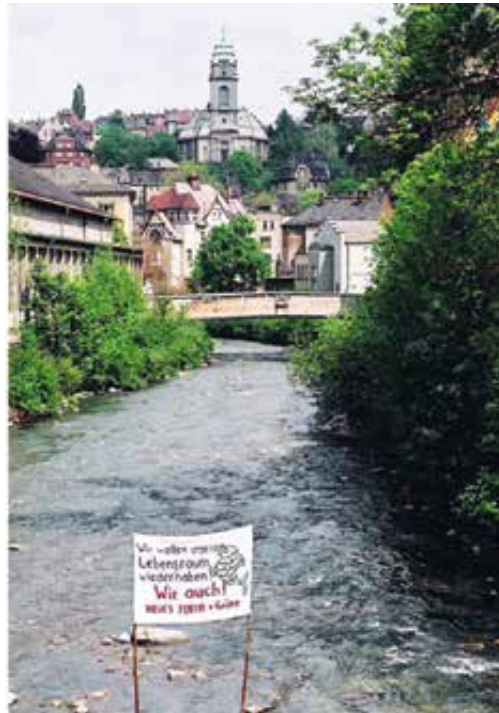
Allerdings ließ sich in Anbetracht dieser Ereignisse und dem Bekanntwerden von Berichten anderer Leute, die mit dem Staat kollidiert waren, die Debattierfreude junger Leute nicht eindämmen. Eine neue Generation von Jugendlichen traf sich Anfang der 1980er Jahre jeden Dienstag zu tiefgehenden Diskussionsrunden in der Gaststätte „Hutzenhaisl“. Es waren die typischen DDR-Verweigerer, lange Haare, Späthippies, junge Leute, die immer quer lagen. Das Nachdenken über die Zukunft der Jugend in der DDR, die politischen Ereignisse und der Drang nach persönlicher Freiheit prägten die Gespräche. Man hegte die Hoffnung, durch Diskussionen Veränderungen anzustoßen, auch wenn die lockere Freundesrunde anfangs keine umstürz-

lerischen Ziele hatte. Im Vordergrund stand insbesondere das Verlangen nach einem freieren Land. Auch diese Gesprächsteilnehmer waren von der Staatssicherheit in die „Szene des politischen Untergrunds“ (PUT) eingeordnet und mit IMs (inoffiziellen Mitarbeitern) unterwandert. Als im Sommer 1989 der Aufruf des Neuen Forums die Runde machte, unterschrieben anlässlich einer Geburtstagsfeier einige Personen dieser Gruppe am 24. September 1989 diesen Appel. Wenig später kamen noch einige Leute hinzu, und am 1. November 1989 wurde das „Neue Forum Basisgruppe Aue“ beim Rat des Kreises Aue angemeldet.

Parallel zu den Treffen im „Hutzenhaisl“ entstand innerhalb der Jungen Gemeinde der Auer Nikolaikirche Mitte der 1980er Jahre eine Gruppe, die sich aus christlicher Verantwortung heraus intensiv mit dem Thema Umwelt beschäftigte. Wegen der extremen Umweltsituation in Aue wollte man zur Verbesserung der ökologischen Situation beitragen. So gab es Waldeinsätze und mit der Stadt Aue abgesprochene Baumpflanzaktionen auf dem Zeller Berg. Aus anderen Gemeinden schlossen sich junge Menschen im Rahmen des Ökumenischen Jugendarbeitskreises (ÖJAK) diesen Ideen an, und es kam, angeregt von der Ökumenischen Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, zur Bildung der Gruppe ÖKOPAX-Aue. Man besorgte und verteilte unerwünschte und verbotene Schriften, organisierte öffentliche Gesprächsabende und gestaltete eine Ausstellung zum Thema Auto. Ulrich Wieland veröffentlichte in der kirchlichen Umweltbroschüre „Umwelt-Mosaik DDR '89“ einen Bericht über die Smog-situation in Aue. Aus christlicher Verantwortung heraus – anfangs völlig unpolitisch – wollten die ÖKOPAX-Mitglieder etwas zur Verbesserung der ökologischen Situation in Aue unternehmen. Über das, was von staatlicher Seite bewusst verschwiegen wurde, wollte man informieren. Mit ihren Veranstaltungen, die von der Staatssicherheit stets beobachtet wurden, brachten sie zum Ausdruck, dass sie die Kraft dazu hatten, die Wahrheit zu sagen.

Über persönliche Kontakte der unterschiedlichen Gruppen entstanden – ohne dass man es sonderlich intensivierte – Verbindungen und Netzwerke, die bis nach Dresden und Berlin reichten.

In den zahlreichen Auer Industriebetrieben wurde unter Arbeitern und Angestellten viel über die Lage der DDR und den Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit diskutiert. Manche SED-Mitglieder waren ebenfalls mit vielen Dingen nicht einverstanden, gerieten aber in die Rolle des Sündenbocks. Das führte dazu, dass viele aus der Partei austraten. In der Woche des Mauerfalls gab es allein im Kreis Aue 50 Personen, die ihr Parteibuch zurückgaben.



Protestplakat in der Mulde,
Mai 1990
Foto: Walter Wagner

Das verschärfte sich, als mehr und mehr Untaten und Verbrechen der Staatssicherheit bekannt wurden. So hatte man zum Beispiel erfahren, dass im Altkreis Aue 6.490 Personen registriert waren, die im Spannungsfall in einem Internierungslager (Festhalle Annaberg) isoliert werden sollten. Auch wurde bei den ersten Reisen in die Bundesrepublik über die bisher undurchdringliche Grenze der Unterschied der beiden Gesellschaftssysteme von vielen persönlich erlebbar. Dessen ungeachtet tauchten neue Fragen auf. Wie soll es weitergehen? Soll es einen neuen sozialistischen Weg geben? Wer übernimmt die Führung? Will und kann man Gorbatschows Perestroika umsetzen?

Die Demonstrationen mussten auch nach den Grenzöffnungen weitergeführt werden, um das Erreichte zu festigen und den Druck zur Umgestaltung zu erhalten. Auch ein gefürchteter Geheimdienst wie die Staatssicherheit löst sich nicht wegen ein paar Kundgebungen auf.

Lutz Süß hatte am 4. Dezember 1989 telefonisch von einem Freund erfahren, dass in Karl-Marx-Stadt die Stasi „umzingelt“ werden sollte. Man hatte die Vermutung, dass Unterlagen vernichtet werden. Die Auer wurden ermuntert, diesbezüglich ebenfalls wachsam zu sein. In einer spontanen Aktion begab sich am 5. Dezember 1989 eine Delegation des Neuen Forums zum Dienstgebäude des MfS. Sie informierten Vertreter der LDPD und der NDPD, um gemeinsam eine Vernichtung von Akten zu vereiteln. Frau Prof. Elke Mehnert (LDPD) wurde von der Gruppe beauftragt, bei der Polizei Anzeige zu erstatten und die Staatsanwältin hinzuzurufen. Noch in der Nacht versiegelte sie 64 geschlossene Panzerschränke. Am nächsten Morgen darauf forderte der Volks-



Kerzen vor dem Rat des Kreises,
November 1989
Archiv Heinz-Günter Kraus

kammerabgeordnete Bernhard Mögling (NDPD) Akteneinsicht. Er bestand darauf, dass einem Vertreter des höchsten Machtorgans des Landes diese Einsicht zu gewähren sei. Das wurde ihm jedoch verwehrt. Bald wusste man auch, warum. Als man unter Anwesenheit der Staatsanwältin die Panzerschränke öffnete, waren diese leer.

Die friedlichen Demonstranten duldeten es nicht, dass die SED die Kraft der Revolution und den Schwung der Erneuerung nutzte, um ihre Macht wieder zu festigen. Unterschwellig bestand auch die Besorgnis, dass die Grenzen wieder dicht gemacht werden könnten.

Bereits einen Tag nach dem Mauerfall, am 10. November, trafen sich Pfarrer und Kirchenvorsteher der Bezirkssynode Aue zu ihrer Herbsttagung. Sie verfassten eine Erklärung, wie der zukünftige Weg gestaltet werden soll, damit er von der Mehrheit der Bürger mit verantwortet und mitgetragen werden kann. Dieses Papier wurde an alle Parteien, Organisationen und Bewegungen gesendet. Zu den Forderungen gehörten beispielsweise, dass abweichende Meinungen und kritische Stim-

men nicht mehr von vorn herein als staatsfeindlich diskriminiert werden und dass die marxistisch-leninistische Weltanschauung den Kindern nicht länger aufgezwungen wird. Am darauffolgenden Montag erschien in der „Freien Presse“ ein Aufruf des Neuen Forums. Die „jetzt noch Ausreise- bzw. Fluchtwilligen“ wurden aufgefordert zu bleiben, weil die sich überstürzenden politischen Ereignisse von einer „wirklichen demokratischen Umwandlung“ zeugten.

Wie in vielen anderen Städten wurden auch in Aue am Runden Tisch Probleme besprochen, die den Bewohnern auf den Nägeln brannten: Maßnahmen zur Minderung der Umweltbelastung, Verwendung der Dienstgebäude des MfS, Privilegien der SDAG Wismut im Gesundheits- und Verkehrswegen und einiges mehr. Frau Dr. Brigitte Güttler äußerte den Gedanken einer Städtepartnerschaft, den die Teilnehmer wohlwollend diskutierten. Aufgrund der über ein Jahrhundert bestehenden Besteckfabriktradition in Aue erhoffte man sich eine Partnerschaft mit der Klingenstadt Solingen. Am 27. Dezember 1989 antwortete der Solinger Oberbürgermeister Gerd Kaimer auf den Brief einer Ärztin des Auer Krankenhauses und sagte, dass man den Brief mehrfach im Stadtparlament verlesen habe und sie sehr betroffen wären, aber auch hoch erfreut, dass eine Botschaft aus Aue komme. Sie wollten alles, was möglich ist, tun. Am 11. Januar 1990 fuhr eine kleine Delegation in die zukünftige Partnerstadt. Die Vertreter aus Aue wurden äußerst herzlich von Oberbürgermeister Kaimer und einigen weiteren Prominenten der Stadt empfangen. Auf dem Heimweg hatten sie bereits die erste praktische Hilfe im Kofferraum: Zwei Kopierer und 50.000 (!) Skalpelle. Von denen gab es im Auer Krankenhaus zu dieser Zeit lediglich noch 15 Stück. Da in allen Einrichtungen Mangel herrschte, verteilte der Ärztliche Direktor diese wertvolle Spende auch an andere Krankenhäuser des damaligen Bezirkes Karl-Marx-Stadt. Am 26. April 1990 wurde der entsprechende Partnerschaftsvertrag unterzeichnet, und in der



Formierung zu einer
Demonstration, November 1990
Foto: Walter Wagner

Nacht zum 3. Oktober, dem Tag der Deutschen Einheit, von Oberbürgermeister Gerd Kaimer und Bürgermeister Emanuel Klan im Stadtpark Aue eine Linde zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag gepflanzt.

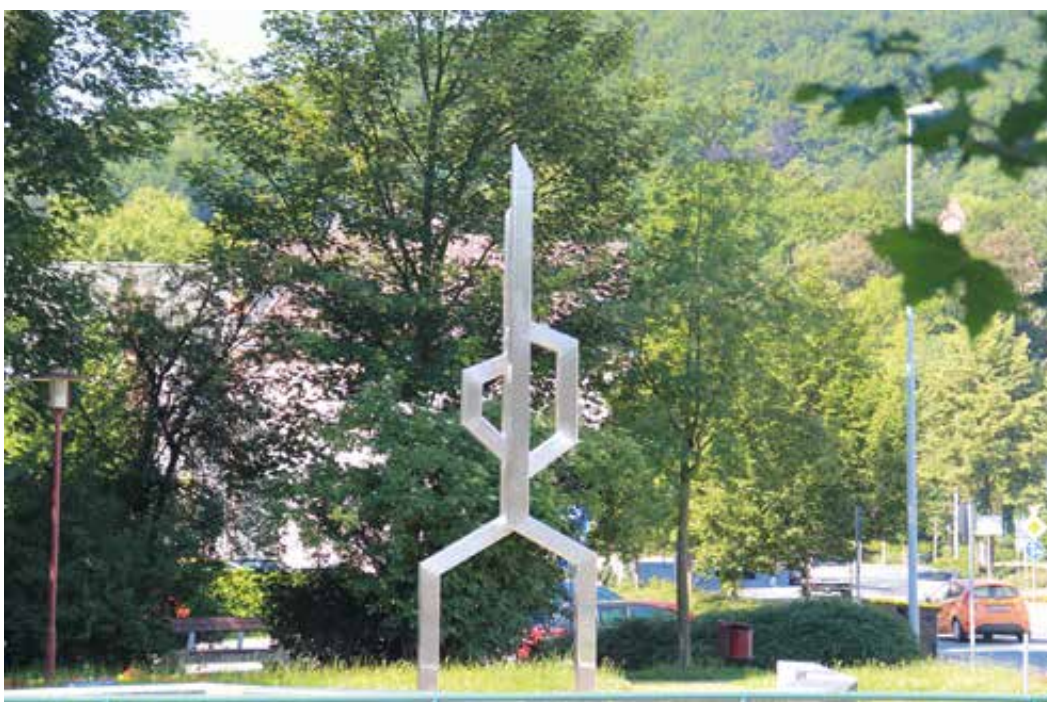
Bereits im Dezember 1989 wurde bei den Demonstrationen in Aue beobachtet, dass die Plakate zur Forderung nach bloßen Reformen auf nahezu Null zurückgingen. Der Gedanke einer schnellen deutschen Einheit gewann mehr und mehr Raum. Im Wahlkampf vor der ersten demokratischen Wahl am 18. März 1990 kam das in den Programmen der Parteien der „Allianz für Deutschland“ (CDU, DSU, Demokratischer Aufbruch) zum Ausdruck. Bei dieser Wahl wurde jedem Wähler bewusst, wie entscheidend seine Stimme war. So war es nicht verwunderlich, dass die Wahlbeteiligung in Aue bei 93,98 Prozent lag. Die „Allianz für Deutschland“ erhielt 47 Prozent der Wählerstimmen. Das entsprach in etwa dem DDR-Durchschnitt.

Der Weg hin zu einem vereinten Deutschland wurde zwar bis zum Inkrafttreten des Einigungsvertrages am 3. Oktober 1990 zügig beschritten, doch brachte dieser Prozess dramatische Veränderungen in bisher unbekanntem Umfang mit sich. Das betraf die zahlreichen Volkseigenen Betriebe, die plötzlich dem internationalen Wettbewerb ausgeliefert waren, und reichte bis in den persönlichen Bereich nahezu aller Beschäftigten. Wie überall in der DDR genoss man die neue Freiheit, vor allem die Reisefreiheit, musste aber auch lernen, sich in der neuen Gesellschaft zu orientieren und auf unterschiedliche Weise die neue Gesellschaft mitzugestalten.



Seit 2011 erinnert in Aue ein Denkmal an die Friedliche Revolution und Deutsche Einheit. Gestaltet nach einem Entwurf des Auer Stadtarchitekten Dr. Wolfgang Unger, besteht es aus zwei kantig gebogenen, insgesamt 4,7 Meter hohen Edelstahlprofilen, die einzeln je eine sitzende Person symbolisieren. Schaut man aus einer bestimmten Richtung, bilden beide Profile eine zusammengewachsene Figur. Die niedrige Umfassungsmauer trägt die Inschrift „20 Jahre friedliche Revolution und deutsche Einheit“. Das Denkmal soll auch die bis heute bestehende Partnerschaft zwischen Aue und Solingen symbolisieren.

Im Jahr 1998 erhielt die „Linde der Einheit“ noch einen Gedenkstein. Dieser wurde von Aues Bürgermeister Emanuel Klan (ganz rechts), Auer Stadträten und Friedrich Mögling (ganz links) eingeweiht. Die „Linde der Einheit“ war am Abend des 3. Oktobers 1990 im Stadtpark von den damaligen Bürgermeistern Emanuel Klan (Aue) und Gerd Kaimer (Solingen) gepflanzt worden. Foto: Archiv Stadtverwaltung Aue-Bad Schlema



Auer Einheitsdenkmal
Archiv Stadtverwaltung
Aue-Bad Schlema

Autor
Heinz-Günter Kraus



Der Jakobsweg Silberberg

Erhard Kühnel und Gerd Lauckner

Start zu einer Pilgerwanderung
Foto: Erhard Kühnel

Der Jakobsweg Silberberg wurde 2013 durch eine Initiative des Jakobspilgers Gerd Lauckner und dem Wanderleiter Erhard Kühnel aus Bad Schlema ins Leben gerufen. Die Idee, das Erzgebirge in das Netz der Jakobswege einzubeziehen, fand die Unterstützung von Bürgermeistern, Vertretern der Kirchen und Wanderfreunden aus dem Städtebund Silberberg. In einem Interessenkreis haben sich Freunde des Pilgerns gefunden. Der Ortschronist von Aue, Heinz Poller, und Mitarbeiterinnen der Stadtverwaltung beteiligten sich aktiv an der Realisierung des Projektes. Der Verein Sächsischer Jakobsweg an der Frankenstraße e.V. und die Regionalbeauftragte der Deutschen St. Jakobus-Gesellschaft, Dagmar Schlegel, sorgten mit ihrem Engagement dafür, dass der Jakobsweg Silberberg in das Netz der Jakobswege in Deutschland aufgenommen worden ist. Nach umfangreichen organisatorischen und praktischen Vorbereitungen konnte der

Jakobsweg Silberberg auf dem Abschnitt Lößnitz – Schneeberg am 12. Juli 2014 in der Hospitalkirche der Bergstadt Lößnitz eingeweiht werden. Mit Unterstützung des NABU Kirchberg und Wegewarten der Region wurde der Jakobsweg Silberberg 2015 von Annaberg-Buchholz bis nach Irfersgrün im Vogtland verlängert und an den Sächsischen Jakobsweg angeschlossen. Die Route führt über die Bergstädte Annaberg-Buchholz, Elterlein, Schlettau, Grünhain, Lößnitz, Aue-Bad Schlema, Schneeberg und Kirchberg und ist 64 km lang.

Ein besonderes Ereignis war die Weihe eines Pilgerkreuzes auf einer ehemaligen Halde des Uranbergbaus in Aue-Alberoda am 21. November 2017. An der Weihe des Kreuzes, das der Bildhauer Paul Brockhage schuf, nahmen Vertreter der Stadt und der Kirchen teil. Das Pilgerkreuz ist zu einem Ort der Begegnung

und Besinnung geworden. Ein Kreuzweg führt jedes Jahr zu Ostern an das Pilgerkreuz.

Am 30. Juli 2017 wurde mit dem Pilgerweg St. Anna, der von Jahnsdorf nach Lößnitz führt, ein weiterer Zweigweg zum Jakobsweg Silberberg eingeweiht. Er führt über die St. Annen-Kapelle in Zwönitz, die eine Stempelstelle besitzt. Mit der Erlangung des Welterbetitels für die Montanregion Erzgebirge 2019 erfolgte die Weiterführung des Weges in die Partnerstadt von Aue-Bad Schlema, ins tschechische Kaaden (Kadaň). Der Jakobsweg führt an den Welterbestätten Bergstadt Kupferberg (Měděnec) in Nordböhmen und den Bergbaugebieten Annaberg, Uranbergbau Aue-Bad Schlema, Kirchberg und Hoher Forst in Schneeberg vorbei. Die Streckenlänge erhöhte sich auf 113 km.

Am 27. Oktober 2019 wurde das Stadtgebiet von Aue mit drei Wegführungen von der Nicolaikirche, der Friedenskirche und der katholischen Kirche angebunden. Aus diesem Anlass entstand eine Pilgerfigur am Treffpunkt der Wege. Eine Schautafel informiert über den Jakobsweg. Der Weg bindet damit auch das Klosterlein Zelle ein, welches als Gründungsort der Stadt Aue gilt.

Am 28. August 2021 wurde mit einem Gottesdienst ein weiterer Abschnitt des Jakobswegs Silberberg in Dienst genommen. Er führt über 41 km von Schneeberg über Hundshübel nach Eich. An ihm befindet sich in Hundshübel das Grab eines polnischen Pilgers, der auf dem Weg nach Santiago de Compostela 2014 hier verstorben ist. An der Geschäftsstelle der Johanniter-Unfallhilfe befinden sich seit dem 18. Mai 2018 ein Pilgerbüro und eine Stempelstelle. Kirchen, Vereine und Privatpersonen unterhalten am Jakobsweg Silberberg Stempelstellen.

Inzwischen sind zahlreiche Pilgerwanderungen durchgeführt worden, und es waren Wandergruppen und Einzelpilger auf dem Weg unterwegs. Der Pilgermarathon zum Jakobstag am 25. Juli auf dem Jakobsweg Silberberg ist ein besonderer Höhepunkt im Pilgerjahr geworden. 2023 wurde er zum zehnten Mal durchgeführt. Im Oktober 2016 gestaltete der Interessenkreis Jakobsweg Silberberg den Jahresabschluss der AG Pilgern in Mitteldeutschland in der Kirchgemeinde Bad Schlema.

Kunst am Jakobsweg ist ein besonderes Anliegen des Pilgerfreundes Gerd Lauckner. Im Oktober 2014 nahm der Interessenkreis Jakobsweg Silberberg am Marktplatz ERZ – Für Menschen mit Herz in Aue teil. Dort stellte er Kontakt mit der Künstlergruppe TREFF Punkt KUNST Aue e.V. her. Es wurde verabredet, eine gemeinsame Ausstellung mit Fotografien, Bildern und Skulpturen zum Thema Pilgern auf dem Jakobsweg Silberberg vorzubereiten und durchzuführen. Die Fotos vom Jakobsweg Silberberg entstan-



den auf Pilgertouren, die Gerd Lauckner und der Fotograf Andreas Stopp unternahmen. Der Kunstmaler Matthias Richter ist mit Bildern in unterschiedlichen Formaten vertreten. Silvia Kunz fertigte eine Skulptur zum Thema Jakobsweg an. Die Ausstellung wurde in Kirchen, Museen, Galerien, Stadtwerken am Jakobsweg Silberberg und in der Partnerstadt Kaaden gezeigt. In Bad Schlema ist eine Litfaßsäule im Rahmen eines Schulprojektes gestaltet worden. Gemeinsam mit der Evangelisch-Lutherischen Kirchgemeinde Lößnitz wird daran gearbeitet, die Hospitalkirche Lößnitz zu einer Pilgerkirche zu entwickeln.

Der Jakobsweg Silberberg ist ein fester Bestandteil des Netzes der Jakobswegen in Europa geworden. Wegebeschreibungen und weitere Informationen zu den Jakobswegen in Sachsen sind auf der Internetseite des Sächsischen Jakobsweges an der Frankenstraße e.V. <https://www.saechsischer-jakobsweg.de/> erhältlich. Allen Pilgerfreunden, die sich auf die landschaftlich und kulturgeschichtlich reizvollen Jakobswegen im Erzgebirge begeben, wünschen wir ein „Buen Camino“, einen „Guten Weg“.

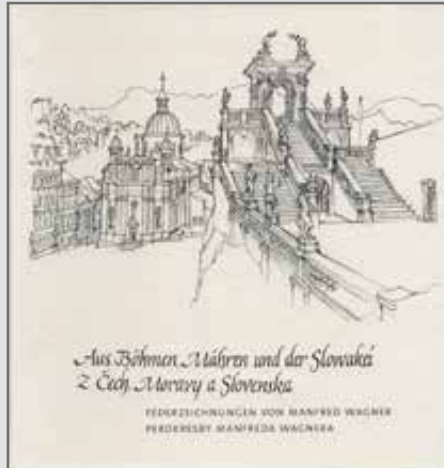
Pilgerwanderung 2023, ein von dem Künstler Paul Brockhage zum Holzbildhauersymposium gefertigtes Pilgerkreuz in Aue
Foto: Erhard Kühnel

Autor
Erhard Kühnel/
Gerd Lauckner
Interessenkreis Jakobsweg Silberberg

Zum Gedenken an Prof. Dr.-Ing. Manfred Wagner (1934–2023)

Kuratorium Altstadt Pirna e. V. (Hrsg.): Aus Böhmen, Mähren und der Slowakei. Federzeichnungen von Manfred Wagner. Z Čechy, Moravy a Slovenska, Perokresby Manfreda Wagnera, Verlag Gunter Oettel, Pirna und Zittau-Görlitz 2016, ISBN 978-3-944560-29-8, 14,90 Euro

Das Buch erschien bereits 2016, und doch soll es an dieser Stelle noch einmal hervorgehoben werden. Nicht nur, um das Kuratorium Altstadt Pirna zu würdigen, das diese Veröffentlichung anlässlich seines 25-jährigen Bestehens herausgab, sondern auch, um an Prof. Dr.-Ing. Manfred Wagner zu erinnern, der am 16. April 2023 in Dresden im Alter von 89 Jahren verstarb. Der Architekt, Denkmalpfleger und Zeichner war mit den „Sächsischen Heimatblättern“ aufs Engste verbunden. Zwischen 1983 und 1992 erschienen in unserer Zeitschrift illustrierte Verzeichnisse der Baudenkmäler der sächsischen Bezirke bzw. des Freistaates Sachsen, geordnet nach Kreisen/Landkreisen. Die Handzeichnungen dazu hatte Manfred Wagner angefertigt. In prägnanten Strichen hatte er das Wesentliche der jeweiligen Orte und Gebäude erfasst. Auch wenn die Denkmallisten in den 1990er Jahren eine wesentliche Erweiterung erfahren, haben Wagners Zeichnungen bis heute einen zeitlosen künstlerischen Wert. Wer die älteren Hefte der „Sächsischen Heimatblätter“ zur Hand nimmt, kann sich davon selbst ein Bild machen.



Das vorliegende Buch befasst sich nicht mit Sachsen, sondern mit Orten in der früheren Tschechoslowakei. Damals Assistent an der TU Dresden, reiste Manfred Wagner, der 1934 in Zettlitz bei Rochlitz geboren wurde, seit 1963 wiederholt in das Nachbarland Sachsens. Auf seinen Urlaubsreisen fertigte er Architekturzeichnungen an, die das Wesentliche eines Ortes, eines Stadtbildes oder eines Denkmalensembles zusammenfassen. Der vorliegende Band zeigt rund 140 Zeichnungen, jede auf einer eigenen Seite und mit einem kurzen Kommentar versehen. Ein Anhang gibt die kurze Einführung und die Kommentare in tschechischer Sprache wieder. Die Publikation geht auf die Ausstellung „Gekrönte Landschaften“ zurück, die 2015 in Pirna gezeigt wurde. Der Titel der Ausstellung fasst gut zusammen, was Manfred Wagner mit seinen Zeichnungen zeigen wollte. Er bildet Städte und

Kulturlandschaften ab, die von Burg- und Kirchtürmen bekrönt und akzentuiert werden. Dabei wählte er die Ansicht so aus, dass das Prägende des jeweiligen Ortes sichtbar wird. Typisch für Wagners Zeichenstil ist die Verdichtung der Striche an markanten Stellen, während andere Partien weiß gelassen wurden. Menschen fehlen ebenfalls. Diese Kunst des Weglassens macht die Denkmalwerte der jeweiligen Orte, aufs Wesentliche konzentriert, erkennbar. Mit dem Buch kann sich der Leser auf eine kulturgeschichtliche Reise durch Böhmen, Mähren und Teile der Slowakei begeben.

Anzumerken bleibt nur, dass es mir unverständlich erscheint, dass alle Ortsnamen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nur in tschechischer Sprache angegeben sind (und das teilweise auch noch unter Weglassung der im Tschechischen notwendigen diakritischen Zeichen). Es gibt nicht einmal eine Konkordanz deutscher und tschechischer Ortsnamen. Ist das damit zu begründen, dass man in der DDR nur die tschechischen Ortsnamen benutzen durfte und benutzte? Manfred Wagner wird gewusst haben, dass viele der von ihm gewürdigten Denkmale aus der deutsch-böhmischen oder deutschmährischen Kultur stammen. Warum wollte er das unkenntlich machen? Es gehört auch zum Erhalt des Kulturerbes, dass wir überlieferte Namen und Begriffe, gleich welcher Kultur und Sprache, in unserem Sprachgebrauch bewahren.

Dr. Matthias Donath

Zum 95. Geburtstag von Prof. Gerd Grabow

Am 15. September 1928 wurde Professor Grabow in Weißenfels geboren, wo er auch die Volks- und Mittelschule besuchte. 1946 erlernte er den Beruf eines Drehers im Reichsbahnausbesserungswerk Halle. An der Arbeiter-und-Bauern-Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

legte er 1949 das Abitur ab. Anschließend folgte das Studium im Fach Maschinenbau an der Technischen Hochschule Dresden in der Fachrichtung Kraft- und Arbeitsmaschinen mit dem Abschluss als Diplom-Ingenieur im Jahr 1953. Anschließend nahm er seine Arbeit im Wissenschaftlich-Technischen

Zentrum für Pumpen und Verdichter in Halle auf.

Während seiner 20-jährigen praktischen Tätigkeit hat er sich einer Vielzahl wissenschaftlich-technischer sowie ökonomischer Problemstellungen zu Fragen der Entwicklung und des Einsatzes von Pum-

pen und Verdichtern in den verschiedenen Industriezweigen beschäftigt.

Im Jahr 1972 wurde er als ordentlicher Professor für das Fachgebiet Energiewandlungsmaschinen an die Bergakademie Freiberg berufen. Hier beschäftigte er sich weiterhin mit Fragen der Optimierung von Pumpen und Verdichtern für eine breite Palette von Einsatzgebieten in den einzelnen Industriezweigen, vor allem in der Montanindustrie und Energiewirtschaft.

Während seiner 45-jährigen Tätigkeit in der Industrie und als Hochschullehrer an der Bergakademie Freiberg hat er die Ergebnisse seiner umfangreichen wissenschaftlichen Arbeiten in über 250 Veröffentlichungen in Fachzeitschriften dargelegt.

Im Zuge der Traditionspflege an der Bergakademie Freiberg setzte sich Professor Grabow maßgebend für den Wiederaufbau der Modellsammlung für den Bergbau und das Hüttenwesens ein. Modelle des Schwarzenbergebläses und des Kasten-gebläses wurden von ihm neu gebaut und im Traditionskabinett der Bergakademie ausgestellt. Seinem persönlichen Einsatz ist es zu verdanken, dass die Weisbach-Sammlung 1987 restauriert und neu in

den Räumen des Weisbach-Baus aufgestellt werden konnte.

Ein besonderes Augenmerk legte Professor Grabow im Ruhestand auf die Traditionspflege an der TU Bergakademie Freiberg. In den letzten 30 Jahren veröffentlichte er mehrere hundert historische Beiträge über bedeutende Persönlichkeiten aus Lehre und Forschung, vor allem auf dem Gebiet des Bergbaus, des Hüttenwesens und der Montanindustrie. Sie erschienen in mehreren Zeitungen und Zeitschriften, darunter auch in den „Sächsischen Heimatblättern“.

Die Darstellung des Wirkens von Professor Grabow wäre unvollständig, wenn nicht ein Blick auf seine Person gerichtet würde. Sein aufgeschlossenes und offenes Wesen zog nicht nur die Studenten besonders an, sondern verhalf ihm auch zu einem großen Freundeskreis. Wer Professor Grabow näher kannte, schätzte nicht nur seine wissenschaftliche Leistung und die Vielzahl seiner Publikationen, sondern vorrangig die Persönlichkeit, die zum Vorbild für Freunde, Schüler und Fachkollegen wurde. Die Glückwünsche seiner Bekannten, Freunde, Fachkollegen und zahlreichen Schüler zum 95. Geburtstag am 15. September 2023 sind verbun-



Prof. Gerd Grabow, um 1980

den mit besten Wünschen für weitere Gesundheit und persönliches Wohlergehen.

*Dr.-Ing. Ingo Riehl und
Dr.-Ing. Rhena Wulf*

IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Mitteilungsblatt des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V. und des Zentrums für Kultur und Geschichte e. V.

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Günter Donath, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocqué, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Martin Munke, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Michael Wetzels, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: DDV Elbland GmbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 40,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 10,00 € und 15,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelbild: Blick auf Aue, Rückseite: Blick auf Bad Schlema, Fotos: Uwe Zenker

